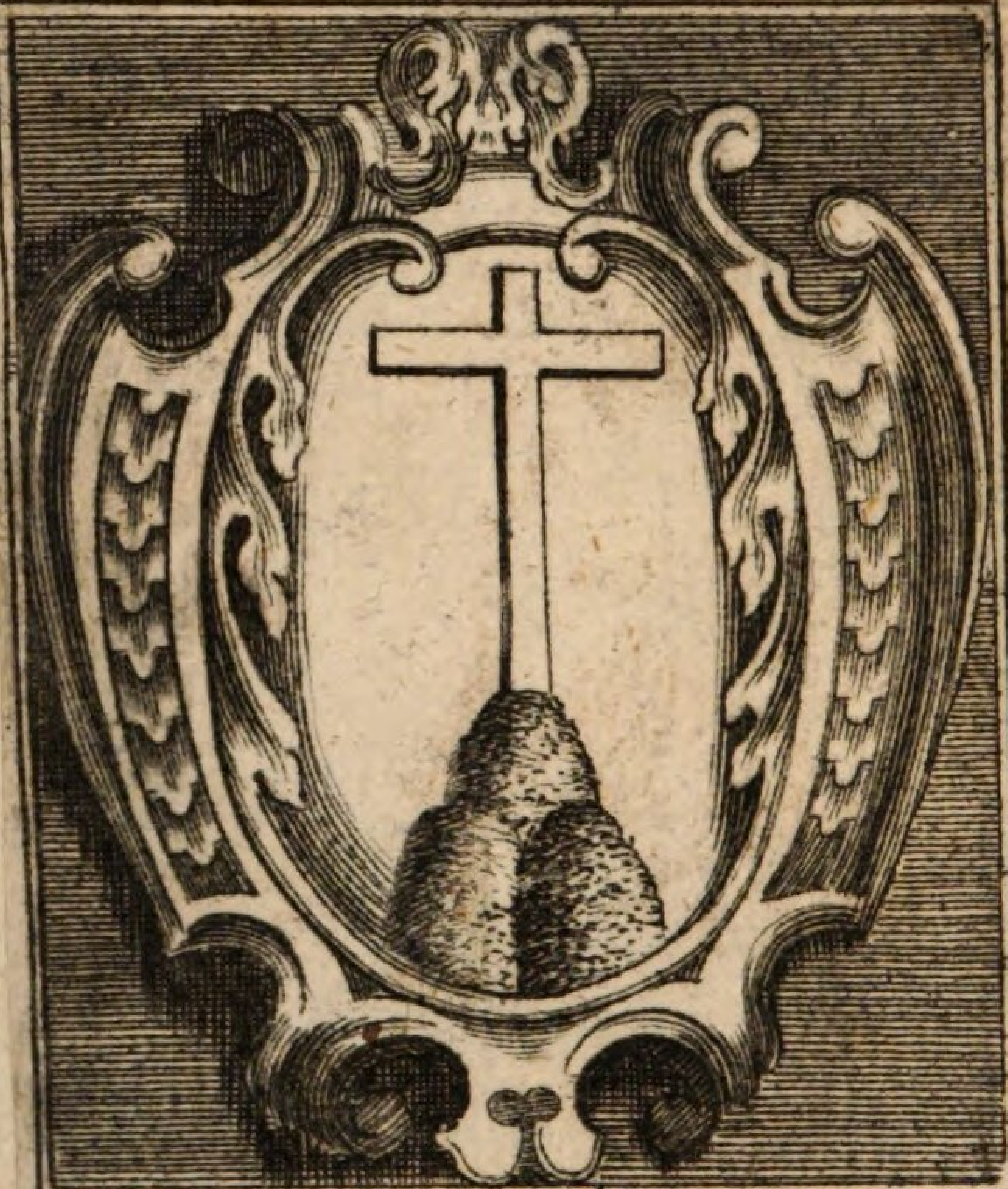
Oec. ~~1807~~ 201 f

~~Unterrichtbuechlein~~

Becker



Domus S.S. Adelhaidis. et
Caietani

<36618340930017 S

<36618340930017

Bayer. Staatsbibliothek

~~C C~~ 797 ~~180~~ 9

~~Uitvoerig~~

Oeconomica. Opp. varia oecon. illustrantia 60.

~~Oec. gen. No. 121.~~

R

Unterricht- Noth- und Hülfsbüchlein für Bürgers- und Bauersleute.

Darinnen sie in den meisten Vorfällen des Lebens, beym Feldbau, bey der Viehzucht, und in der Hauswirthschaft, bewährte und nützliche Regeln, Anweisungen und Vortheile verzeichnet finden.

Durch IX. Kupferstiche erläutert.

Mit hoher Genehmigung der Kurfürstlich - Pfalz-Bayerschen Regierung des Herzogthums Neuburg.

Vermehrte und verbesserte Auflage, für das katholische Oberdeutschland, besonders für den bayerschen Kreis eingerichtet.

Weissenburg in Franken,
bey Johann Georg Friedrich Jacobi.
1790.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Der Preis dieses Büchleins ist durch ganz Bayern, Schwaben und Franken in einzelnen Stücken 16 kr., in Parthien giebt man eine ansehnliche Provision darauf, und bey 10 Exemplaren ist das zehnte selbst frey. Gelder und Briefe erwartet man frey, dagegen die Exemplare nach München, Salzburg, Augsburg u. s. w. ebenfalls frey geliefert werden sollen.

Vorrede
des Herausgebers und Verlegers.

Ich glaube, dem lieben Publikum, für welches ich diese umgearbeitete Auflage des beliebten Bekerischen Noth- und Hülfsbüchlein besorgt und auf hohe Veranlassung herausgegeben habe, Rechenschaft von dem schuldig zu seyn, was von mir diesfalls geleistet worden, und warum dieses und jenes ganz anders, als im Beckerischen Buche vorgetragen ist; ohngeachtet ich im Wesentlichen für die Gegenden, für welche ich es zunächst bestimme, nichts Erhebliches ausgelassen habe.

Die Geschichte des Dorfes Mildheim und der Mildheimischen Familie selbst, so wie sie Herr Rath Beker erzählet, ist, wie ich glaube, und Kenner des Lokalen mir eingestehen werden, für Bayern und Schwaben ohne Interesse und Nutzen; daher ließ ich sie wohlbedächtlich weg. Für Sachsen, dessen Lokales ich nicht so genau kenne, kann sie sehr lehrreich seyn, und Herr Beker hatte folglich Recht, sie hin zu setzen; dort kann sie Nutzen stiften, und auch die Mildheimische Reisebeschreibung die von dem Herrn Verfasser dabey bezielte Absicht erreichen. In Bayern, Schwaben und Franken ist dermalen durch

guten und zweckmäsigen Unterricht, durch mancherley brauchbare Volksbücher und andere Verfügungen dafür gesorgt, daß der Landmann richtige Begriffe von den höhern Ständen bekomme, und sein Gedankensystem in diesen und in mehr andern Punkten ordentlich geleitet werde.

Uebrigens bin ich Kapitel für Kapitel, oder Nummer für Nummer, Herrn Beker gefolgt, habe manche Nummer fast wörtlich stehen lassen, und nur da ausgestrichen, wo ich es entweder auf ausdrücklichen Befehl oder aus eigener Ueberzeugung für nöthig fand. So habe ich bey Nro. 1., vom Brodbacken, die nicht nothwendige Geschichte des Beckers, Meister Conrads zu Zückertshofen, ausgelassen, und der Ueberschrift der Nummer gemäß, allgemein die Regeln eines nützlichen und guten Brodbackens hingesezt. Eben so zog ich in Nro. 3. bis 8. die Geschichte von den Personen, so Giftpflanzen oder giftige Gesäme und Wurzeln genossen haben, und die daraus entstandenen Zufälle ins allgemeine zusammen. Bey Nro. 10. war mir die Geschichte nothwendig, daher steht sie unverändert, doch mit einigen Zusätzen da. Bey Nro. 11 bis 17. beobachtete ich das nämliche. Dagegen blieb bey Nro. 18. die Geschichte des versoffenen Jochens, als anstössig, weg, und ich sezte dafür eine kleine Abhandlung vom Brandtwein hin, vermöge der Rubrik der Nummer. — Nro. 19. blieb, so wie auch 20. und 21., ohne sonderliche Veränderungen.

Nro.

Nro. 22., so von der Kleidung handelt, leitete ich blos kürzer ein. Nro. 23. ist gänzlich stehen ge-
blieben. Nro. 24., vom Heurathen, ist aus gu-
ten Ursachen weggeblieben. So fand ich auch den Angstbrief eines Wollüstlings, Nro. 27., für die Landleute unnütz, und ließ ihn aus diesem Grunde auch weg. Dafür sezte ich aber Nro. 26. und 28. an die Stelle von Nro. 24. zusammen, und fügte auch noch ein paar lehrreiche Geschichten aus dem Köhlerischen Volksfreund bey. Nro. 29. und 30. sind geblieben und blos etwas modifiziret worden; sie machen in meiner Ausgabe die Nummern 25. und 26. aus. Nro. 31., von der Gemüthsruhe und dem Gewissen, mußte ich, auf Befehl, ver-
muthlich weil es Kanzel-Themata sind, und den Herren Pfarrern zu erklären zustehen, weglassen. Nro. 32. und 33., so in dieser meiner Ausgabe 27. und 28. ausmachen, sind beybehalten, und blos etwas anders vorgetragen und mit Zusätzen, die mir nothwendig schienen, vermehrt worden. Nro. 34., ein Griff aus Wilhelm Denkers Wind-
beutel, ließ ich ganz weg, weil die darinnen aufge-
führte abergläubische Sentenzen nur blos satyrisch gerügt sind, welche Gattung Rüge mir für den Landmann zu verdeckt scheint. Zudem sind die Sen-
tenzen zu lokal und wahrscheinlich nur in Sachsen, die wenigsten aber in Bayern und Schwaben be-
kannt. Man müßte hievon in jeder Landesgegend ei-
ne besondere Sammlung machen, und sie, nach

 meiner

meiner Meinung, in zweckmäsigen Predigten widerlegen, wozu hier der Platz nicht ist. Ich sezte daher statt dieser Nummer in meiner Ausgabe, unter Nro. 29., etwas über das Planetensystem der Sonne, vom Kalender und von der Zeitrechnung hin, erläuterte es durch ein Kupfer, und glaube damit manchem Leser dieses Büchleins einen Dienst erzeigt zu haben. Nro. 35. bis 38. in der Bekerischen, oder 30. bis 33. in meiner Ausgabe, sind fast unverändert geblieben, und ist die kleine Veränderung blos unschädliche Verkürzung. Nro 39. bis 56. bey Herrn Beker, oder 34. bis 50. bey mir, haben ebenfalls, ausser der Ausmerzung etlicher unbedeutender Geschichten, die ich theils auf Befehl, theils selbsten wohlbedächtlich wegließ, wenig Veränderungen erlitten, wohl aber dagegen einige Zusätze erhalten. Endlich habe ich die Erzählung, wie das Noth- und Hülfsbüchlein in dem Bekerischen Mildheim aufgenommen wurde, die Reisebeschreibung des Herrn von Mildheim, seine Zurückkunft und andere damit verbundene Umstände um so mehr übergangen, weil sie mir, wie schon gesagt, bey meinem Publikum das nicht erzielen, was eigentlich damit erzielt werden will, in andern Gegenden aber vielleicht gar wohl erzielt werden kann. — Der ganze Mildheimische Roman, so wie er in Herrn Bekers Buch stehet, würde in Bayern und Schwaben wenig Wirkung thun, weil es die Landesverfassung, die hier, wie in jedem Land, den

Um-

Umständen angepaßt ist, nicht zulassen würde, genau so zu verfahren, als Herr von Mildheim, nach dem Bekerischen Buche, verfahren hat. Ich mußte daher meinen Herrn von Mildheim ganz anders handeln lassen und in eine andere Lage versetzen; das Buch hat aber gewiß dadurch nichts an seiner Brauchbarkeit verlohren.

Die Terminologie und die Provinzialismen oder Nazionalworte mußte ich ändern, sonst hätte mich der bayersche und schwäbische Landmann und gemeine Bürger nicht verstanden; eben so mußte ich auch manchmal die Construction in dieser Rucksicht anders, als ichs fand, ordnen. Indessen glaube ich doch, es so getroffen zu haben, daß man das Büchlein auch in Franken wird lesen und verstehen können.

Die Verse oder Sprüchelgen vor jeder Nummer ließ ich aus dem Grunde weg, weil die Lehren, die sie geben sollen, schon in den Geschichten und Abhandlungen, vor denen sie stehen, selbsten deutlich liegen. Meine Absicht ist, das Buch recht wohlfeil in des gemeinen Mannes Hände zu liefern, folglich durfte ich die Bogenzahl durch unnöthige Sachen nicht vergrössern; ich ließ daher auch aus ähnlichen Ursachen die entbehrlichen und manchmal zweckwidrigen Holzschnitte weg, und gab dafür die nöthigen Abbildungen sauber in Kupfer gestochen, und besonders abgedruckt. Daß ich bey dieser Verfahrungsart dem Buch genüzt und mir geschadet

habe, wird jeder Sachkundige einsehen. Die Giftpflanzen ließ ich nach den Abbildungen, die in Herrn D. Halle's Beschreibung der deutschen Giftpflanzen stehen, getreu nachstechen, die übrigen Blättchen sind nach Herrn Beckers Holzschnitten so viel verdeutlicht, als es möglich war. Das Blatt, worauf das Kopernikanische Planetensystem stehet, ist, nebst der Beschreibung aus dem Lehr- und Geschichtskalender dieses Jahrs genommen.

Die Zusätze und Abänderungen, die ich machte, sind nicht ohne Ueberlegung und den gnädigen und gütigen Beyrath hoher, gelehrter und geschickter Männer hingesezt; ich will auch diesfalls diesen meinen hohen und geneigten Gönnern meinen unterthänigst-gehorsamsten Dank hier abstatten.

Ob aber Herr Becker und viele andere mit ihm demohngeachtet meine Ausgabe nicht für einen Nachdruck ansehen werden, laß ich dahin gestellt seyn, und diejenigen darüber urtheilen, deren Blick das ganze Büchlein in seiner wahren und wohlveränderten Gestalt unbefangen durchschauen mag. Nie würde ich mir auch nur die geringste Veränderung mit dem Buche erlaubt haben, wenn mich nicht die Umstände, die ich in einer besonders gedruckten Anzeige im August dieses Jahrs bekannt machte, dazu vermüßiget hätten.

In balden wird das in diesem Büchlein mehrmalen angezeigte zweyte Bändchen des Unterrichts-Noth- und Hülfsbüchleins eben so billig im Preise erscheinen, als dieses. Schrieb's Weissenburg in Franken im Wintermonate. 1789.

Jacobi.

Einleitung.

Ein gewisser Herr von Mildheim, der schon in seiner Jugend und auch in seinen männlichen Jahren verschiedenen Potentaten als gemeiner Soldat und Offizier gedient, vieles erfahren, und sich ein schönes Vermögen erworben hatte, dankte als Hauptmann in seinem fünfzigsten Lebensjahre ab, und erkaufte sich ein ansehnliches, aber meist verödetes, Rittergut. Dieses Gut stammte von seinen väterlichen Vorfahren her, die es aber, besonders die lezten Besitzer, weil sie nicht ordentlich wirthschafteten, mit Schulden überhäuften, und durch schlechte Besorgung der Grundstücke fast gänzlich zu Grunde richteten. Die Landesregierung wurde demnach bewogen, bemeldtes Gut auf so lange in Besitz zu nehmen, und durch tüchtige Personen verwalten zu lassen, bis die Schulden entweder durch Einziehung der Einkünfte bezahlt, oder durch einen annehmlichen Verkauf des Guts getilgt würden. Herr von Mildheim kam gerade zur rechten Zeit dazu, erkaufte das Gut, das immittels durch nachlässige Verwaltung noch mehr herunter gekommen war, und entschloß sich, dasselbe durch Kunst und Fleis wieder in guten Stand zu setzen,

und den Rest seines Lebens darauf in Ruhe hinzubringen. Zu diesem Ende, und damit sein Vermögen und die Früchte seines Fleises doch auch wieder in gute Hände kommen möchten, verheyrathete er sich mit einem armen, aber sehr vernünftigen und tugendhaften Fräulein. Da der Hauptort seines Guts, die Hofmark Mildheim, die das Stammhaus der Herren von Mildheim war, in einer angenehmen und gesunden Gegend lag, und sonst auch ein hübsches Schloß und artige, aber nun ganz verwilderte, Gärten hatte, so wählte er sich diesen Ort zu seinem künftigen Aufenthalt und Wohnplatz. Ehemals hatte er sehr viele gute Bücher, vorzüglich aber Reisebeschreibungen gelesen, und sich daraus mancherley richtige Grundsätze zu einer ordentlichen und nützlichen Oekonomie oder Landwirthschaft gezogen. Noch immer schafte er sich mehrere Schriften dieser Art an, und suchte seine erlangte Kenntnisse rühmlich zu erweitern. Hierinnen bestärkten den gnädigen Herrn die zu Mildheim angestellten Geistlichen, Herr Pfarrer Wohlgemuth und Herr Kaplan Treumann. Mit diesen beyden rechtschaffenen und würdigen Männern und einigen redlichen und fleisigen Einwohnern des Orts unterhielt sich der Herr von Mildheim manche Stunde. Er belehrte sie durch seine gesammelten Bemerkungen aus dem gemeinen Menschenleben; wogegen sie ihm nützliche und auf Erfahrung gegründete Lehren und Anschläge gaben, die sich auf den dasigen Land- oder Feldbau bezogen, und für die dortigen Gegenden anwendbar waren. Der Herr Kaplan Treumann hatte sich besonders mancherley, und darunter wichtige und ausführbare Aufsätze und Lehren gesammelt, die ihm während seiner Studierzeit zu

Ingol-

Ingolstadt von den dortigen geschickten und rechtschaffenen Herren Professoren waren mitgetheilt worden. Unter diesen Aufsätzen, die theils schriftlich, theils gedruckt waren, fand sich auch das sogenannte Noth- und Hülfsbüchlein, welches der brave und geschickte Herr Rath Becker in Gotha herausgegeben hat, und das für Bürgers- und Bauersleute mancherley nützliche Sachen enthält. Dieses Buch gefiel dem Herrn von Mildheim besonders wohl, weil es sehr faßlich für den gemeinen Mann geschrieben ist; daher beschloß er, es für die Gegend, worinnen er von nun an wohnen wollte, besonders aber für seine liebe Unterthanen, mit den erforderlichen Veränderungen und nöthigen Zusätzen abdrucken zu lassen, und unter selbige zu vertheilen. Damit aber die Bewohner seines ganzen Ritterguts zur Annehmung der guten und nützlichen Vorschriften, die in dem Buche enthalten sind, gehörig vorbereitet und sie um so williger anzunehmen und auszuüben bewogen würden: so ersuchte er die Herren Geistlichen in der Gegend, daß sie es durch besondere Predigten oder Vermahnungen ihren lieben Pfarrkindern empfehlen und annehmlich machen möchten. Die beyden Predigten, die der Herr Pfarrer Wohlgemuth in dieser Absicht hielt, ließ der Herr von Mildheim dem Unterricht - Noth- und Hülfsbüchlein vordrucken; sie lauten folgendermassen:

Erste Predigt.

Lieber Vater im Himmel, sey uns gnädig und steh' uns bey, daß wir immer bessere und frömmere Kinder von dir werden, Amen.

Meine lieben Freunde und Zuhörer!

Moyses im ersten Kapitel seines ersten Buchs erzählt, wie der liebe Gott die Sonne, Mond und Sterne, die Erde, mit allem, was darauf ist, eingerichtet, und jedem Ding angewiesen hat, was es in seiner Art seyn und thun soll; damit alles recht schön und gut sey. Er hat der Sonne, dem Mond und den Sternen befohlen, daß sie leuchten: den Wolken, daß sie Regen und Schnee geben; und dem Erdboden, daß er allerley Gewächse hervorbringen soll. Im Wasser sollen die Fische schwimmen; die Vögel in der Luft fliegen; und alles, was lebt, soll seine Nahrung haben und seines gleichen hervorbringen. Als Gott aber an den Menschen kam, so sprach er:

„Lasset uns Menschen machen — ein Bild, das uns gleich sey; die da herrschen über die Fische im Meer, und über die Vögel unter dem Himmel, und über das Vieh und die ganze Erde, und über alles Gewürm, das auf Erden kreucht.“

Aus diesen Worten will ich euch heute folgende Lehre ans Herz legen:

Immer besser machen und besser werden ist die Absicht, wozu wir Menschen von Gott erschaffen und auf die Erde gesetzt sind.

1) Will ich zeigen, daß er uns zu dieser Absicht erschaffen hat;

2) daß er uns eben deswegen die Erde zur Wohnung gegeben hat, daß wir diese seine Absicht hier erfüllen sollen.

Unser Text lehret beydes ganz kurz und deutlich, und wir können seinen Worten wohl trauen: weil sie der Meister sagt, der am besten wissen muß, wozu er sein Werk gemacht haben will. Hört mir also ja recht aufmerksam zu, wie ich diese Worte auslegen

legen werde. Denn es ist von allem, was wir lernen, gewiß das nothwendigste, daß wir wissen, wozu wir eigentlich erschaffen sind, und wie wir die Absicht des Schöpfers auf dieser Erde, wo wir leben, erfüllen sollen. Das erste will ich euch mit Gottes Hülfe jezt erklären, und das andere wollen wir zu einer andern Zeit mit einander betrachten. Der gnädige und gute Gott gebe seinen Seegen zu beyden.

Es heißt in unserm Text nicht etwa: lasset uns reiche oder arme, vornehme oder geringe, kluge oder einfältige Leute machen; sondern es heißt: **lasset uns Menschen machen!** Nun ist aber der arme Taglöhner so gut ein Mensch, als der Kaiser selbsten, der dümmste Kopf so gut, als der gelehrteste Doctor, und das neugebohrne Kind so gut, als der Mann mit grauen Haaren. Es gilt daher dieser Ausspruch Gottes von allen und jeden Menschen, sie mögen beschaffen seyn, wie sie wollen. Alle Menschen, und so auch wir alle, sollen dem allmächtigen und allgütigen Schöpfer gleichen, wie ein Bild der Sache gleich sieht, die es vorstellt, oder wie Kinder ihren Eltern gleichen.

Ihr wißt es aber schon von selbst, meine Freunde! Gott hat keine solche leibliche Gestalt und Gliedmassen, wie wir. Man kann ihn nicht sehen, nicht hören, nicht anrühren. Man kann nicht einmal sagen: da oder dort ist er; sondern er ist immer an allen Orten zugleich. Es kann also wohl nicht so gemeint seyn, daß wir leiblicher Weise aussehen sollen, wie Gott; sondern wir sollen ihm innerlich, d. i., in seinen guten Eigenschaften gleichen, oder doch gleich zu werden nach Möglichkeit trachten. Wir sollen so thun, denken und wollen, wie Gott.

Unsere Seele, welche die Gedanken und den Willen hat, und die man auch nicht sehen, hören oder anrühren kann, ob sie gleich den Leib und alle Gliedmassen regieret — diese soll eigentlich das Bild Gottes seyn.

Nun werdet ihr wohl gerne wissen wollen, wie ihrs machen müßt, daß eure Seelen zu der grossen Ehre gelangen, Bilder Gottes, des Allerhöchsten zu seyn? Dieses hat uns der gütige Gott selbsten deutlich vorgebildet in der Art, wie er alle Dinge erschaffen hat, und wie er sie noch immerfort regieret. Wenn wir darauf recht Acht haben, so finden wir erstlich, daß er alles auf das Beste eingerichtet hat, und noch einrichtet. Er bereitete erst den Fischen das Wasser, den Vögeln die Luft, dem Vieh und dem Wild trockenen Boden, und allen die Speise, ehe er sie erschuf. Er stellte erst die Sonne an den Himmel, ehe er die Bäume und die Kräuter wachsen ließ, welche die Sonnenwärme nöthig haben. Noch jezt lenkt er die Sonne, Mond und Sterne in ihrem Lauf, daß keines an das andere stößt, und giebt Regen, Sonnenschein, Kälte und Wärme zur rechten Zeit. Er hat unsere Augen so eingerichtet, daß ihr mich und ich euch sehe; unsere Ohren, daß ihr meine Worte höret, und daraus meine Gedanken abnehmet; unsere Hände, daß wir die künstlichsten Dinge damit zuwege bringen können. Und eben so große Kunst hat er an allen Thieren, an Bäumen und Stauden, ja an der kleinsten Wiesenblume gezeiget. Sollen wir nun Bilder Gottes seyn: so müssen wir auch alles, was wir unternehmen, so einrichten, daß es sehr gut sey. Allein weil nicht jeder unter uns mit gleichem Verstand und gleicher Geschicklichkeit begabt ist, und immer einer

mehr kann und weiß, als der andere, so müssen wir von einander gerne Lehre, Unterweisung und guten Rath annehmen; nichts verwerfen, sondern alles prüfen und untersuchen, und davon das Gute behalten und ausüben. Besonders müssen wir die Vorschriften, Belehrungen und Anordnungen unserer Lehrer und lieben Obrigkeit getreu beobachten und ausüben, weil diese vorzüglich auf unser geistliches und leibliches Wohl abzwecken, und diesfalls gegeben werden, daß wir dadurch immer besser und geschickter werden sollen.

Zweitens hat Gott auch in allen seinen Werken gezeigt, daß **Er selbst sehr gut ist.** Er sorgt für alle und jede seiner Geschöpfe mit gleicher Vatergüte; für die Menschen und Thiere sowohl, als für den geringsten und kleinsten Wurm. Jedes Geschöpf hat seines Gleichen, mit dem es spielen und sich erlustigen kann. Gott läßt die Sonne aufgehen über Böse und Gute, und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. Uns hat er die ganze Erde, mit allem, was darauf wächset und lebet, übergeben, daß wir es geniessen und dabey fröhlich seyn können. Es hat der weise Schöpfer unsere Herzen so eingerichtet, daß wir täglich gar viele Lust und Freude haben können, wenn wir als Eheleute oder Eltern uns gegen einander und unsere Kinder lieben: wenn wir als Freunde und Nachbarn oder Miteinwohner mit einander freundlich umgehen, und uns mit Rath und That unterstützen. Gut ist unser Gott, wie ihr es alle Augenblicke sehet und fühlet, daher müssen auch wir gut seyn und immer besser werden, wenn wir rechte Ebenbilder von unserm guten Gott seyn wollen.

Aber, meine Lieben, muß uns nicht angst und

bange werden, wenn wir bedenken, wie schlecht wir unsere Sachen oft einrichten? wie viele Thorheiten wir in unserm Leben begehen? wie oft wir unfreundlich, neidisch, zänkisch gegen unsern Nächsten sind? wie sehr grausam mancher sein Vieh plagt und quält? wie mancher sich und andere aus Unverstand in Schaden und groß Unglück stürzet? wie mancher noch gar eine Freude daran hat, wenn's seinem Nachbar übel gehet? wie mancher lieber faulenzt und müssig geht, als daß er etwas Nützliches und Gutes thäte, wenn er nicht muß? — wenn man dieses alles bedenkt, so sollte man fast zweifeln: ob es wahr sey, daß Gott uns zu seinen Ebenbildern habe machen wollen; weil wir ihm so gar wenig gleichen. Und sagt nicht die heilige Schrift selbst: **Niemand ist gut, als der einzige Gott.** Wie könnten dann wir schwache Menschen alles gut machen, und selbst so gut seyn, wie er? — Ist da nicht ein Spruch dem andern zuwider? Schenkt mir eure Aufmerksamkeit nur noch eine kleine Weile, meine Freunde, so werdet ihr einsehen, daß die Worte Gottes, da er sprach: **lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sey,** dennoch eintreffen, und daß die heilige Schrift nicht wider sich selbst rede.

Nicht wahr, meine Lieben, ein Kind, wenn es auf die Welt kommt, weis und versteht gar nichts? es kommt erst mit den Jahren zum Verstand, und alte Männer und Frauen sind gemeiniglich verständiger und wissen mehr, als die muntere Jugend; und kommt dieses nicht daher, daß sie in ihrem Leben mehr gesehen, gehört und erfahren haben, und durch Nachforschen und Ueberlegung klüger geworden sind? Sind nicht einige unter euch da-

durch

durch vernünftiger und geschickter geworden, weil sie unter den Leuten und in der Fremde gewesen sind, und etwas in der Welt versucht haben? Und zeigt dieses nicht, daß wir Menschen nach und nach immer verständiger werden können, als wir vorhin waren, wenn wir es nur wollen? — Es kommt hauptsächlich darauf an, daß wir nicht, wie die unvernünftigen Thiere, in den Tag hinein leben, sondern bey allem, was wir thun, fleisig überlegen: wie es am besten zu machen sey; woher und warum es so und nicht anders kommt; daß wir acht haben, was darauf erfolgt, wenn wir dies oder jenes thun; daß wir oft aufmerksam betrachten, worinn diese und jene Sachen mit einander übereinkommen, oder wie sie unterschieden sind; und endlich, was jede Sache für Nutzen oder Schaden bringt. — Wenn wir fleißig so nachdenken über alles, was wir sehen, hören und selbsten vornehmen: so pflegt unser Verstand mit den Jahren zuzunehmen und zu wachsen, wie ein gesunder Baum, der in einen guten Boden gepflanzt ist, und wir lernen unsre Sachen immer besser und besser einrichten.

Desgleichen, wenn wir nur einmal anfangen, andern Menschen Gutes zu thun, freundlich und liebreich gegen sie zu seyn, ihnen in der Noth zu helfen, und wenn sie uns dann wieder alles Liebes und Gutes erweisen: so thut dieses unserm Herzen so wohl, daß die Liebe und Güte darinnen wächset, wie die Frucht auf einem guten und wohl bearbeiteten Acker. Diese Proben der Liebe und Gutthätigkeit müßtet ihr schon oft empfunden haben, wenn ihr anders darauf merken wollt, wie süß und angenehm es ist, Wohlthaten zu erweisen, und herz-

liches Wohlwollen und warmen Dank dafür zu empfangen.

Ihr seht es offenbar, daß, wenn man einmal angefangen hat, die Tugenden thätig auszuüben, man darinnen immer größere Vorschritte macht; und daß das Angenehme und Beruhigende davon, immer bessere und frömmere Menschen erzieht. Liebe und Gütigkeit, Geduld und Mäßigkeit, Vertrauen auf Gott, und sonst noch alle andere christliche Tugenden, wachsen bey dem Menschen von Tag zu Tage, wenn er nur den ernstlichen Vorsatz, sie stets auszuüben, nicht außer Augen setzet. Es hat uns aber die Art und Beschaffenheit, daß wir nicht auf einmal alles gut machen und gut werden können, sondern daß wir darinnen nur immer Schritt vor Schritt weiter kommen, Gott selbsten gegeben. Wir können daher auch sicher schliessen, daß er bey der Verordnung, daß wir seine Bilder und ihm gleich seyn sollen, mit auf diese unsere menschliche Art und Natur gesehen habe. Wir sollen nämlich **nicht auf einmal** alles **gut** machen und **gut seyn**: sondern wir sollen unser ganzes Leben hindurch alles immer **besser machen lernen**, und selbst **immer besser werden**. Ob wir gleich dem lieben Gott, als einem allmächtigen und unerreichbaren Wesen, nun und nimmermehr gleich kommen können, so sollen doch unsere Seelen ihm allmählig ähnlicher werden; so wie der Maler sein Bild allmählig der Sache ähnlicher macht, die es vorstellen soll, ob es gleich immer ein bloses Bild bleibt.

Dieses beständige **besser machen** und **besser werden** ist die rechte und eigentliche Absicht, zu der uns Gott erschaffen hat. Dazu hat er uns eine unsterbliche Seele gegeben, welche nicht im Grabe

ver-

verweset, sondern noch nach dem Tode des Leibes in Ewigkeit fort lebet. Diese Seele, welche Anfangs nicht weiß, was Recht oder Unrecht ist, welche Böses und Gutes nicht zu unterscheiden versteht, soll von Jugend auf bis ins hohe Alter an Einsicht, Vernunft und Gutherzigkeit zunehmen, und immer klüger, gütiger und weiser werden. Dazu hat uns Gott Augen, Ohren, Sprache und künstliche Hände gegeben, daß wir alles, was wir unternehmen, von Tag zu Tag besser einrichten sollen. Dieses beständige **besser werden** und **besser machen** muß also auch das vornehmste Geschäfte unsers Lebens seyn. Wir müssen dahin streben, durch alles, was wir treiben und thun, nicht etwa Reichthum, Ehre oder Wohlleben zu erlangen, sondern das nächste, was wir suchen, soll seyn, daß wir verständiger, geschickter und besser werden, und durch diese schönen Eigenschaften immer mehr Gutes an uns selbst, in unsern Haushaltungen, in unserm Wohnort, und wo es sonsten Gelegenheit dazu giebt, zu Stande bringen. Wenn wir unsere Einsichten durch beständiges Nachdenken über das, was recht und gut ist, in allen Sachen zu erweitern trachten, und die Anweisungen, die uns unsere Seelsorger und gnädige Herrschaften mündlich, schriftlich und gedruckt geben, genau befolgen; so wird uns sodann auch Ehre, Gut, Glück und Vergnügen von selbsten zufallen.

Du gütigster Vater im Himmel! du allein bist gut und vollkommen! hilf uns deinen schwachen Kindern und stehe uns in Gnaden bey, damit wir alle Tage geschickter, besser, verständiger, barmherziger und liebreicher werden, und uns dir, du allgütiges Wesen,

immer

immer mehr nähern, und dadurch schönere Ebenbilder von dir werden mögen. Amen.

Zweyte Predigt.

Meine lieben Freunde und Zuhörer!

Wir haben in meiner letzten Predigt gelernt, was unser gütiger Gott und Schöpfer damit gemeint hat, als er uns Menschen dazu erschuf, daß wir ihm, als seine Bilder, gleich werden sollten, nämlich dieses: daß wir unser Lebenlang in allen Stücken immer besser zu werden möglichst trachten sollten. Laßt uns nun auch sehen, wie dieses auf der Erde, wo wir leben, von jedem in seinem Stand geschehen kann und geschehen soll.

Es heißt weiter in dem Text: „die da herrschen (nämlich die Menschen) über die Fische im Meer, und über die Vögel unter dem Himmel, über das Vieh und über die ganze Erde, und über alles Gewürm, das auf Erden kriecht." Und im 28sten Vers befiehlt Gott den Menschen, daß sie sich die ganze Erde unterthan machen und darüber herrschen sollen. Wenn wir nun diese Worte Gottes recht überlegen, so finden wir, daß sie nichts anders sagen wollen als dieses: daß wir eben auf dieser unserer Erde, nicht in der Sonne oder im Mond, Bilder Gottes seyn sollen. Wir sollen auf der Erde herrschen, wie Gott über alle Dinge herrscht, das heißt: wir sollen alle die schönen Dinge, welche auf der Erde sind, so gebrauchen, daß noch mehr Schönes und Gutes herauskomme. Herrschen und regieren ist nämlich nichts anders, als wenn man macht, daß alles ordentlich, recht und gut hergeht. Ein gu-

ter

ter Hausvater ist ein König in seinem Haus, wenn er so darinn regieret, daß Weib, Kinder und Gesind, ja auch das arme Vieh vergnügt und zufrieden lebt, und gleichwohl jedes seine Schuldigkeit thut. Die Hausmutter ist eine Königinn, wenn sie alles in Ordnung hält, und darauf sieht, daß jedes das bekomme, was ihm gebührt, und wenn sie durch Freundlichkeit und liebreiches Wesen die Gemüther aufmuntert und fröhlich macht zur Arbeit. So herrscht ihr auch, meine Lieben! nach dem Bilde Gottes über die Erde: wenn ihr Sümpfe und Moos austrocknet und tragbare Aecker und Wiesen daraus macht; wenn ihr Furchen und Gräben ziehet, eure Felder und Wiesen zu verbessern; wenn ihr eure Felder von Steinen und Unkraut reiniget, und den schlechten Boden mit gutem verbessert; wenn ihr Obst- und andere Bäume pflanzet; wenn ihr Klee und andere nützliche Futterkräuter bauet; wenn ihr sonst eure Feld- und Hauswirthschaft in bessern Stand setzet; wenn ihr eure Kinder zur Gottesfurcht und Fleis erziehet, oder wenn ihr sonsten etwas Gutes noch besser macht und die Gaben Gottes vermehret. So, meine Lieben, so herrscht ihr nach dem Bilde und nach den Willen Gottes über die Erde, und machet sie euch unterthan, so wie ihr und alle Dinge Gott unterthänig seyd.

Gott hat aber die Erde recht besonders dazu eingerichtet, daß wir Menschen auf derselben auf solche Art herrschen, und alle Dinge, die wir unternehmen, immer mehr verbessern, und daß wir eben dadurch immer selbst verständiger, geschickter und liebreicher und dem schönen Bild, das er uns zur Nachfolge vorgestellet hat, ähnlicher werden können. Ihr wisset es alle selbsten, meine lieben Freunde,

ein öder oder wüster Boden bringt wenig Gras hervor. Das wilde Obst ist sauer. Der Acker muß gut bestellt werden, wenn er gute Früchte geben soll. Aus roher Wolle, oder aus unzubereitetem Flachs oder Haar läßt sich kein Kleidungsstück machen. Wenn man die Kinder nicht lehrt, und die Pferde und Ochsen nicht abrichtet, so bleiben sie trotzig und ungeschickt ihr Lebenlang. Ein fleißiger und ordentlicher Hausvater kann seine Wirthschaft, wenn er nur einmal anfängt über alles nachzudenken, immer in bessern Schwung bringen. Die Hausfrau kann durch immer größere Freundlichkeit und Munterkeit machen, daß der Mann, die Kinder und das Gesinde immer vergnügter werden und lieber arbeiten. Sie kann mit geringern Kosten das Essen besser zurichten, wenn sie nachsinnet, wie alles am besten zu machen sey. Die Kinder können ihren Eltern alle Tage mehr Freude machen, wenn sie immer gehorsamer, fleisiger und sittsamer werden. Ganze Dörfer, ja ganze Länder müßten zusehends reicher und vergnügter werden, wenn dieses in vielen Haushaltungen geschähe, und wenn die Einwohner alle sich bemüheten, Zorn, Hoffart, Geiz, Neid, Völlerey und andere schädliche Laster abzulegen. Die Erfahrung bestätigt dieses dadurch, daß es wirklich schon viel schöner und besser auf der Erde geworden ist, als es vor alten Zeiten war, und daß es mit der Hülfe Gottes, wenn anders die Menschen das Ihrige dazu beytragen, immer noch besser werden kann, so, daß endlich kein Mensch mehr an seiner Nothdurft Mangel leiden darf, und keiner mehr auf andere Weise gedrückt oder hart gehalten werden wird. Seit 100 Jahren hat man die schönsten und nützlichsten Entdeckungen und Erfindungen für die

Bequem-

Bequemlichkeit, den Nutzen und die Gesundheit fast in allen Wissenschaften gemacht; und man macht deren immer noch mehrere, weil der Forschgeist des Menschen groß ist, und durch Nachdenken gar vieles kann zuwege gebracht werden, daß man sonst für unmöglich hielt. Selbst die Dinge, die wir Uebeln des Lebens oder Unglück nennen, geben uns gar ofte Gelegenheit unsern Verstand durch Nachdenken zu üben, denn die Noth ist bekanntlich ein guter Lehrmeister. Durch fleisiges Nachdenken werden wir immer klüger, und lernen daher auch alles besser machen, als es vorher war. Hilft ein Mensch dem andern, und der andere dankt ihm herzlich und hilft wieder, wo er kann, so wächst in beyden Herzen die Liebe, und beyde werden besser. Dieses besser werden steigt immer mehr, jemehr wir Dinge kennen lernen, jemehr wir ihren Nutzen einsehen und sie zu unserm und anderer Menschen Besten anwenden. Daraus seht ihr nun ganz offenbar, daß der liebe Gott die ganze Erde, mit allem was darauf und daran ist, so eingerichtet hat, daß wir Menschen alles immer besser zu machen und besser zu werden suchen müssen, wenn wir anders ein recht vergnügtes Leben darauf führen wollen, und wenn es uns darum zu thun ist, Bilder Gottes hienieden zu werden.

Dürfte ich doch nun, meine lieben Freunde und Zuhörer, zu dieser Betrachtung weiter nichts mehr hinzufügen, als den herzlichen Wunsch, daß wir und alle Menschen auf der ganzen Erde diese Absicht Gottes redlich erfüllen, und recht schöne Ebenbilder von ihm werden möchten. Allein es giebt leider gar viele, die noch weit von diesem Glück entfernt sind, und denen es auch gar nicht darum zu thun ist, sich

ihm zu nähern. Der eine sorgt ängstlich, wie er vergängliches Geld und Gut zusammen bringe. Der andere, wie er seinen Leib pflegen und in wilder und unvernünftiger Lust leben, oder wie er seinen Hochmuth und seine Eitelkeit befriedigen möge. Viele leben nur so in den Tag hinein, wie's kommt, ohne zu bedenken, was sie eigentlich in der Welt sollen und wollen. Sollte nicht dieses auch schon von einigen unter uns geschehen seyn? — Doch bin ich überzeugt, meine Lieben, daß es bey vielen nur daran gelegen war, daß sie es sonst nicht recht überlegten, wozu wir eigentlich von Gott erschaffen sind. Nun aber, da wir es so deutlich eingesehen und begriffen haben, nun hoffe ich, werden wir auch alle darnach thun. Ich selbst, euer alter Lehrer und Seelsorger, habe in meinem Leben viel Ungemach ausgestanden, ich bin aber, Gottlob, doch immer gutes Muths dabey gewesen. Und soll ich es euch sagen, was mich immer bey gutem Muthe erhalten? Nichts anders, als dieses: daß ich es jederzeit so machte, wie ich euch es eben vorgestellet habe. Ich habe mich bey allem, was ich unternahm, bemühet, es aufs Beste zu machen. Ich habe immer darnach gestrebt, und strebe noch darnach, mehr zu lernen. Ich habe gesucht, mir einen Fehler nach dem andern abzugewöhnen, und habe wissentlich keine Gelegenheit versäumt, Gutes zu thun. Ich habe meine Freude daran, mit meinen wenigen Einsichten und Kräften so viel auszurichten, als ich kann. Ich vertraue dabey auf Gott, und bitte ihn, daß er zu allem, was ich unternehme, seinen Seegen geben wolle. Dadurch bin ich so weit gekommen, daß ich ohne Bangigkeit auf mein geführtes Leben zurücksehen, und einstens, wenn meine Sterbstunde kommt, getrost von hinnen scheiden

den kann. Wer es nun unter euch bis jetzt noch nicht so machte, der fange doch heute noch an; wie schnell, meine Lieben, geht nicht das kurze Leben vorüber, und dann kommt die Ewigkeit, die kein Ende nimmt, in welcher jede unterlassene gute That, die wir hätten thun können, ein ewig peinigender Vorwurf wird. Versucht es nur einmal, und überlegt heute alles, was ihr morgen thun wollt, wie ihr es einrichten wollt, daß es Gott und Menschen wohlgefalle. Oder fragt euch morgen früh, wenn ihr aufwacht, ehe ihr noch ans Frühstück geht: was wirst du heute thun? wie verständiger und besser willst du werden? welche Fehler hast du abzulegen? wie willst du deine Haushaltung anfangen? wem könntest du eine Freude machen, oder etwas zu Liebe thun? was könntest du da oder dort zur Besserung deines Weibes, deiner Kinder, deines Freundes thun oder reden? wie wirst du die heute vorfallende Unterthanenpflichten gegen deine gnädige Herrschaft erfüllen? — und was dergleichen nützliche Fragen mehr sind. Prüft euch dann am Abend eines jeden Tages, ob ihr diese euch selbst vorgelegte Fragen mit gutem Gewissen, und so, wie es seyn soll, beantworten könnt, und ob ihr den richtigen Innhalt dieser Fragen erfüllt habt. Besinnt euch jeden Abend, wie alles, was ihr unternommen habt, abgelaufen ist, und welche Fehler etwa dabey vorgegangen sind, um sie ein andermal zu verbessern. Dieses treibt dann so weiter, und betet fleisig zu dem lieben Gott, daß er euch beystehe, so wird er euch, wenn eure Absichten redlich sind, gewiß nicht verlassen. Er wird das gute Werk, so er durch euch angefangen hat, auch durch euch vollenden lassen, und ihr werdet Trost, Freude, ein ruhiges Gewissen und vergnügte Tage zur Belohnung

davon tragen. Wird es aber diesem oder jenem zu schwer, oder hat einer oder der andere meine Meinung nicht recht verstanden, so kommt zu mir, oder zu meinem braven Caplan, wir wollen euch gerne rathen und helfen, so viel wir können. Unser gnädiger Herr hat euch diesfalls auch mit einen sehr nützlichen und brauchbaren Büchlein, das **Unterricht-Noth- und Hülfsbüchlein** betitelt, beschenkt, leßt fleisig darinnen, und sucht euch alles darinnen Beschriebene zu Nutzen zu machen. Ihr müßt aber das Buch nicht gleich bey Seite legen, wenn ihr es etwa nicht recht versteht, sondern fleisig nachforschen, und nichts unprobirt verwerfen. Auch müßt ihr nicht gleich an den guten Erfolg einer Sache zweifeln, wenn etwa hier oder da eine Probe misräth; es liegt manchmal an einem ganz kleinen Versehen von eurer Seite, und nicht an der Vorschrift, weil ihr sie nicht genau beobachtet.

Ich möchte euch, ihr Lieben, doch alle gern gut und fromm sehen, möchte euch alle gerne ganz vergnügt wissen, daß ich euch bitte, recht sehr bitte, macht mir diese Freude, damit ich heute oder morgen mein graues Haupt freudig ins Grab legen und vor den Richterstuhl Gottes hintreten und sagen kann: Hier, Herr! sind sie, die Seelen, die du meiner Leitung und Aufsicht anvertrauet hast; ich habe deren keines verlohren.

Du allbarmherziger Vater im Himmel! gieb deinem alten Diener diese Freude, und rühre die Herzen seiner Zuhörer durch deinen heiligen Geist. Amen.

Nach dieser abgelegten zweiten Predigt verlas der Herr Pfarrer **Wohlgemuth** eine Verordnung, zufolge deren der Herr von Mildheim befahl: daß

alle

alle Sonn- und Feyertage auf allen Ortschaften seines Ritterguts, nach geendigter Christenlehre, die jungen Pursche und Mädeln in dem Pfarrhof auf eine Stunde zusammen kommen sollten, damit ihnen die Herren Pfarrer und Capläne das Unterricht-Noth- und Hülfsbüchlein stückweise vorlesen, und die etwa nicht genug erklärten Stellen vollends erklären könnten. Es verordnete auch der Herr von Mildheim, daß, um die Aufmerksamkeit besser zu erhalten, jezuweilen mit den Vorlesebüchern abgewechselt, und auch andere nützliche Schriften, als die Volkslegende, der Volksfreund und der Bauerndoctor, zum vorlesen und erklären sollten gebraucht werden. Die würdigen Geistlichen kamen dieser Verordnung getreulich nach, die Zuhörer mehrten sich und thaten nach den Vorschriften, und die Einwohner des Mildheimischen Ritterguts wurden vergnügte und glückliche Leute.

Des Unterrichts- Noth- und Hülfsbüchleins

Erster Theil,

welcher lehret, wie Bürgers- und Bauersleute vergnügt leben können.

Nro. 1.

Vom Brodbacken, und was dabey zu beobachten ist.

In vielen Orten ist es gewöhnlich, daß jeder Einwohner, der mit einem eigenen Hause versehen ist, auch darinnen oder nahe dabey einen eigenen Backofen hat. Selten findet man Gemeinde-Backhäuser oder Backöfen, welche doch um vieles nützlicher wären, weil man dabey der Feuersgefahr ausweichen, viel Holz ersparen, und besseres und gesünderes Brod erhalten kann. In den Städten hat man wohl Gelegenheit, sich selbsten Brod, bey den daselbst wohnenden Bäckern, aus eigenem Mehl backen zu lassen, so, daß man nur das Backgeld, eine geringe Summe, zu erlegen nöthig hat; alleine Gemeinde-Backhäuser, denen aber ein geschickter und sein Handwerk wohl erlernter Bäcker (Beck) vorstehen muß, haben doch noch immer mehr Vorzüge.

Die eigenen Backöfen sind selten, man darf sagen niemals, so gebauet, wie sie eigentlich seyn sollten. Sie sind daher auch nicht geschickt, ein tüchtig geba-

gebackenes Brod zu verschaffen; kosten eine große Menge Holz, sind jederzeit mit Feuersgefahr verknüpft, und schon aus diesem Grunde verwerflich.

Sowohl Stadt- als Landleute haben nur selten die gehörige Wissenschaft vom Brodbacken, müssen daher mehrentheils, wenn sie selbsten backen, schlechtes Brod essen. Säuern oder dampfeln sie zu kalt ein, so giebt es festes, knödelartiges Brod; säuern sie zu warm, so wird das Brod aussen blatterig, und bekommt innen große Löcher, worinnen sich der Schimmel erzeugt, und es verdirbt; nimmt man zu viel Wasser, so wird es kleistrig, und hängt sich zwischen die Zähne: so wie es bey zu wenig Wasser spündig und fest wird, und wie Bley im Magen liegen bleibt. Wird der Hefel oder Sauerteig nicht immer angefrischt, so wird er leicht stinkend, und verdirbt das Brod; nimmt man des Sauerteigs zu viel, so giebt es schwammichtes Brod; nimmt man zu wenig, so bleibt der Teig sitzen, und das Brod wird wie ein Kloß. Das man den Teig salzen muß, weis manches nicht, eben so wenig verstehen die meisten das Kneten oder Durcharbeiten, welches so lange geschehen muß, bis der Teig nicht mehr an den Händen hängen bleibt. Daß man die gehörige Zeit beobachten muß, damit der Teig nicht versäure, wodurch sich das Brod niedersenkt, auseinander fließt, und wenn es in den Ofen kommt, essigsauer wird, und den Leuten Bauchgrimmen zuzieht, ist manchen ebenfalls nicht bekannt. Wenige wissen die gehörige Hitze im Backofen zu treffen: entweder schieben sie das Brod ein, wenn der Ofen zu heiß ist, dann verbrennt es aussen, und innen bleibt es fest wie Knödeln. Ist der Ofen zu kalt, so dörrt das Brod aus, verliehrt alle Kräfte, und ist innen doch patzig und kleistrig;

läßt man den Teig, nachdem er ausgewirkt ist, nicht eine Weile stehen und das Brod in die Höhe gehen, so wird es hebrindig oder auf der Rinde blatterig, und die Brosame (Krume oder Schmole) wird fest und schmeckt süßlicht. Aus allen diesen ungerathenen Brodgattungen entstehen allerley Krankheiten, als Magendrücken, Leibreissen, Verstopfungen, und bey den Kindern erzeugen sich dadurch eine ungeheure Menge Würmer.

Allen diesen Uibeln kann man auf einmal durch ein Gemeindebackhaus abhelfen, dem aber ein geschickter Bäcker vorstehen muß, der die Leute zu unterweisen hat, wie sie den Teig zum Brod gehörig behandeln sollen; der sich beständig guten und reinen Hefel oder Sauerteig hält, den ihn die Leute abtauschen und Mehl oder andern Teig dafür geben; und der dafür sorgt, daß das Brod eines jeden gehörig gut gebacken werde. Dieser Bäcker müßte seine richtigen Backtäge halten, und es im Ort bekannt machen, an welchen Stunden des Tags er zu backen den Antrag gemacht hat, damit sich jedermann genau darnach richten könnte und müßte. Er müßte eine genaue Kenntniß von dem Getraide und vom Mehl haben, weil diese zur Hervorbringung eines guten und gesunden Brodes schlechterdings nothwendig ist, zumalen in nassen Jahrgängen, da das Getraide geringeres Mehl giebt, als in den trockenen, und man also das schlechte durch Kunst zu verbessern suchen muß. Die Kosten eines Gemeindebackhauses sind nicht groß, und könnten durch die Stift oder den Pacht, den ein solcher Gemeindebäcker an die Gemeinde zu bezahlen hätte, bald wieder ersezt und eingebracht werden. Das Backgeld, das man einen solchen Mann bezahlte, würde durch die Ersparniß

am Holz dreyfach ersetzet, man bekäme das beste und nahrhafteste Brod, und erspahrte noch obendrein die Zeit, die man auf das Backen wenden muß. In den Gemeinde-Backöfen kann man auch über dies noch bequem braten und mancherley Gemüße und Mehlspeisen, auch Fleischspeisen kochen und backen, und dadurch Zeit und Holz erspahren. Auf kleinen Schweigen, Weilern oder einzelnen Bauernhöfen geht es freylich nicht an, daß man sich einen Gemeinde-Bäcker hält, auch kann man da, besonders wenn die Dörfer oder Hofmärkte weit davon entlegen sind, den Teig nicht dahin zum Backen bringen; hier sind also eigene Backöfen nothwendig. Man muß an diesen Plätzen von Obrigkeits wegen nur genau darauf sehen, daß die Backöfen gut und gehörig angelegt und feuerfest gebauet, nicht von herumziehenden Pfuschern, sondern von gelernten Mauermeistern verfertiget werden. Man müßte den Leuten Anweisung geben, wie sie beym Teigmachen und Brodbacken zu verfahren hätten, und ihnen alle Behutsamkeit und Vorsicht mit dem Feuer geschärftest anrathen and befehlen. Ein in der Nähe befindlicher Getmeinde-Bäcker würde für eine kleine Erkenntlichkeit sehr gerne die nöthige Behandlung des Teiges und die Kenntnisse des Mehls lehren, und den Leuten sagen: daß man, um eine sichere Probe zu haben, ob der Ofen zu heiß oder zu kalt oder eben recht wäre, nur eine Hand voll Mehl unter das Ofenloch legen dürfe, würde dieses sogleich braun, so ist die Hitze recht, bleibt es weis, so legt man noch etwas Holz nach, und wird es schwarz, so läßt man den Ofen eine kleine Weile verkühlen, ehe man das Brod einschiebt. Runde zwölfpfündige Brode läßt man 3 Stunden

im Ofen; achtpfündige und sechspfündige nur zwey Stunden, und länglichte Brode etwas weniger.

Gemeinde-Backhäuser sind auch in den Städten vorzuziehen, ob man da gleich Gelegenheit hat, bey den mehrern Bäckern, die daselbst wohnen, sich das Brod aus eigenem Mehl um den Lohn backen zu lassen. Derjenige Bäcker, der zugleich auf eigene Rechnung für sich Brod auf den Kauf bäckt, wird immer mehr Aufsicht und Fleiß auf sein Brod verwenden, als auf das seiner Backgäste; daneben kann man, wenn der Bäcker nicht ein ehrlicher Mann ist, betrogen werden, und erhält entweder geringen Teig und Brod, oder weniger am Gewichte. Uiberhaupt müssen sowohl die Gemeinde- als die Lohnbäcker, und auch die Müller einer strengen Polizeyaufsicht unterworfen werden, weil es nicht recht ist, daß man die Gesundheit des gemeinen Wesens von einigen gewinnsüchtigen, ungeschickten, oder dummen Leuten mißhandeln und zu Grunde richten lasse.

Nachstehendes ist beym Mahlen und Brodbacken noch besonders zu beobachten:

1. Daß man das zum mahlen bestimmte Getraide nochmalen sauber putze und von allem Staub und Unrath möglichst befreye; man sehe darauf

2. daß sich der Müller harte und feinkörnichte Mühlsteine anschaffe, damit nicht Sand und Kies unter das Mehl kommen möge, wodurch viele Uebelkeiten und Beschwerden im Magen entstehen. Der Müller muß daher, wenn er auch einen harten Mühlstein schärft, ehe er Getraide zum Mehl für die Menschen aufschüttet, vorher etwas anderes für das Vieh gehörig aufschütten, und den Sandstaub damit abmahlen, im übrigen seine Mühle durchaus recht reinlich halten.

3. Soll man aus dem Kornmehl keinen Auszug, Vorschlag, Kernmehl oder Römisch machen lassen, weil man dadurch das übrige Mehl unkräftig und schwer

macht. Man mahle lieber zu Knödeln, Nudeln, Krapfen und Mus etwas Waizen oder Kern.

4. Rühre man das Mehl, wenn es von der Mühle kommt, etliche Tage fleisig um, damit es nicht schmeckend und dadurch ungesund werde; im Sommer muß das Umrühren noch öfter geschehen. Die Mehlkästen halte man reinlich, und stelle sie an keine feuchte, dampfige, sondern an lüftige und freye Plätze.

5. Die Geschirre oder Backtröge, worinnen man den Teig anmacht, müssen gereinigt seyn, damit der Teig ordentlich aufgehen und man solchen wohl arbeiten oder durchkneten kann; daß man diese Geschirre auch reinlich halten muß, versteht sich von selbsten.

6. Wenn man selbsten bäckt, so muß man kein nasses, altes, verfaultes oder stinkendes Holz zum heitzen (einkenden) des Backofens nehmen, sondern dürres, gesundes und wohlgespaltenes Holz, Reisig oder trockenes Stroh, damit der Ofen eine gleiche Hitze bekomme, und kein stinkender Rauch oder Dampf das Brod verderbe und ungesund mache.

Aus dem vorstehenden Gesagten ersieht man, daß es überall gut sey, nachzuforschen, wie man seine Sachen immer besser einrichten könne; und daß es nicht mehr Mühe und Kosten verursache, eine Sache gut und brauchbar, als schlecht, unreinlich und schädlich zu machen, es kommt blos auf den Willen an, besser zu werden.

Nro. 2.

Wie verdorbenes Getraide zu verbessern ist, damit gesundes Brod daraus kann gebacken werden.

Man hat viele betrübte Beyspiele gehabt, daß in dem Jahre 1771. in vielen Gegenden in Deutschland, wegen des nassen Sommers, die Früchte theils auf dem Halm, auf dem Felde oder auf den Mandeln ausgewachsen, feucht in die Städel oder Scheuern gebracht worden, und mehrentheils ver-

dorben sind. Mehrere Einwohner dieser Landschaften hatten wenig oder gar kein altes Korn mehr, sie mußten daher das neue, verdorbene essen. Viele Leute wurden kränklich und bekamen Faulfieber, so daß viele, und besonders darunter die Kinder, häufig wegstarben.

Unzeitiges oder auch feucht eingeärndetes und ausgewachsenes Korn ist schwer, der Teig davon bleibt fliesend, geht nicht recht auf, und bäckt sich daher niemals ordentlich aus. Statt der Brosame, Krume oder Schmole, bleibt ein zusammen gesunkener, nasser, süß schmeckender, spündiger Teig auf der untern Rinde liegen. Solches Brod ist der Gesundheit sehr nachtheilig; es ist unkräftig; schwer zu verdauen; macht Blähungen; läßt in dem Magen und in den Gedärmen einen schädlichen Kleister oder Papp zurück, daraus schleimiges Blut erzeugt wird, wovon endlich ein langwiehriges und oft tödtliches Fieber entsteht. Kindern ist dieses verdorbene Brod am schädlichsten.

Feucht eingeärndetes Korn muß man nicht eher, als im Frühjahr, wo es hinlänglich ausgedörret ist, mahlen und backen; oder, wenn man nicht so lange warten kann, so muß man das Korn auf einer Malzdörre langsam austrocknen, ehe man es mahlen lässet. Das Mehl von dieser Frucht verwahre man an einem lüftigen Orte, und wenn mans verbacken will, trockene man es erst recht am Ofen. Wer es haben kann, der nehme zu einem solchen Mehl aus feuchtem Getraide die Hälfte aus einem trockenen Jahrgang, oder ein Drittel Gerstenmehl. Zum Einsäuern nehme man weniger Wasser, als bey gutem trockenem Mehle. Man nehme auch schärfern Sauerteig und etwas mehr als gewöhnlich;

dann

dann auf jeden Metzen oder Strich Mehl eine Hand voll trockenes Salz. Den Teig decke man wohl zu, und lasse ihn an der Wärme gähren. Zum Kneten nehme man recht trockenes Mehl. Den Teig arbeite man wohl durch, bis er ganz steif wird; dann lasse man ihn recht aufgehen, ehe man mit den Broden in den Ofen eilt. Die Brode oder Laibe mache man nicht zu gros und dick, und backe nur wenige auf einmal, weil sie sonst schimmeln und dadurch noch ungesünder werden. Der Backofen darf nicht zu heiß seyn, damit das Brod nicht zu schnell eine harte Rinde bekommt, und dadurch das Ausdünsten der Feuchtigkeit verhindert werde. Wer ausgewachsenes Korn mahlen und verbacken muß, der nehme eine Hand voll rein gesiebte Asche, binde sie in ein leinenes Tuch, und lege sie in das zum Einsäuern zu erwärmende Wasser. Ist das Wasser heiß genug, so nimmt man die Asche heraus, und gießt etliche Gläser Brandtewein hinzu, und macht es so, wie oben beschrieben worden ist. Kümmel darunter macht das Brod auch gesunder und weniger blähend. Das aus dem Ofen gekommene Bröd lasse man nicht zu schnell in der Luft abkühlen, und esse es nicht zu bald oder neugebacken.

Die Zugemüse, welche zu feucht gewachsen sind, werden dadurch gesünder, daß man sie mit kaltem Wasser zusezt, sodann das Wasser, wenn es siedet, abgießt und wieder frisches daran schüttet. Man nehme auch in nassen Jahren mehr Kümmel, Ingwer, Pfeffer, Zwiebeln und Wachholder oder Kranebichsbeeren zu den Speisen, dies befördert die Verdauung und erhält die Gesundheit.

Noch gefährlicher, als die ausgewachsene und feuchte Frucht, ist das sogenannte **Mutterkorn**,

(After-

(Afterkorn, Kornzapfen) welches aus verdorbenen Kornkörnern entsteht, wenn darinnen von zu vieler Nässe und Kälte die Milch, aus welcher das Mehl werden soll, verfault. Es wachsen dann kleine schwarzblaue, spitzige Schwämme aus der Fruchthülse heraus, welche wie Zapfen aussehen. Das Mehl davon ist braunblau und riecht widrig. Der Teig aus solchem Mehl fließt, und das Brod davon zerfällt in Klumpen. Es ist dieser Auswuchs so giftig, daß Schweine, Hühner, Gänse, Enten und Fliegen davon sterben, wenn sie nur von dem Wasser trinken, worinnen man Mutterkorn gewaschen hat. Die Menschen, welche von dem Brod, das aus einer solchen Frucht gebacken worden, viel essen, verfallen in gefährliche und tödliche Krankheiten, besonders in die Kriebel- oder Gliederkrankheit, welcher Eckel, Erbrechen, Magenweh und Bauchgrimmen vorausgehen. Man hat Beyspiele, daß der Genuß dieser schädlichen Frucht die fürchterlichsten Zerrüttungen in den menschlichen Körpern hervorgebracht hat. Die Leute wurden davon dämisch; fabelten oder redeten irre; bekamen Heißhunger und Durchlauf, worinnen Würmer abgiengen; manche verfielen in Raserey, es fielen die Zähne aus, und schworen ihnen Gelenke an den Fingern und Zehen ab, so daß viele jämmerlich sterben musten. Man weis aus einem Beyspiel, daß im Jahre 1709. in der Herrschaft Sologne in Frankreich in kurzer Zeit 8000 Menschen von dem Genuße des Mutterkorns gestorben sind. Es ist die Gegend sehr feucht, so daß fast alle Jahre Mutterkorn daselbst wächst, daher auch die Einwohner fast alle dicke, aufgeschwollene Bäuche und wenig Kräfte in den Gliedern haben, auch nicht alt werden.

Wem also seine Gesundheit lieb ist, der muß das Mutterkorn, wenn es dessen giebt, aus dem Brodkorn herausschaffen, und die Frucht tüchtig im Wasser umrühren und waschen, ehe er sie auf die Mühle schaft. Das Mutterkorn schwimmt beym waschen alles oben, und man kann es leicht abnehmen. Ein jeder Müller, der ein Christ seyn und ein reines Gewissen behalten will, sollte keine solche Frucht ehender mahlen, ehe dann die Leute die gehörige Reinigung damit vorgenommen hätten; auch sollte die Obrigkeit und medicinische Policey darauf sehen, daß den hier vorgeschriebenen Verhaltungsregeln genau nachgelebt würde.

Waitzen, worinnen viel Brand ist, muß eben so sorgfältig gewaschen werden, wenn das Mehl davon der Gesundheit nicht schaden soll. Wider den Wuchs des Mutterkorns hat man noch kein bewährtes Mittel gefunden, wohl aber wider den Brand in dem Waitzen, welches an seinem Ort in diesem Buch besonders soll bekannt gemacht werden.

Nro. 3.

Von den Kartoffeln.

Die Kartoffeln, Erdrüffeln, Tartüffeln, Erdbirn, Grundbirnen, Erdäpfeln, Potaken, wie sie nach dem Sprachgebrauch verschiedener Gegenden genennet werden, sind eine sehr nützliche und herrliche Frucht, wofür man Gott nicht genug danken kann, daß er uns solche 1586. durch den holländischen Admiral, Franz Drake, der sie aus Amerika mitbrachte, beschert hat. Es ist eine Frucht, die erst, im Jahr 1650. in Deutschland bekannt geworden ist, und sich auf mancherley Weise zubereiten läßt. Sie vertragen sich mit jedem Zugemüse: man

kann

kann sie daher unter Sauerkraut, gelbe und weisse Rüben, Erbsen, Kohl und noch andere Gemüse mengen; die kleinsten kann man in Suppen thun, wo sie die Stelle kleiner Knödeln vertreten. Mit Wasser und Milch und ein wenig Schmalz kann man das wohlschmeckendste Mus davon kochen; sie lassen sich zu Brod, zu Krapfen und Kuchen, und sogar zu Zuckergebackenen verwenden, und sind überhaupt für Menschen und Vieh eine wohlschmeckende, nahrhafte und ganz gesunde Speise, und keineswegs hart zu verdauen.

Ein gesundes Brod aus den Kartoffeln oder Erdäpfeln zubereiten, ist eine leichte Sache, man kann es auf zweyerley Art bewirken. Die erste Art ist nach dem Bekerischen Noth- und Hülfsbüchlein folgende: man schabt oder schälet die rohen ungekochten Erdäpfel oder Erdbirnen, schneidet sie in kleine Stücke, und legt sie über Nacht in frisches Wasser; den andern Tag nimmt man sie heraus, thut sie in einen Kessel oder großen Hafen, setzt sie mit so viel Wasser, daß es die obersten erreicht, zum Feuer, und kocht sie zu einem ordentlichen Brey oder Mus. Ist dieses fertig und so viel abgekühlt, daß man die Hand darinne leiden kann, so reibt man es durch ein enges Sieb in den Backtrog. Des Abends thut man Sauerteig hinzu und knetet so viel Kornmehl hinein, als sonst ein gewöhnlicher Brodteig erfodert, ohne weiters auch nur einen Tropfen Wasser hinzu zu giessen. Diesen wohl durchgearbeiten Teig läßt man die Nacht über etwa 9 bis 10 Stunden stehen. Des Morgens nimmt man wieder kein Wasser dazu, sondern arbeitet den Teig wohl durch, und knetet so viel Mehl hinein, bis er seine gehörige Steife bekommt. Nun muß er 3 oder 4 Stunden stehen,

ehe er ausgewirkt und das Brod in den Ofen geschoben wird; der Ofen muß auch etwas stärker als zum bloßen Mehlteig geheizt seyn. Die andere Art ist kürzer, man hat aber mehr Mehl dazu nöthig, und braucht weniger Erdäpfel. Man nimmt zu einem Metzen oder Strich Mehl, dessen Gewicht etwa 18 Pfunde ist, am Gewicht 9 Pfund frische, ungekochte Erdbirnen, wäscht diese sauber, und kocht sie in so wenig Wasser als möglich, bis sie ordentlich weich sind, so wie man sie etwa zum trocken essen mit Salz kochen würde. Wenn sie fertig sind, so gießt man das Wasser rein ab, und läßt die Erdbirnen auf einer flachen Schüssel ganz kalt werden, schält sie sodann ab, reibt sie auf einem Reibeisen. Des Morgens, wenn man den auf gewöhnliche Art zum Brodbacken hergerichteten Teig, der aber ganz steif seyn muß, knetet, so knetet man statt des Mehls die geriebenen Erdäpfeln wohl hinein, macht die Brode, läßt sie aufgehen, und schiebt sie dann in den wohl geheizten Backofen. So kann man aus den Kartoffeln ein kräftiges und wohlschmeckendes, gesundes und lockeres Brod backen, das man dadurch noch verbessern kann, wenn man ein wenig mehr, als sonst gewöhnlich ist, Salz und Kümmel mit einmengt.

Man kann auch aus den Erdäpfeln Stärke zum Wäsche stärken und Haarpuder bereiten. Man nimmt die größten und reinsten Kartoffeln, wäscht sie ganz rein ab, und reibt sie auf einem Reibeisen über ein mit Wasser gefülltes Gefäß. Das Geriebene gießt man mit dem Wasser durch einen Durchschlag, damit alle Fasern von den Schaalen zurücke bleiben. Das Durchgeseihete wird nun in ein dünnes Tuch, oder in einen leinenen Sack gethan, mit den Hän-

den

den nach und nach herausgeknetet, so daß das gröbere Mehl im Sack zurücke bleibt. Dies geschieht 2 bis 3 mal, bis man sieht, daß nichts grobes mehr darunter ist. Man thut jedesmal das im Sack zurück gebliebene Grobe weg, welches man den Schweinen füttern kann. Das Feinste, was zulezt aus dem Tuch oder Sack geknetet worden ist, wird nun in einem hölzernen Gefäß mit Wasser umgerührt, und wenn es eine Weile gestanden und sich gesetzt hat, wird das Wasser langsam abgegossen und frisches darauf geschüttet, abermal umgerührt und abgegossen, und das so lange, bis das Wasser eben wieder so helle abläuft, als es aufgegossen worden ist, womit wohl 3 Tage hingehen können. Ist der letzte Abguß von der sich auf den Boden des Gefäßes gesezten Stärke geschehen, so legt man reine leinene Tücher oben auf die Masse, in welcher sich die noch zurücke gebliebene Feuchtigkeit einzieht. Diese Tücher muß man öfters auswinden und so lange frisch darauf legen, bis die Stärke ziemlich trocken ist. Alsdann thut man einen Kreuzschnitt hinein und nimmt die Stücken heraus, legt sie auf Bretter, die man mit reinen leinenen Tüchern belegt hat, und trocknet sie an der Luft und Sonne; da ist dann die Stärke fertig. Will man nun Haarpuder haben, so zerstößt man die Stärke in einem Mörser, und schlägt, nachdem sie fein zerstossen ist, sie durch ein ganz feines Haar- oder Staubsieb, so ist auch der Haarpuder fertig.

Die Kartoffeln oder Erdäpfel sind auch eine sehr ergiebige Frucht, sie wachsen in den magersten und sandigten Boden, ohne daß man diesen sonderlich düngen darf. In mittelmäsigen Boden (dann in allzufetten und starken Boden gehen sie zu sehr in's Kraut und werden nicht so wohlschmeckend, man

sollte

sollte sie daher nie auf fettes Land setzen) geben sie oft die Aussaat 50mal wieder. Sie sind eine gute Fütterung für die Schweine und das Rindvieh, lezteres frißt auch das Kraut gerne davon, besonders, wenn man es zerstößt, abbrühet und mit Gsod vermengt; daneben hält sich diese Frucht bis zu Anfang des Sommers, wenn man im Herbst die Unbeschädigten aussucht, in tiefen Gruben verwahrt, und im Frühjahr, wenns nicht mehr gefriert, auf die Böden oder Kästen bringt, wo sie nicht so leicht auswachsen, als in den Kellern. Gekocht mästen die Erdbirnen beym Vieh besser als roh, für die Kühe aber geben sie roh gefüttert mehr Milch als gekocht. Beym roh Füttern muß man die Vorsicht gebrauchen, daß man die zerstoßenen Erdäpfeln mit weißen Rüben, Hekerling oder Gsod, Spreu oder sonst mit Abgang vom grünen Zugemüse vermischt, sonst bekommt das Rindvieh Zittern an den Füssen davon.

Für die Schweine sind die Erdäpfel ein sehr gutes und mästendes Futter, besonders wenn man ihnen solche in den Backöfen bäckt, und sodann trocken füttert. Die westphälische Schinken bekommen ihren guten Geschmack blos von den gebackenen Erdäpfeln, womit in Westphalen die Schweine gefüttert und sehr fett gemacht werden.

Wenn die Erdäpfeln in nassen Jahren zu feucht aufwachsen, oder sonsten an sumpfigen Orten oder in nassen Boden gebaut werden, so darf man nicht so häufig davon essen, als in trockenen Jahren, und da wo man sie auf trockenen Feldern baut; weil man sonsten krank davon werden kann. Der Herr Pfarrer Germershausen zu Schlalach, im Brandenburgischen, erzählt uns in seinem Buche, die **Hausmutter** betittelt, eine traurige Beobachtung von

dem zu häufigen Genuß der naß gewachsenen und unreif oder unzeitig genossenen Erdbirnen. In seinem Dorfe brach im Jahre 1777 die Ruhr im Monat September heftig aus, niemand blieb davon frey, als diejenigen, die nicht zu häufig Erdäpfel gegessen hatten. Man soll daher darauf sehen, daß man diese Frucht wo möglich auf trockenen sandschüssigen Boden baue, in nassen Jahren wohl auszeitigen lasse, und niemalen ehender als zu Michaelis aus dem Boden nehme, lieber später als früher. Will man ja im Augusti oder Anfangs September jezuweilen eine Mahlzeit dieses Gewächses auftischen, so muß es nicht zu oft geschehen, und man muß nicht zu viel auf einmal davon genießen, weil man sich sonst leicht, wo nicht die Ruhr, doch den Durchfall zuziehen kann.

In den Gärten auf sonnenreichen Plätzen und im lockern Boden gebaut, werden die Erdäpfeln, besonders wenn man sie frühzeitig legt, um 4 Wochen eher reif als auf dem Ackerfeld. Das Zeichen, ob die Erdäpfel gut sind, ist, wenn sie innwendig schön weißgelb aussehen, ohne Flecken sind, einen kräftigen Geruch und einen reinen, gleichen, nußkernartigen Geschmack haben. Beym Kochen muß das Wasser die Erdäpfel nicht ganz bedecken, und je geschwinder sie bey einem starken Feuer aufsieden, desto besser schmecken sie; sie sind auch besser, wenn sie in irdenen Geschirren gekocht werden, als wenn man sie in kupfernen oder messingen Gefäßen kocht.

Seit einigen Jahren, und besonders seitdem man in verschiedenen Gegenden Deutschlands die sogenannten polnischen Erdäpfel oder neuländer Erd- oder Grundbirnen für das Vieh angebauet hat, bemerkte man, daß die gewöhnlichen Erdbirnen aus-

arteten, schlechter am Geschmack und dabey ungesunder für Menschen und Vieh wurden. Man machte verschiedene Versuche zur Wiederherstellung oder Verbesserung der edlen Art Erdäpfel, und man war so glücklich, Mittel zu finden, die den Erwartungen Genüge leisteten. Fordersamst ist es nöthig, daß man da, wo sonst die großen Neuländer Viehgrundbirnen oder polnische Erdäpfel gebaut wurden, diese wilde Art gänzlich vertilge, und sich aus der edlen Gattung sodenn guten Saamen zuziehe. Man setze zeitig im Frühjahr in ein lockeres, sonnenreiches Gartenland gute, frische, nicht ausgewachsene Erdäpfel von einer guten Art, reinige sie fleisig vom Unkraut, und lasse sie bis in den Herbst stehen; alsdenn sammelt man die am Kraut hängenden reifsten Saamenäpfel, und treibt den Saamen daraus durch einen Seiher in ein Schaff oder Zuber mit Wasser. Der Saame fällt denn zu Boden, diesen trocknet man zwischen Fliespapier langsam ab, und verwahrt ihn an einem luftigen Ort, bis aufs folgende Frühjahr. Da säet man ihn ganz dünn und reihenweise aufs Gartenland, reinigt die jungen Pflanzen fleisig vom Unkraut, und behackt sie, wenn sie etwas erwachsen sind, öfters. Im Herbst hebt man die jungen Kartoffeln aus, welche noch klein sind; man verwahrt sie nun in einer tiefen Grube im Freyen, damit sie nicht auswachsen, und pflanzt sie im folgenden Frühjahr; dies giebt eine ganz neue und vortrefliche Art von Erdäpfeln.

Das andere Mittel, sie leicht zu verbessern, besteht blos darinnen, daß man zum Saamen die schönsten, besten und unbeschädigten Erdäpfel, von der Größe eines Hühnereys, schon im Herbst aussuche, sie in einer Grube über Winters verwahre und

ja nicht zerschneide, sondern ganz pflanze. Wenn man dieses Verfahren einige Jahre fortsetzet, wird auch die ganze Art verbessert, sowohl am Geschmack, als auch am Nutzen.

Die sogenannten polnischen Erdäpfel oder Neuländer Grund- oder Erdbirnen, die blos ein Futter für das Vieh sind, bauen mehrere Landwirthe und Bauern in der Meinung, weil diese Art Kartoffeln ungemein groß zu werden pflegt, daß sie dadurch einen nahmhaftern Gewinn gegen die edle Art machen. Allein die Erfahrung hat bewiesen, daß es sich gerade umgekehrt verhalte; die edle Sorte giebt etwa das Viertel weniger in der Menge, ist aber dagegen mehr als um die Hälfte besser, nahrhafter und gesünder, auch für Menschen und Vieh anwendbarer. Man hat daher in verschiedenen Herrschaften des fränkisch- und kurrheinischen Kreises Verbote ergehen lassen, die Neuländer Grundbirnen auszurotten und bey Strafe nicht mehr anzubauen.

Unter den edlen Kartoffeln oder Erdäpfeln giebt es dreyerley Gattungen: rothe länglichte und eyrunde; runde, weißgelbe; und kleine runde, weißgelbe. Die rothen länglichten und eyrunden sind die fruchtbarsten, wohlschmeckendsten und gesündesten. Die runde weißgelbe werden, im Gegensatz der rothen, die man an manchen Orten, ausschliesungsweise, Erdbirnen heißt, Erdäpfel genennet, sie sind etwas weniger fruchtbar, aber eben so gut wie die rothen, und taugen am besten zum Brodbacken. Die kleinen runden, weißgelben Kartoffeln, als die dritte Gattung, die auch **Zuckererdbirnen** oder **holländische Erdäpfel** genennet werden, kommen um 4 Wochen eher zur Reife als die andern Gattungen, sind daher als Zugemüse wohl zu gebrauchen; sie sind frucht-

bar

bar und haben einen feinen angenehmen Geschmack. Sie können in den Gärten gezogen werden, und geben durch ihr feines Kraut und schöne hellblaue Blüthe ein herrliches Ansehen. Da nicht jedermann, besonders in Bayern, die Neuländer Grundbirn kennt, so will ich auch diese etwas kennbar machen, damit man sich wenigstens dafür, als für einer schädlichen Frucht hüten kann. Sie sind meistens rund, etwas platt gedrückt, zuweilen auch mit Auswüchsen von verschiedener Gestalt umgeben. Ihre äußere Farbe ist ganz blaßroth, innen sind sie gelblicht und mit hochrothen Ringen und Punkten durchzogen. Sie sind meistens von der Größe einer starken Mannsfaust, zuweilen auch so groß, wie ein Kindskopf. Ihr Kraut ist heller an Farbe, als das der edlen Art, und die Blüthe ist schmutzigweiß mit blaßrothen Streifen. Sie arten zuweilen aus und blühen ganz weiß, diese Art ist sodann giftig und erweckt schlimme Zufälle beym Vieh. Als man dieses Gewächse noch duldete, mußte man auf obrigkeitlichen Befehl diejenigen Stöcke, so ganz weiß blüheten, ausziehen und vom Felde vertilgen. Da man endlich den angepriesenen Nutzen nicht fand, so tilgte man dieses Gewächs mit Recht aus. In England, woher diese Art Kartoffeln gebracht wurde, mögen ihren Wuchs Erdreich und Himmelsgegend veredeln, hier zu Lande taugen sie aber einmal gar nichts.

Auch einen medizinischen Nutzen haben die Erdäpfel; man hat aus der Erfahrung eines Privatmanns zu Paris, daß dieser damit Brandschäden geheilet hat. Man reibt die Erdäpfeln, und legt sie von Stund zu Stunde auf die verbrannte Stelle,

wodurch sich der Schaden nach einigen Tagen ohne andere Mittel verheilen soll.

Da die Erdäpfel niemalen gänzlich mißrathen und von dem Hagelschlag keinen Schaden leiden, viel Getraide und Mehl dabey erspart wird, auf dem geringsten Boden können erzeugt werden, und für Menschen und Vieh eine gesunde und nahrhafte Speise sind, so sollte man ihren Anbau immer mehr begünstigen. In Bayern ist ihr Anbau noch gering, da sie doch ein sehr gutes Futter für die Schweine sind, die man da häufig zieht, und die man sehr fett damit machen könnte.

Nro. 4.

Vom Zugemüse, und dessen Aufbewahrung.

Vom Nutzen und von der Nothwendigkeit des Gemüsebaus ist wohl jedermann überzeugt, weil es ohne Zugemüs auf den Tafeln der großen Herren sowohl als auf dem Tisch des gemeinsten Mannes sehr elend aussehen würde. Es ist daher nothwendig und nützlich den Gemüsbau nicht alleine in jeder Haushaltung nach Möglichkeit zu betreiben, sondern auch die erzeugten Zugemüse so zuzubereiten und zu verwahren, daß man sie auch im Spatherbst, den Winter hindurch und im Frühjahr, wo man keine frische Gewächse haben kann, immer vorräthig zum Verspeisen hat.

In kleinen Städten, Marktflecken, und überhaupt auf dem Lande, geht es gar wohl an, daß sich fast jedermann sein bedürfendes Zugemüse selbst bauen, und dadurch nicht allein eine nahmhafte Ausgabe erspahren, sondern auch noch manchen Kreuzer aus dem Uiberflusse lösen, und sich Fleisch oder andere

Bedürf-

Bedürfnisse dafür anschaffen kann. Man hat auf dem Lande manchen öde und wüste liegenden Platz, wo man Gemüsgärten anlegen und solche den ärmern Einwohnern der Ortschaften könnte zukommen lassen. Niemals muß es aber so weit kommen, daß der Gemüsbau dem Getraidebau den nöthigen Platz und Dünger wegfresse, wodurch sich ein beträchtlicher Schaden ergeben würde; es muß der Viehstand schon in gutem Stande seyn, wenn man den Garten = oder Gemüsbau mit Nachdruck betreiben will. Indessen ist es doch immer eine leichte Sache, sich in seinen eigenen Garten, oder auf den Krautäckern und Gemeindeplätzen, nicht allein so viel Kraut, Köhl, gelbe und weiße Rüben zu bauen, als man jährlich in seine eigene Haushaltung braucht, sondern man kann sich auch noch andere wohlschmeckende Kräuter und Wurzelgewächse daneben ziehen, und sich manche gute Mahlzeit davon bereiten, um sich an Sonn- und Feyertägen daran zu laben. Es kömmt blos darauf an, daß sich ein fleisiger Hauswirth etliche Kreuzer Aufwand für den Saamen dieser Gewächse nicht reuen läßt, und daneben etliche Stunden die Woche daran wendet, um mit den Seinigen in den Garten zu graben und die jungen Pflanzen und Gewächse zu behacken, auszugrasen und bey trockener Witterung zu begießen. Bey dieser Einrichtung, die dem Landmann nicht von seinen Hauptgeschäften abhält, und mit weniger Anweisung eine Arbeit für Kinder ist, die man noch nicht zur Arbeit auf dem Felde oder in den Stadel brauchen kann; bey dieser Einrichtung, die nicht viel Geld und wenig Mühe kostet, kann sich der Landmann und geringere Einwohner der Landstädte Zelleri, Petersill, Salat, Zwiebeln, Cucumern, Spinat, Rettig, blauen

Köhl, Käsköhl oder Karviol und noch andere Gemüse mehr bauen, und manche wohlschmeckende Mahlzeit zu seiner Labung gewinnen. Alles kommt darauf an, daß man seine ganze Wirthschaft in guter Ordnung halte; daß man fleisig überlege, wie alles auf das Beste einzurichten sey, und daß man bey jeder Sache, die man nicht recht versteht, andere, die davon hinlänglicher unterrichtet sind, um Rath frägt, und aber auch darnach thut.

Der Herr Pfarrer Eisen zu Torma in Liefland, der sich fleisig mit der Haus- und Landwirthschaft und dem Gartenbau beschäftigte, giebt in einer gedruckten Anweisung die leichteste Art an, nicht allein alles Wurzelwerk und die Erdäpfel den ganzen Winter hindurch frisch zu erhalten, sondern auch das Kräutelwerk so zu trocknen, daß man es zu allen Zeiten gut und wohlschmeckend haben und kochen kann.

Das erste ist, daß man alles Wurzelwerk und die Erdäpfel im Herbst in eine im Garten gemachte 4 Schuh tiefe Grube einlegt. Man schüttet nämlich unten auf den Boden der Grube trockenen Sand, darauf legt man das Gemüs nicht allzu dick auf einander, und sucht aber alles angefaulte oder angestossene vorher davon heraus; sodann legt man dicht über das Gemüs her Queerstangen, auf diese eine Lage etwa drey Finger hoch Stroh, und auf das Stroh wirft man die aus der Grube gegrabene Erde. Dieses Mittels bedienen sich in Franken und Sachsen viele Bauern und Gärtner. Macht man nun, wenn die harten Fröste vorbey sind, eine solche Grube auf, so ist darinn alles so frisch, als wenn es erst vom Acker käme. Das andere Mittel ist, daß man alle und jede Arten von Gemüs trocknen kann, so wie

das

das Obst, und wie an manchen Orten schon diese und jene Gemüsart getrocknet wird. Man muß es nur so zu machen wissen, daß der Geschmack nicht verlohren gehet, welches zu verhüten folgendermassen muß verfahren werden.

Man reinigt und puzt das Kräutel- oder Wurzelwerk, so man trocknen will, eben so, wie man es zum kochen herrichtet, schneidet es zurecht und wäscht es rein mit frischen Wasser. Darauf breitet man es auf Sieben, Horden oder reiner aufgespannter Leinewand, oder auf saubern Brettern aus, wendet es fleisig, damit alles Wasser davon abläuft. Nachdem es auf diese Art zum trocknen hergerichtet ist, sezt man es auf Sieben oder auf Brettern, dünn ausgebreitet, auf den warmen Backofen, oder doch ganz nahe an denselben. Man kann es auch in den Backofen schütten, wenn man abgebacken hat, und der Backofen nicht mehr heiß, sondern nur noch mäsig warm ist. Das meiste kommt darauf an, daß man die Blätter oder die geschnittenen Wurzeln fleisig umwende. Man troknet sie aber so lang, bis die Stengeln leicht zerbrechen, wenn man sie biegt, und bis man die Blätter zwischen den Fingern zu Pulver zerreiben kann. Darauf bringt man sie in einen Keller, oder an einen andern mäsig feuchten Ort, so lang bis sie sich wieder zusammen drücken lassen, ohne zu zerbrechen. Nun rollt man Stücke Papier zusammen, ohngefähr in der Form wie die Schnupftabackkarten oder Rauchtabackpacketer aussehen, und stampft die Blätter der Pflanzen oder das Kräutelwerk, oder die Wurzelschnitte, mit einen kleinen hölzernen Stempfel oder Stössel fest hinein. Wem's an Papier fehlt, der kann sich die Skanizeln oder Kartousen von Baumrinde machen, und

 solche

solche öfter als einmal gebrauchen; man kann auch kleine hölzerne Geschirre, oder kleine Fasseln dazu nehmen. An einem trockenen Ort hält sich solches getrocknete Kräutel- oder Wurzelwerk Jahre lang gut. Will man davon kochen, so nimmt man nur ein oder zwey Loth schwer auf die Person, brüht es mit kochendem Wasser an, und läßt es ein paarmal damit aufkochen. Alsdann gießt man das Wasser ab, und Fleischbrühe daran, oder an den Fasttägen anderes siedendes Wasser, und verfährt beym kochen im übrigen damit, wie mit andern frischen Gewächsen. Auf die vorgeschriebene Art lassen sich alle Arten von Köhl das sauere Kraut und selbsten die Cucumern trocknen; welch beyde lezte Gattungen Gemüs aber eben in der stärksten Säure seyn müssen. Gelbe und weisse Ruben, Zelleri und alle andere Wurzelgewächse werden in dünne Scheiben geschnitten, und diese kann man, so wie auch die Bohnen oder Fasolen, an Fäden anreihen oder schnüren und hinter dem Ofen in der Stube, oder, wenn die Sonne recht hell scheint, im Sonnenschein troknen. Grüne Erbsen und Bohnen müssen noch jung seyn, wenn man sie troknet; wenn man diese in das Papier presset, kann man zugleich gedürrtes Petersillkraut darzwischen packen, und nachher gleich mit kochen, welches recht gut schmekt. Der größte Vortheil von dieser Art zu troknen ist der, daß man alles hübsch reinlich hält, die Sachen beym troknen selbst für Staub und Unreinigkeit sichert, und an keinen feuchten Ort verwahrt. Besonders ist noch zu merken, daß man die Pakete oder Gefäße, nachdem sie mit dem gedürrten Gewächsen angestopft sind, nochmals an einen warmen Ort stellet, damit die Feuchtigkeit völlig daraus getrieben werden möge. Es

dienen diese getroknete Zugemüse nicht allein auf langen See- und Landreisen ungemein wohl, sondern sie geben auch hauptsächlich im Spatherbst, Winter und Frühjahr manche angenehme und gesunde Mahlzeiten.

Unter dem Gemüs sind noch besonders die gelben Rüben, Möhren oder Mohrrüben von mancherley Nutzen und eine gesunde Speise. In Thüringen kocht man daraus einen Saft, den man an Statt des Zuckers oder Honigs an allerhand Speisen gebrauchen, auf dem Brod für Butter essen, und die Würmer, wenn man ihn früh nüchtern ißt, von dem Menschen damit abtreiben kann. Dieser Saft wird folgendermassen gemacht: Man wäscht die gelben Ruben, schabt und puzt sie ganz rein, stößt oder schneidet sie in kleine Stükeln und kocht sie weich, aber nur in so wenig Wasser als möglich ist. Nun thut man die gekochten Ruben in einen Sak, bindet den zu, und preßt vermittelst einer Presse den Saft langsam heraus. Diesen Saft kocht man alsdann, bis er so dik wie Honig wird. Wenn er recht reinlich gemacht und wohl verwahrt wird, so hält er sich 2 bis 3 Jahre. Die gelben Ruben in kleine Stükeln geschnitten, gedürrt, und ein wenig, so wie Kaffe, gebrannt und gemahlen geben ein starkes Pulver, wovon ein Loth 6 Loth Kaffepulver um die Hälfte an Kraft verstärkt, und den daraus bereiteten Kaffe ungleich gesünder macht, als er sonst nicht ist. Es läßt sich auch Zucker aus dem Saft der gelben Ruben sieden, der den westindischen Zucker nichts an Süsse nachgiebt und viel gesünder ist.

Nro. 5.
Von den giftigen Wurzeln.

Mancher Mensch ist so unvorsichtig, daß er j

des Kraut und jede Wurzel, er mag sie nun genau kennen oder nicht, zur Speise nimmt; da man doch nicht vorsichtig genug in der Auswahl der nicht ganz bekannten Gewächse verfahren kann, weil schon so manches Unglück hie und da aus Unverstand durch giftiges Kräutel- und Wurzelwerk angerichtet worden ist. In einem Kloster im Elsas geschah es einst, daß ein Salat von Zichorien- oder Wegwartwurzeln gemacht wurde, unter diese wurden aus Versehen etliche Wurzeln vom schwarzen Bilsenkraut genommen. Der Salat wurde auf alle Tische im Kloster gegeben, und erregte einige Stunden nach dem Genuß einigen Personen mehr, einigen weniger gefährliche Zufälle; je nachdem einer viel oder wenig davon gegessen hatte. Einer kam ganz von Sinnen; ein anderer wurde schwindlicht; andere bekamen Bauchgrimmen und Gliederschmerzen; wieder andere bekamen Trockenheit im Munde, und die Zunge war ihnen wie gebraten; einige wurden wahnsinnig oder närrisch, und nahmen allerley lächerliches und wunderliches Zeug vor. Man holte endlich den Doktor, der es herausbrachte, daß sie Bilsenkrautwurzeln gegessen hatten; er gab ihnen Gegenmittel, und alle wurden wieder gesund, bis auf einen, der das Gesicht verlohr und blind wurde.

Dieses schwarze Bilsenkraut hat verschiedene Namen, man nennt es auch Bilsensaamen, Tollkraut, Tollwurzel, Schlafkraut, Zigeunerkraut, Rindswurzel, Saubohnen, Teufelsaugen. (Hyoscyamus niger L.) Es blüht im Julius und August, und sieht so aus, wie es hier auf dem Kupferblattl Lit. A. abgebildet stehet. Die Blume ist blaßgelb, mit zarten dunkelrothen Adern durchzogen. Das Kraut wird eine Elle hoch, hat über-

Das Schwarze Bilsenkraut. Lit. A.

44/45

Das Schwarze Bilsenkraut. Lit. A.

überall haarige und etwas klebrige Blätter, einen stinkenden Geruch und eine lange, dicke, runzelige, auswendig braune und inwendig weisse, fette Wurzel. Es wächst allenthalben, im Schutt auf Baustellen, in Freyd- oder Kirchhöfen, an Wegen und Gräben, in den Dörfern sowohl als auf dem Felde.

Die Wurzeln des **Wasserschierlings**, der auch **giftiger Würhrich, Parzenkraut, Apotheker-Schierling** (Cicuta virosa L.) oder auch Cicuta aquatica genennet wird, sind ebenfalls sehr giftig, und haben sich damit an mehrern Orten Kinder, die sie vor Pastinak- Zucker- oder welsche Petersillwurzel ansahen und aßen, elendiglich ums Leben gebracht. Der Genuß dieser Giftwurzel erregt die fürchterlichsten Zufälle, die sich auch nach dem Tode noch äußern. Diejenigen, so aus Unverstand davon aßen, bekamen Magenschmerzen, fielen sinnenlos zu Boden; der Urin sprang mit großer Gewalt mannshoch von ihnen; sie bekamen Zuckungen; das Blut lief ihnen aus den Ohren, und der Tod erfolgte, unter fürchterlichen Verzerrungen des Gesichts und Verrenkungen der Gliedmassen. Die Wurzel des Wasserschierlings ist groß, inwendig weiß, voller kleinen Höhlungen, mit weißlichem Saft angefüllt. Sie riecht und schmeckt fast wie die Pastinak- oder Zuckerwurzel, nur etwas eckelhaft; von aussen bemerkt man an ihr fünf und mehr Ringe mit kleinen Grübchen, wie Nadelstiche. Aus dem Knotenring, der um den Kopf der Wurzel läuft, brechen lange Haare hervor, die wie ein Judenbart aussehen und im Wasser schwimmen, oder im Schlamm Wurzel fassen. Sie treibt mehrere Stengel, welche fast 2 Ellen hoch werden. Die Blätter sehen den Petersillblättern beynahe gleich. Der weisse Blumenstraus ist groß, und der Saa-

me sieht aus wie Petersillsaamen. Der Geruch ist das sicherste Kennzeichen, woraus sich dieses und mehrere diesem ähnliche Giftgewächse von dem Petersill, dem Körbelkraut, dem Pastinak, welschen Peterlein oder Zuckerwurzel, und der gelben Rübe unterscheiden läßt.

Die **Wolfswurzel, Mönchskappe** oder der **blaue Sturmhut**, (Aconitum napellus L.) dessen Wurzeln den Erdäpfeln einigermassen ähnlich sehen, ist auch giftig, und man hat Beyspiele, daß davon Personen gestorben sind, die sie aus Unvorsichtigkeit unter den Erdäpfeln mitgegessen hatten. Der blaue Sturmhut wird auch sonst noch **blauer Eisenhut** genannt; eine Gattung von diesen ist der **gelbe Sturmhut**, dessen Laub röthlich geädert, etwas haarig und die Blume blaßgelb, ins grünlichte ziehend ist; er hat mit dem blauen Eisenhut einerley Eigenschaften, und ist die knolligte Wurzel eben so giftig wie bey jenem.

Die **Giftzwiebel, Herbstzeitlose, Zeitlose, Herbst= oder Michaelsblume**, (Colchicum autumnale L.) eine bekannte Blume, die auf den Wiesen und feuchten Grasplätzen im Herbst häufig hervorkömmt, einen bläulich röthlichen Blumenkelch und eine Zwiebel hat, die einer kleinen Garten= oder Küchenzwiebel etwas ähnlich siehet, ist ebenfalls schädlich, und hat der unvorsichtige Genuß dieser Zwiebel schon verschiedentlich schlimme Zufälle erregt. Da die in Menge unter dem Heu genossene gedörrte Blumen dieser Zwiebel auch dem Vieh sehr schädlich sind, so sollte man sie aus den Wiesen und Grasländern auszurotten suchen.

Es giebt nun dergleichen giftige Wurzeln, Rüben und Zwiebeln noch mehr; daher Kinder und Er-

wach=

wachsene von keiner einzigen essen dürfen, die sie nicht kennen. Insbesondere muß man sich aber vor den Wurzeln aller der unbekannten Stauden in Acht nehmen, welche solche Blumenbusche oder Schirme haben, wie der Petersill, das Körbelkraut und der Fenchel.

Nro. 6.

Von den giftigen Gartenkräutern.

Zu der Kenntniß der giftigen Wurzeln gehört auch die der Giftkräuter oder Pflanzen und der giftigen Gesäme. Der **kleine Schierling, Gleiß, Gneiß, Hundspeterlein, Glanz=Kroten=Katzen= oder Stinkpeterlein, tolle Petersill, faule Grete** (Aethusa cynapium L.) und wie er sonst noch genennet wird, wächst in den Gärten und auf den Feldern; er sieht dem ächten Petersill und Körbelkraut gleich, und mischt sich unter diese beyde Pflanzengattungen nicht selten. Die Wurzeln sehen den Petersillwurzeln ziemlich ähnlich, nur daß sie spitziger, magerer und nicht so lang sind; das Kraut hat auch große Aehnlichkeit mit dem Petersillkraut, blos daß es etwas spitziger und feiner gezackt und dunkler an Farbe ist, und wenn man es reibt, wie Mausurin riecht. Wurzel und Kraut sind ein tödtendes Gift, wie man davon aus mehrern Beyspielen überzeugt worden ist, daß mehrere Leute von dem Genuß elendiglich sterben mußten.

Eben so gefährlich ist der **große Schierling**, der auch **Blutschierling, Wuthschierling, Tollkörbel** und **Hundspetersill**, (Conium maculatum) genennet wird. Dessen Blätter sind oben glänzend schwarzgrün, und feiner gezackt als die Blätter des Petersills. Der Stengel wird nahe an 3 Schuh hoch, und hat blutrothe Flecken; die Blumen haben

rothe

rothe Puncte. Die Wurzel ist dick, und riecht wie Pastinaken oder welscher Peterlein. Auf dem Kupferblattel Lit. B. steht dieser Schierling abgebildet; die andern Gattungen der Schierlinge sehen ihn viel gleich. Man hat Exempel, daß ganze Haushaltungen ums Leben gekommen sind, welche im Frühjahr grüne Kräutelspeisen assen, und aus Versehen solchen Schierling darunter genommen haben. Zwey Geistliche hatten die Wurzel dieses Schierlings, am Fleisch unter Petersillwurzeln gekocht, gegessen; wie nun das Gift wirkte, bildete sich der eine in der Raserey ein, er sey ein Wasservogel, und stürzte sich in einen Weiher. Der andere riß alle Kleider vom Leib und suchte im Wasser die innerliche Hitze zu kühlen. Man holte sie zwar beyde wieder heraus, und brauchte die besten Mittel; sie blieben aber doch gelähmt und starben nach zwey Jahren.

Wer nun solch gefährliches Unkraut in seinem Garten oder auf dem Felde unter andern Gewächsen sieht, muß es sogleich ausreissen; und wer Petersill oder Körbelkraut zum Gemüse puzt, muß sorgfältig darauf sehen, daß er nicht dergleichen schädliche Kräuter und Wurzeln darunter bringe. Da der Schierling sehr bald in den Saamen schießt, so kann man ihn leicht erkennen, überdas giebt der Geruch und das dunklere Ansehen der Blätter ein deutliches Merkzeichen an die Hand.

Fremde Gewächse, Blumen und Früchte, die man in den Lustgärten mannichfaltig sieht und nicht kennt, muß man weder verkosten noch beriechen. Es giebt unter denselben viele, die den Menschen schädlich sind. So ist z. E. der **Mandel- oder Kirschlorbeerbaum** so giftig, daß etliche Tropfen von dem Oehl, so man aus seinen Blättern und Zweigen

Der rothgefleckte Schierling . Lit. B.

48149

2 48149

Die Wolfskirsche oder Belladonna. Lit. C.

gen zieht, ein Thier tödten. Es ist überhaupt nicht gut und rathsam an Blumen, welche einen durchdringenden starken Geruch haben, auch sogar an Rosen und Mayblumen, viel und stark zu riechen; noch weniger dergleichen in den Kammern und Stuben zu haben, wo man schläft, oder wo wenig frische Luft hinein kommt. Die starken und betäubenden Dünste, welche aus solchen Blumen aufsteigen, erregen auf das mindeste Kopfweh, auch zuweilen Schlagflüsse und andere gefährliche Zufälle, wie man davon Beyspiele hat. —

Nro. 7.

Von giftigen Beeren und Kirschen.

Die Belladonna, Wolfskirsche, auch Tollkirsche, Wald-Nachtschatten, Tollkraut, Tollwurz, Tollbeere, Wuthbeere, Teufelsbeere, Schlafbeere, Saukraut, Walkenbaum, Bollwurz, (Atropa bella donna L.) genannt, sieht aus wie sie hier auf dem Kupferblattl Lit. C. abgebildet steht. Sie trägt im Julius und August dunkelrothe Blüthen, hernach schwarze Beeren, die kleinen Kirschen gleich sehen. Der Stengel der Pflanze ist dünn, dunkelroth, drey bis vier Schuh hoch, und ruhet auf einer langen und dicken Wurzel. Sie wird in den Wäldern gefunden. Es giebt auch in den Gärten eine Pflanze, die man gemeinhin Nachtschatte (solanum nigrum L.) zu nennen pflegt, und im Laub und Gestalt der Frucht, mit der Belladonna, so eben beschrieben worden, fast einerley ist. Bey diesen Garten-Nachtschatten ist die Pflanze und Frucht blos kleiner als bey dem Wald-Nachtschatten, alleine ob gleich die giftige Wirkung der Beere oder Frucht nicht die nämliche ist, wie bey der Belladonna, so ist doch auch

Gefahr dabey. Der Genuß der Beere von der Wolfskirsche verursacht Wahnsinn, Magenkrampf, brennende innerliche Hitze, Blindheit, Starrsucht und Todesschlaf. Die Blätter der Pflanze sind nicht so giftig als die Beeren, die Wurzel aber ist es mehr dann beyde.

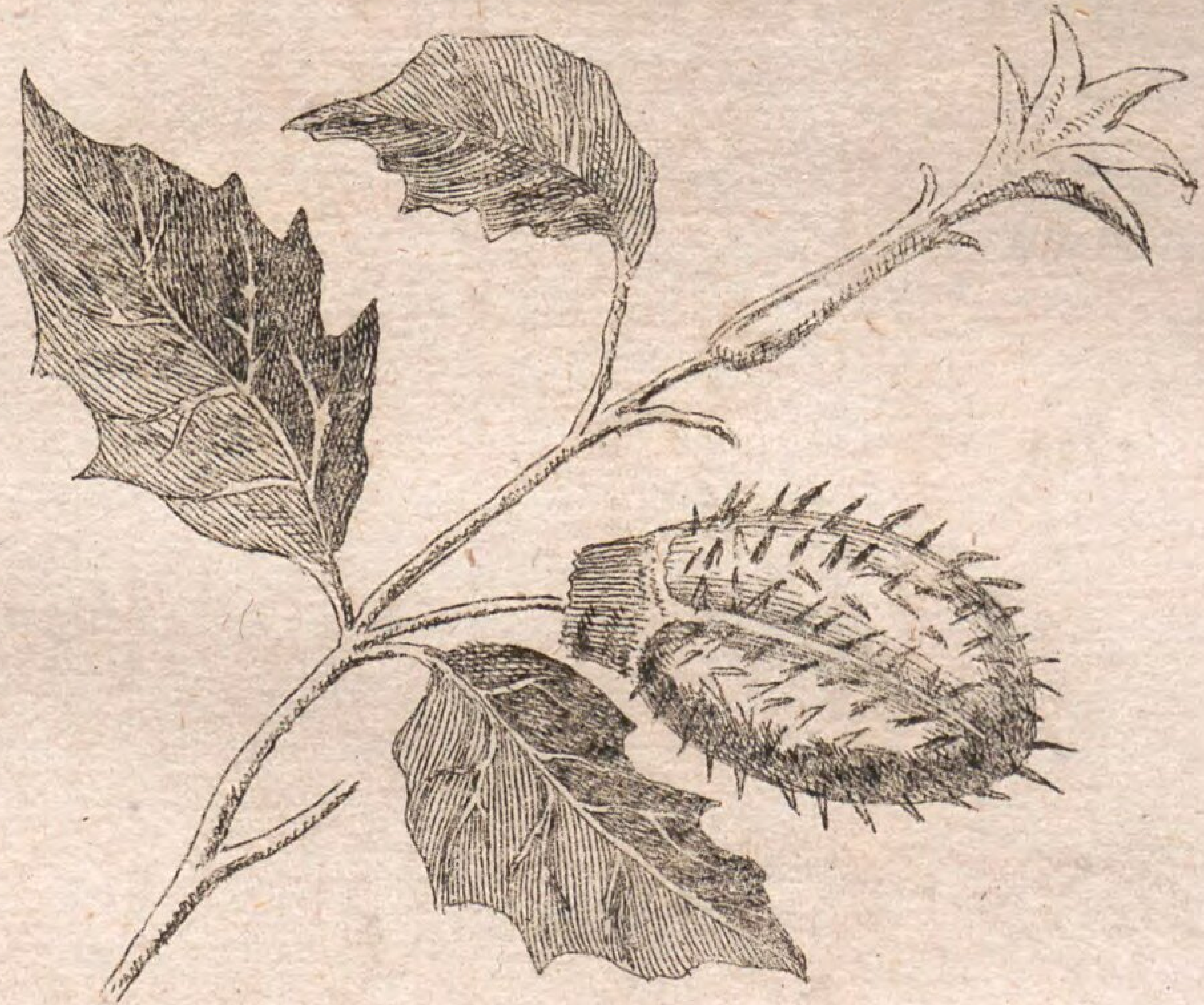
Solcher Beeren und Früchte, welche giftig sind, giebt es noch viele andere an Zäunen und Hecken, auch im Walde und sonst hie und da auf dem Felde: daher Kinder gar keine essen dürfen, als solche, welche ihnen von ihren Eltern und verständigen Leuten gegeben oder angewiesen werden; und wenn diese eine Beere nicht kennen, müssen sie die Kinder davor warnen.

Selbst der Taback, der doch so häufig gebraucht wird, ist eine Giftpflanze, und man kann damit Menschen und Vieh tödten. Blos die Beitze, die er bekommt, macht ihn etwas unschädlicher; doch aber bleibt der unmässige Gebrauch desselben immer lebensgefährlich und der Gesundheit zuwider.

Nro. 8.

Von giftigem Gesäme oder Saamwerk.

Eines der gefährlichsten Giftgewächse ist der hier abgebildete **Stechapfel** auf dem Kupferblattl Lit. D. Er ist aus Amerika zu uns gebracht worden, und man nennet ihn auch **Dornapfel, Rauchapfel, Stachelnuß, Tollkraut, Igelkolben.** (Datura strammonium L.) Die Blume ist weiß, und die Frucht braunlicht-grau, gestachelt, und hat inwendig 2 Fächer voll schwarzer Saamenkörner, die den Schwarzkümmel (Nigella sativa) gleichen, und also mit diesen können verwechselt werden, wie man davon Beyspiele hat. Sonsten ist der Schwarzkümmel



Der Stechapfel . Lit: D.

kümmel eine gesunde und ganz andere Frucht, und kann damit in Ansehung der Pflanze, die mit dem Stechapfel gar keine Aehnlichkeit hat, so leicht keine Verwechslung geschehen. Der Stechapfelsaame ist eines der schnellwirkendsten Pflanzengifte, und hat schon öfters, da wo er aus Versehen für Schwarzkümmel gebraucht wurde, traurige Verwüstungen der menschlichen Gesundheit hervorgebracht. Weil nun der **Schwarzkümmel** ein magenstärkendes, blähungentreibendes, auch bey Menschen und Vieh ein Milch vermehrendes Mittel seyn soll, so hat man genau Acht zu haben und darauf zu sehen, daß man sich in demselben nicht irre. Man thut daher allezeit wohl, wenn man sich dergleichen Arzeneymitteln nicht selbst sammelt, sondern in bewährten und ordentlichen Apotheken, und nicht von herumziehenden Medizinhändlern, Landstreichern, Waldhanseln und Marktschreyern kauft; lieber giebt man ein wenig mehr für aufrichtige und gerechte Waare, als daß man sich und die Seinigen um Gesundheit und Leben bringt, oder auf das wenigste sieche Körper anhängt. Uiberhaupt thut man allezeit besser, wenn man sich in allen Angelegenheiten des Leibes und der Gesundheit einen geschickten Arzt, als einen herumziehenden Pfuscher anvertraut.

Eben so schädlich als der vorhin genannte Stechapfelsaame ist auch der Saame von andern giftigen Gewächsen, als von dem **Bilsenkraut**, dem **Schierling** und andern. Desgleichen giebt es im Getraid verschiedene Saamen, welche giftig sind und der Gesundheit schaden, wenn man das Getraid nicht davon reinigt. Solche sind z. E. die **Bettelläuse** oder der **Ackerhahnenfuß**, (ranunculus arvensis L.) vor allen aber der **Lolch**, welcher auch **Hämmer**-

 lein,

lein, Dort, Trespendort, Sommerloch, Toberich, Tollkorn, Schwindelhaber, Lollhaber (Lolium temulentum L.) heißt; und die Trespe, (bromus secalinus). Dieses ist leider ein gar zu wohl bekanntes Unkraut, welches sich fast unter alle Getraidarten mischt, vornehmlich aber auf feuchten Aeckern und nach einem nassen Frühjahr in der Winterfrucht wächst, und eben auch nicht gesund, obwohlen doch nicht giftig und lebensgefährlich ist.

Wer sich also nicht selbst oder andere um Gesundheit und Leben bringen, und dadurch hier und dort schwere Verantwortung zuziehen will, muß nicht allein mit dergleichen schädlichen Gesäme kein Getränk, als Brandtwein oder Bier verfälschen oder berauschend machen, sondern er muß auch gewissenhaft darauf sehen, daß, wenn er dergleichen schädliches Gesäme viel unter dem Getraid hat, solches gar wohl durch ein Trespensieb, oder durch fleisiges und geschicktes Werfen oder Winden gereiniget werde, ehe er es mahlet oder verkauft. Es ist hier noch nachzuholen, daß man sich von dem Genuß aller frischen Getraidegattungen, besonders des Korns und der Gerste hüten sollte, weil sie, wenn sie nicht einige Zeit auf dem Kasten abgetrocknet und ihre flüchtige Theile verlohren haben, sehr schädlich für die Gesundheit sind. Es wäre sehr gut, wenn man niemals vor Martini, und in nassen Jahren nie vor dem neuen Jahre von bemeldten Getraidarten Gebrauch machte, und dann nur von solchen, die schon lange vorher getroschen worden.

Nro. 9.

Von den Giftgewächsen insgemein.

Es möchte sich nun mancher darüber wundern,

daß

daß der liebe Gott Kräuter wachsen läßt, welche so schädlich sind. Man muß aber wissen, daß sie nur schädlich sind, wenn man sie ißt; sonst haben sie ihren guten Nutzen, manche als Arzeney für Menschen und Vieh, andere zum Färben und Beitzen, andere das Ungeziefer zu vertreiben. Bey vielen wissen wir nun den Nutzen noch nicht, werden ihn aber erfahren, wenn wir ferner fleisig über die schönen und großen Werke Gottes nachdenken, und durch sorgfältige Proben erforschen, wozu uns jedes nützen kann. Wenn aber auch manche Gewächse uns und unsern Vieh gar nichts nützten, so dienen sie doch andern Thieren zur Nahrung oder zur Gesundheit; und der liebe Gott muß, als ein guter Vater seiner Geschöpfe, auch für den geringsten Wurm sorgen, daß er nicht Noth leide, so lang er lebt. Uns Menschen hat er aber Augen, Geruch, Geschmack und Vernunft dazu gegeben, daß wir unterscheiden sollen, was uns zur Nahrung dienet, und uns vor dem hüten, was uns schädlich ist. Er hat auch Lehrer in den Kirchen und Schulen dazu bestellt, daß sie den gemeinen Mann, der wegen seiner Arbeit nicht Zeit genug hat, sich um alles zu bekümmern, in solchen Dingen, die ihm nützen oder schaden, unterrichten sollen; und gute Obrigkeiten sehen darauf, daß keiner ein Lehramt bekomme, der nicht fleisig studiert hat, was zu einem vergnügten Leben und zur Hülfe in Nothfällen dient und heilsam ist.

Das ist nun bey den Giftpflanzen und andern unbekannten Gewächsen die erste und vornehmste Regel: daß man nichts esse, was man nicht genau kennt. Die zweyte ist: wenn sich in einer Gegend Kräuter oder Früchte finden, die zur Nahrung dienlich scheinen, so frage man erst verständige Aerzte

und Kräuterkenner darüber, ehe man sie zur Speise braucht. Wegen dieser Regel stehen in den vorigen Nummern auch die lateinische Namen bey den Giftgewächsen, auf den Fall, wenn ein Gewächs in einer Gegend anderst heißt, als es hier genennt ist. Man zeige alsdann nur den lateinischen Namen einem Doctor, so wird er gewiß sagen können, welches Kraut gemeynt sey, und so ist es auch mit andern Gewächsen, von denen in diesem Büchlein geredet wird. Man hat aber auch ziemlich gewisse Zeichen, woran man die giftigen Gewächse erkennt. Zum Exempel, wenn das Rind- und Schaafvieh ein Kraut auf der Waide stehen läßt, wie das Teufels- **Wolfs-** oder **Hundsmilch-Kraut**; noch mehr, wenn es auch unter trocknem Futter solches nicht mitfressen will, und fressen auch die Schweine ein Kraut nicht, so ist es gewiß giftig. Die meisten Giftgewächse sehen auch widerlich und garstig aus. Manche sind mit einer klebrigen Schmiere überzogen. Die Blumen und Blüthen haben schwarzblaue, schlecht gelbe, braunliche oder schwarz geäderte Farben. Ihr Geruch ist stinkend, oder so stark, daß er taumlich macht. Jedoch treffen diese Zeichen nicht bey allen Giftgewächsen zu, und wenn man davor recht sicher seyn will, muß man sie der Gestalt und dem Namen nach kennen. Ueberhaupt thut man aber wohl, sich vor den Gewächsen zu hüten, welche in stehenden Wässern, Sümpfen, Moosen, Morästen und Teichen, oder auch nur an sehr feuchten Orten wachsen, wo wenig Sonne hinkommt, und die Luft keinen freyen Zug hat. Auch die gesundesten Pflanzen werden schädlich, wenn sie gar zu feucht oder in einem faulen dumpfigen Boden wachsen. Daher besonders die Schwämme aller

Art nur mit großer Vorsicht von Leuten, die sie recht kennen, gesammelt werden müssen, und wenn man sie kocht, muß man eine oder etliche ganz weisse Zwiebeln mitkochen; verlieren diese ihre weisse Farbe und werden schwärzlich, so ist es ein Zeichen, daß Gift im Topf sey, und man muß das ganze Gerücht an einen sichern Ort wegschütten, wo weder Kinder noch Vieh dazu kommen kann.

Noch im Jahr 1787., im Monath May, vergiftete sich eine ganze Familie zu Karlsbad in Böhmen durch eine Art von Morchel-Schwämmen, **Mauerachen**, lateinisch Phallus genannt, welche einen breitern, platten, in der Mitte eingebogenen Hut einen dickern Stiel und ein feisteres Ansehen hat, als die eßbaren Morchel-Schwämme; auch stinkt sie etwas. Von diesen Morchel-Schwämmen aßen 8 Personen, und bekamen bald darauf Kopfweh, Schwindel, Ohnmachten, Uibelkeit und Gallenruhr. Der Magen und der Unterleib schwollen auf, und es zeigten sich alle Wirkungen eines betäubenden Giftes. Ein Kind starb auch daran; aber die übrigen Personen wurden gerettet, weil sie noch zu rechter Zeit bey einem geschickten Arzt Hülfe suchten.

Man verhält sich aber, wenn ein solches Unglück geschieht, auf folgende Weise:

So bald man es an solchen Zufällen, dergleichen Nummer 5 bis 8 angezeigt worden, merket, daß jemand etwas giftiges gegessen habe, so läßt man ihm gleich so viel Milch trinken, als man nur bekommen und er hinunterbringen kann. Fehlt es an Milch, so trinke er laulich gewärmtes Wasser, so viel, als er nur bezwingen kann. Dazwischen giebt man ihm etliche Löffel voll gutes frisches Oehl, das nicht ranzig (rach) ist, oder geschmolzene, aber nicht braun-

gebratene Butter, hernach wieder viel warmes Wasser und wieder Oehl und so fort — bis er sich übergiebt und das Gift herausbricht. Will es nicht gehen, so kitzelt man ihn mit dem Ende einer in Oehl getauchten Feder im Hals, bis er sich bricht. Auch ist es gut, ihm Gersten- oder Griessuppe, oder die Brühe von abgekochten Quittenkern oder von Käsepapelblumen (malva rotundifolia) dazwischen trinken zu lassen, und Klystire von Milch zu geben. Ohne Klystiere kann schwerlich geholfen werden, wenn das Gift schon mehrere Stunden im Leib ist, ehe man es merkt. Ist es zum Erbrechen gekommen, so trinkt er wieder Wasser mit Zucker oder Honig versüßt und mit viel Essig vermischt. Unterdessen muß man aber schon zum nächsten Arzt geschickt und dem gemeldet haben, was der Kranke für ein Giftkraut genossen hat, wenn man es weiß, damit er verordne, was weiter zu thun sey. Unterwegs darf auch der Both nicht säumen; denn kommt die Hülfe des Arztes bald, so kann der Kranke noch gerettet werden, wie man davon gar viele Exempel erlebt hat. Ein Arzt muß aber nothwendig zu Hülfe gerufen werden.

Vor alten Zeiten, wenn ein solches Unglück geschah und jemand, der etwas giftiges gegessen oder getrunken hatte, solche wunderliche Zufälle bekam, wie in den vorigen Nummern angezeigt worden, so meinte man, dieses gehe nicht recht natürlich zu, sondern es sey ihm durch böse Leute angethan, oder er wäre gar von einem bösen Geist besessen. Weil man nun nicht die rechten Mittel wider das Gift brauchte, und nicht zum Arzt gieng, sondern zum Scharfrichter oder Abdecker, die davor thun sollten, oder zu einem alten Weib, oder gar zu einem Hexenmeister, der den Teufel austreiben sollte; so

mußte

mußte mancher Mensch elendiglich umkommen, dem noch hätte geholfen werden können, wie solches unten aus der Nummer dieses Büchleins, welche von Hexen und Zauberern handelt, des mehrern zu ersehen ist.

Nro. 10.

Vom Obst und dessen Nutzen.

Der Bauer Kurt, in Lodersleben bey Querfurth in Sachsen, hatte ein Stück von dritthalb Joch (Morgen) bergigtes und steinigtes Land, welches sein Vater bey einem andern Kauf um 14 Gulden mit angenommen hatte. Dieses magere Stück trug ihm nicht mehr als 36 Garben Haber, bezahlte also nicht den Samen und die Baukosten. Kurt pflegte aber bey seinen Geschäften immer zu überlegen, wie alles aufs Beste einzurichten sey: und da fand er, daß dieses Stück am besten zu Obstbäumen tauge. Er fieng also an, es nach und nach zu bepflanzen, und wurde im Jahr 1773. damit fertig. Bis die Bäume groß wurden und viel Schatten machten, bauete er Klee, Erdäpfel und andere Früchte auf diesem Stück, und zwar mit Vortheil, weil er es tüchtig bearbeitete. Aber im Jahr 1778. bekam er schon auf 30 Körbe Zwetschgen davon, und 1786. verkaufte er für 25 Gulden Kirschen und für 70 Gulden Zwetschgen, und behielt noch 10 Körbe für sich. Da nun der Ertrag mit den Jahren steigen muß, so kann dieses Grundstück, welches 14 Gulden gekostet hatte, nun unter Brüdern 700 gelten. Kurt hat also seinen Werth 50mal vergrössert. Aber da bekanntermassen aus Nichts, nichts wird, und da man die Hände nicht in den Schoos legen darf, wenn man etwas vor sich bringen will, so dient zur

Nachricht, daß der fleisige Kurt nach und nach gar viele Fuhren Erde und Mist in seinen Berggarten geführt, und keinen Fleis und Mühe gespart hat, seine Bäume zu begießen, zu behauen und zu puzen; alles zu rechter Zeit.

Dem fleisigen und braven Bauern Kurt haben es die Einwohner zu Kleinlankheim in Franken im Anspachischen nachgemacht, und sich einen schönen Nutzen damit erworben. Diese Leute hatten steinige und sandige Plätze in ihrer Flur oder Feldmark, die nichts tragen wollten; sie bepflanzten sie mit lauter Zwetschgenbäumen, Reihen- oder Alleenweise, und bekamen in Kurzem reichliche und schöne Früchte. Dieser Ort hat schon manches Jahr für 12 bis 14 tausend Gulden gedörrte Zwetschgen verkauft, ohne was die Einwohner selbst gebraucht haben. Im Maynzischen wird auch auf den Obstbau mit Fleis gesehen, und viele 1000 Gulden damit gewonnen.

Es giebt nun Dörfer, wo man kaum hier und da einen Obstbaum, und das von den schlechtesten Sorten sieht, und wo es doch Plätze genug giebt, die zu Anpflanzungen taugten; indem besonders die Kirschen- und Zwetschgenbäume auch im schlechtesten Boden forkommen. Und an manchen Orten ist blos die Faulheit oder die Ungeschicklichkeit der Einwohner Schuld an diesem Mangel. Der Kaiser, der König von Preussen und andere kluge Regenten geben daher fleisigen Baumpflanzern schöne Belohnungen und Ehrenzeichen, und lassen auch die Kinder in den Schulen unterrichten, wie man Bäume pflanzet und wartet, daß sie wohl gedeihen; auch wie man durch Pfropfen (Pelzen) und andere dergleichen Künste, wilde Stämme in die kostbarsten Obstarten verwandelt. In andern Dörfern ist zuweilen der

Neid

Neid böser Menschen Ursache, daß keine Anpflanzung aufkommt; indem solche die Bäume, welche von fleisigen Hauswirthen gesetzt worden boshafter Weise beschädigen und verderben, und dadurch gleichsam den lieben Gott hindern, die Menschen durch ihre süssen Früchte zu erquicken. Es ist daher sehr billig und recht, daß die hohen Obrigkeiten solche schadenfrohe Bösewichter, wenn sie entdeckt werden, in Eisen arbeiten lasse. Aber wenn auch ihre Heimtücke verborgen und ungestraft bleibt, so wird sie jener weise Richter, der auch in's Verborgene sieht, zu seiner Zeit schon dafür züchtigen, daß sie seine schönen Werke verderben, die wir Menschen wo möglich nach seinen Willen lieber noch verbessern und verschönern sollen. Auch denkt mancher, der sonst Zeit und Gelegenheit hat Bäume zu pflanzen: was solltest du eben Bäume pflanzen, die vielleicht in 10 Jahren erst Früchte bringen? wer weiß ob du es erlebest, und du brauchst ja nicht für andere zu arbeiten? Wer so denkt, der sollte sich an das Sprichwort erinnern: **was du willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch; und was sie dir nicht thun sollen, thue ihnen auch nicht.** Denn hätten unsre Vorfahren auch so grob und gottlos gedacht, so könnten wir weder Aepfel noch Birnen, noch Zwetschgen essen, müßten erst Häuser bauen, wenn wir uns vor der Witterung schützen wollten, und müßten alle Handwerke und Künste, die uns so nützlich sind, erst selbst erfinden.

Aus dem Obst kann aber der Bauersmann, wenn es geräth, nicht nur einen schönen Thaler Geld einnehmen, wie der Kurt in Lodersleben und die Kleinlankheimer; sondern es ist auch gar eine vortrefliche Sache in der Haushaltung, und es kann

eine Frau für keine gute Wirthinn gelten, wenn sie es nicht recht zu benuzen weiß. Aus dieser Ursache hatte der Schulmeister zu Härtersheim das Nothwendigste, das eine Hausfrau davon wissen muß, zu Papier gebracht, und lehrte es seinen Kindern folgendermassen.

„Alles Obst ist gesund zu essen: ja es ist eine rechte Arzney auch für Kranke: wenn es nur recht zeitig oder reif ist. Es hat die Eigenschaft, daß es kühlt, und frisches Blut giebt: und der liebe Gott läßt es eben zu der Zeit wachsen, da der Bauersmann Kühlung und frisches Blut braucht zu seiner Arbeit. Aber der Mensch kann diese schöne Gabe Gottes auch so zurichten, daß sie ihm das ganze Jahr hindurch zu einer nahrhaften Speise und zur Labung dient. Merket also folgendes davon.

Bauerskinder thun wohl, wenn sie um die Zeit, da **Erdbeeren, Heidelbeeren (Schwarzbeeren)** und **Himbeeren** reif sind, ihre Eltern um Erlaubniß bitten, in den Wald zu gehen, und solche Beere zu holen. Es müssen nur immer eine Anzahl miteinander gehen, und sie dürfen keinen Unfug dabey treiben. Sie müssen aber auch die Beeren nicht alle selbst essen, sondern solche, wenn sie arm sind, verkaufen, und ihren Eltern das Geld geben. Die dieses aber nicht nöthig haben, können doch ihre lieben Eltern, welche ihnen Jahr aus Jahr ein Essen, Trinken und Kleider schaffen, mit den Beeren auch zuweilen laben.

Die **blauen Heidelbeeren, (Heideln) Brombeeren** und **Schwarzbeeren** lassen sich leicht im Backofen, wenn das Brod heraus ist, auf Horden oder Brettern trocknen, und zu Suppen aufbewahren.

Die **rothen Heidelbeeren**, welche auch **Steinbeere,**

beere, Preußelsbeere, Kronsbeere, Grandenbeere, Griffelbeere, auch an manchen Orten Mehlbeere genannt werden, sind noch nützlicher, als die blauen, weil sie sich einmachen und Jahre lang aufbewahren lassen. Man sammelt sie, wenn sie reif sind, liest oder klaubt sie sauber aus, und thut sie, ohne Wasser, in Töpfe. Darinn setzt man sie nur so lang in den Backofen, oder in eine heiße Bratröhre, bis sie zusammen fallen. Wenn man sie nun wohl verwahrt, so halten sie sich, bis es wieder frische giebt, und so oft man davon essen will, versüßt man sie mit Zucker, Syrup, Honig oder Gelbrübensaft, dieses giebt einen treflichen kühlenden Salat.

Mit Himbeeren kann man einen guten Gesundheits-Essig bereiten. Man reinigt die Himbeeren von allen Schmuz und Blättern, und gießt guten, klaren und scharfen Essig darüber. Dieses läßt man an der Sonne ein paar Tage stehen, gießt es dann ab über frische Himbeeren, und läßt aus diesen die Kraft auch ausziehen. Man kann es auch zum drittenmal wiederholen. Alsdann seihet man den Essig durch reine Leinwand, und verwahrt ihn wohl in zugestopften Flaschen im Keller.

Solcher Himbeeren-Essig ist ein herrliches Mittel wider eine ungesunde Luft, und man kann Menschen, die in Ohnmachten liegen, damit wieder zu sich selbst bringen. Ein oder zwey Löffel voll davon in eine Maas Brunnenwasser gethan, geben ein sehr dienliches Getränk für Gesunde in heißen Arbeitstagen, und für Kranke in den meisten Krankheiten.

Es versteht sich aber, daß man diese Beeren alle hübsch zeitig und nicht unreif oder unzeitig sammelt.

Was

Was die Kirschen, sowohl wilde, als Gartenkirschen, saure und süße, für ein gutes Essen sind, wißt ihr alle. Kinder thun aber wohl, wenn sie allezeit, und so auch zu allem andern Obst, Brod dazu essen. Wer deren viel hat, kann sie trocknen, und dann mit Vortheil verkaufen, oder zu einer Labung für Kranke aufbewahren. Das Trocknen geschieht an der Luft, indem man die Kirschen mit den Stielen an Fäden anreihet, und die Fäden auf dem Boden, wo die Luft recht durchwehet, wie die Wäschstricke, aufzieht. Dieses ist die beste Art. Man kann sie aber auch im Backofen und in einem ordentlichen Obstdörrofen trocknen. Nur müssen sie auch da noch alle Stiele haben, und auf Horden (Hurden) ordentlich neben einander gelegt seyn, wenn sie recht gut werden, und nicht den besten Saft verlieren sollen. Die Hitze muß auch im Anfang ganz gelind seyn.

Bey den Pflaumen und Zwetschgen ist eben dieses zu beobachten. Wer sie recht gut haben will, muß sie auf Horden sorgfältig neben einander legen, daß der Stiel, oder der Theil, wo der Stiel gewesen ist, oberwärts kommt. Wenn man sie auch auf den bloßen Heerd in Backofen schüttet, muß man sie doch nicht dick aufhäufen, sondern dünn ausbreiten. Je länger sie am Baum gehangen sind, desto besser werden sie getrocknet. Bey diesen und so auch bey Aepfel- und Birnschnitzeln gilt eben die Regel: daß die erste Hitze beym Trocknen nicht zu stark seyn muß. Je stärker man aber alles Obst trocknet, desto länger hält es sich. Wenn also die Hitze im Backofen nicht lang genug anhält, muß man frisches Feuer einmachen, und da braucht man das Obst nicht erst heraus zu nehmen, sondern man läßt in der Mit-

te einen leeren Raum, und versetzt ihn auf beiden Seiten mit etlichen Backen- oder Ziegelsteinen. In diesen Raum macht man von Zeit zu Zeit ein kleines Feuer von dürrem Holz; nachdem man zuvor das Obst gewendet hat. Es darf aber kein harziges Holz seyn, sonst nimmt das Obst einen üblen Geschmack davon an. Man kann auch alle Obstarten im Winter hinter dem Ofen trocknen, wenn man die Schnizeln an Faden anschnüret und ein Gestell dazu macht, wo sie ordentlich aufgezogen werden können, daß sie nicht zu nahe aneinander kommen: und wo man mehrere Horden mit Pflaumen über einander aufstellen kann. Stellt man vorn vor den Ofenraum eine Thür oder Bretter, und deckt oben drüber Papierbogen, daß kein Staub sich in das Obst setzt, so ist dieses die allerbeste Art, es zu trocknen. Das im Backofen getrocknete Obst darf man auch nicht zu bald in Säcke oder in den Kasten thun, sondern man muß es erst eine Woche lang dünn ausgebreitet liegen lassen; sonst verschimmelt es. Am besten läßt es sich dann in zugemachten Fäßern oder Küsten an einem trocknen Ort aufbewahren.

Was sich aus dem getrockneten Obst alles für Suppen, Gemüs und Salat bereiten lassen, werden euch eure Mütter lehren.

Wie gut Pflaumenmus (Zwetschgensulz) schmeckt, ist euch auch gar wohl bekannt. Dieses geräth am besten, wenn man die Kernen aus den Zwetschgen schneidet, sie alsdann klein stampfet, und einen Theil schwarzen Hollerbeerensaft (Hollunderbeerensaft) den man vorher allein kocht, abgeschäumt, und durch ein feines Sieb gerieben hat, zugleich mit in den Kessel schüttet. Dann kommt's auf das fleisige Rühren an, daß es nicht anbrenne. Je dicker man es kocht, desto

länger

länger hält sich's, und je reifer die Pflaumen oder Zwetschgen sind, desto besser schmeckt es. Zum Gewürz ist es genug, ganzen Ingwer und klein geschnittene Citronen- oder Lemonienschalen hinein zu thun. Die Lemonienschalen aber erst gegen das Ende, wenn es bald dick genug ist; sonst wird es bitter davon. Auch kann man ein Dutzend ganze Nüsse mit der grünen Schale in den Kessel thun und mitkochen. Die grüne Nußschale macht das Mus schwarz und dauerhaft, und die Nüsse helfen verhindern, daß es nicht anbrennt. Sie schmecken auch gar gut, wenn man so eine Nuß wieder findet.

Beym Aufbewahren des Muses ist zu bemerken, daß man die Töpfe, wenn man es hinein thut, etlichemal schüttle, daß es sich überall recht fest anlege.

Im Kessel darf man es nicht kalt werden lassen, es auch nicht mit einem blechernen oder kupfernen Löffel herausschöpfen, sondern mit einem hölzernen. Es bekommt sonst einen üblen Geschmack, ist der Gesundheit schädlich und hält sich nicht. So darf man auch aus einem angebrochenen Topf nichts mit einem blechernen Löffel oder einem Messer herausnehmen, sonst verdirbt es leicht. Was sich am längsten halten soll, kann man in den Backofen schieben und mit dem Brod backen lassen, da es dann noch dicker wird und oben eine trockne Rinde bekommt, unter der es sich lange hält. Sonst gießt man oben auf die Töpfe, wenn sie etliche Tage gestanden sind, geschmolzenes Unschlitt oder Schmalz. Wer dieses nicht hat, nimmt trockene Nußblätter, und belegt die Töpfe oben überall damit, und streicht sie alsdann mit Lehm (Laim) zu, der ordentlich mit Spreu oder Ahm eingemengt ist. Die Töpfe werden nicht

in den Keller gesezt, sondern in eine trockne Kammer. So erhält sich das Mus Jahre lang, und sollte es nach einem Jahr den frischen Geschmack verlieren oder schimmlicht werden wollen, thut man das Schimmlichte davon, und nimmt frisch gekochten Hollersaft, und kocht es damit noch einmal; da hält es sich leicht noch ein Jahr."

So lautete die Vorschrift vom Obst, die der Schulmeister zu Härtersheim seinen Kindern lehrte. Als sie aber dieselbe wohl gefaßt hatten, ließ er noch seine Frau in die Schulstube kommen, und diese mußte die ältesten Mädeln recht über alle Umstände, die zur Benuzung des Obstes gehören, fragen, und sie lehren, wie viel man von jedem auf die Person kocht, mit wie viel Wasser es angesezt werden muß, und was sonst dabey zu beobachten ist. Denn der Fürst desselbigen Landes hatte das so befohlen, daß die Mädeln in der Schule nicht blos den Katechismus, sondern auch alles andere lernen sollten, was eine brave Hausmutter zu wissen braucht: so wie die Buben oder Knaben darinn auch lernen mußten, was zum Feld- und Gartenbau gehört.

Nro. 11.

Vom Brenn- und Speisöhl.

In Thüringen und mehr Ländern ist es ein gewöhnliches Uibel der Bauersleute, daß sie im Alter, ja viele schon in ihren besten Jahren vom Steck- oder Keichhusten geplagt werden. Ein verständiger Schenkwirth las nun in einem Buch, daß unter andern Ursachen auch der häufige Gebrauch des Rüb- oder Reepsaat-Kürbis- und Leinöhls daran Schuld sey: sowohl beym Brennen in den Lampen, wenn es stark raucht und dampft, als auch, wenn man es

statt des Baumöhls zum Salat, oder statt der Butter zu Krapfen und andern Speisen nimmt. Er wußte aber aus Erfahrung, daß das Baumöhl nicht allein theuer ist, sondern auch oft eben so schlecht brennt und schmeckt, wie das schlechteste Lein- oder Hanföhl. Da nun in dem Buch beschrieben war, wie man aus allerhand einheimischen Saamwerk sehr gutes Speisöhl bereiten könne, und da eben in dem Dorf ein Oehlmüller war, der gern Lehre und Rath annahm, so probirte der kluge Wirth die Vorschläge einen nach dem andern, und fand sie nützlich und gut.

Um ein gutes Lampenöhl zu haben, nahm er ein Glas, that Wasser hinein, und so viel Salz dazu, bis das Salz nicht mehr zergieng. Darein tauchte er die baumwollenen Lampentachte oder Zacken etlichemal, und ließ sie wieder trocken werden. Das Salzwasser goß er in eine Flasche und eben so viel Oehl dazu, schüttelte es wohl durch einander, und ließ es sich wieder setzen. Das auf solche Art gereinigte Oehl goß er dann von dem Salzwasser ab in die Lampe. Seine Lampe machte nun nicht den geringsten Dampf, wenn er auch zuweilen schlechtes oder ganz frisches Oehl brennen mußte: seine Stube blieb ein Jahr länger weiß, und die Zechgäste sassen besser bey der Lampe, als bey Unschlichtkerken oder Talglichtern.

Das Speisöhl füllte er in ganz reine Flaschen bis in den Hals, aber nicht ganz voll, und in den leeren Raum goß er etliche Löffel voll reinen Brandwein, der keinen Nachgeschmack hatte. So hielt sich das Speisöhl lange Zeit, und schmeckte besser, als oft das Baumöhl.

Mit den Mohnsaamen, (Magensaamen) welcher noch süßeres Oehl giebt, als Baumöhl, mach-

te

te er es eben so, und mengte darunter etwa den 4ten Theil klein geschnittener Borsdorfer Aepfel (Maschanzker). Das gab ein Oehl, daß man Fürsten vorsetzen konnte. Die Mohnkuchen, (Magenkäs) die er davon bekam, ließ er im Backofen, wenn das Brod heraus war, bey gelinder Wärme trocknen, und bewahrte sie auf, um zuweilen Mohnsuppen daraus zu machen. Man reibt von solchen Kuchen nur etwas ab, und quirlt (wiedelt) es in kochendes Wasser: das giebt eine fette und wohlschmeckende Suppe, die wenig Zeit und Mühe kostet.

Sonst versuchte er es auch, aus Sonnenblumenkernen, Rübensaamen, Nüssen, Haselnüssen und Buchecker (Bucheln) Oehl schlagen zu lassen, wenn es eben von diesem oder jenem viel gab. Den größten Vortheil hatte er aber von einer Sache, die man fast aller Orten in großer Menge verfaulen und in Koth treten läßt, ohne sie des Aufhebens werth zu achten. Vor dem Wirthshaus war ein freyer Platz, der mit vielen großen Lindenbäumen besezt war. Nun hatte er gelesen, daß die Lindennüßlen gar ein vortrefliches Oehl bey sich hätten.

Da nun eben ein trockener Herbst war, ließ er seine Kinder alle Tage die abgefallenen Nüßlein auf dem ganzen Platz zusammen häufen und nach Haus tragen. Die Nachbarn lachten darüber, daß der Mann seinen Kindern nichts Nützlicheres zu thun gebe; allein er kehrte sich nicht daran. Er puzte erst durch ein grobes Sieb die Blätter und den Unrath heraus, und bekam fünf Mezen reine Nüsse. Hernach drosch er sie, daß die harte Schaale abgieng, und sonderte die Kernen durch Winden oder Wurfen davon ab. Alsdann ließ er die innere Schale auf einer Grüzmühle (Mühlstampfe) davon ab-

schälen und nun Oehl daraus schlagen. Dieses Oehl war von so köstlichem Geschmack, daß es ihm so theuer als das beste französische Baumöhl bezahlt wurde, und er seine Kinder ganz neu dafür kleiden konnte, denn er gab ihnen den Gewinn davon, weil sie die Nüßlein so fleisig eingetragen hatten.

Daran sieht man deutlich genug, was dabey heraus kommt, wenn man nicht alles nach der alten Leyer macht, sondern fleisig nachdenkt und versucht, ob diese und jene Sache nicht besser einzurichten und mehr Nutzen davon zu ziehen sey. Manche Sache wirft man aus Unverstand weg, die doch manchmal noch großen Nutzen schaffen könnte.

Nro. 12.

Was bey dem Fleisch in Acht zu nehmen ist.

Fleisch ist wohl eine gute nahrhafte Speise für arbeitsame Bauersleute, und es wäre ihnen zu gönnen, wenn jeder die Woche zwey- oder dreymal dergleichen essen könnte. Wenigstens muß eine kluge Hausmutter dafür sorgen, daß es in der Erndte, oder wenn es sonst viel Arbeit giebt, nicht daran mangle. Der Fehler liegt aber oft daran, daß manche Leute keine rechte Eintheilung zu machen wissen. Wenn sie im Winter oder in Fasching geschlachtet haben, so essen sie fast alle Tage Fleisch, so lang es währt, und hernach müssen sie sich ohne dasselbe behelfen. In manchen Dörfern ist auch die Gewohnheit, daß die Mannsleute im Winter, wenn sie mit dem Dreschen fertig sind, auf der faulen Bärenhaut liegen; da sie doch, wie es im Westphalen und im Brabant und andern Orten mehr geschiehet, durch Spinnen, Weben oder Stricken mit leichter Mühe alle Wochen ein paar Pfund Fleisch verdienen könnten. Andere vertrinken so viel in Bier,

Brandtwein oder Wein, daß sie nur selten im Stand sind ein Stück frisches Fleisch zu kaufen. Es ist aber für die Gesundheit besser, wenn man nicht mehr trinkt, als man dürstet, und das übrige lieber auf nahrhafte Speisen verwendet. Das viele Trinken macht nur dicke Bäuche und giebt wenig Kräfte zur Arbeit.

Im Gegentheil übernehmen sich auch viele Leute im Fleisch, denen es etwas rares ist, wenn sie einmal Gelegenheit haben, sich daran satt zu essen; als bey Hochzeiten, Kindtaufen und andern dergleichen Gelegenheiten, wo man sich ein Geschäfte daraus machet, überflüssig zu fressen und zu saufen. Da schluckt mancher vor Begierde ganze Brocken hinunter, und verdirbt sich den Magen damit. Desgleichen ist es ein Hauptfehler, wenn man Kranken und kleinen Kindern Fleisch zu essen giebt, in der Meinung, sie dadurch zu stärken. Es stärkt nur alsdann, wenn es gut verdaut und ausgearbeitet wird. Dazu hat aber der Magen bey Kranken und kleinen Kindern die Kraft nicht; daher bleibt das Fleisch lang darinn liegen, fault und verdirbt die Säfte, so daß schon mancher darüber hat ins Gras beissen müssen, dem man eine Gutthat damit zu thun glaubte. Kindern ist besonders alles Fett sehr schädlich.

Weil aber auch das Vieh, so wie der Mensch, mancherley Krankheiten und dem Tode unterworfen ist, so hat man sich sehr in Acht zu nehmen, daß durch den Genuß des Fleisches vom krank gewesenen oder wohl gar vereckten Vieh kein Unglück entstehe wie folgende Exempel lehren: Der berühmte Doktor Denos zu Alanson in Frankreich wurde am 9ten Jul. 1760. zu einer armen Familie von 8 Personen gerufen, welche alle sehr krank waren. Sie bra-

 chen

chen gelbes Wasser weg, hatten grausames Leibschneiden, der Athem gieng schwer, die Puls matt und die Zunge war von der Hitze ganz trocken. Hernach purgirten sie von oben und unten, bekamen Frost, Beklemmung und andere Zufälle, welche alle von einem Gift herzurühren schienen. Weil sie nun zu rechter Zeit den geschickten Doktor Denos, und nicht etwa den Scharfrichter oder einen Marktschreyer gebrauchten, so starb nur ein Kind davon; die übrigen Personen wurden wieder hergestellt. Sie waren aber blos davon krank worden, daß sie drey Tage zuvor die Lunge und das Herz von einer Kuh gegessen hatten, welche krank gewesen war.

Auch die Dünste, welche aus einem kranken Thier kommen, wenn man es aufbricht oder aufarbeitet, sind dem Menschen gefährlich. In einem Dorf zeigte sich an einigen Ochsen der sogenannte Milzbrand; ein Bauer, der den Gemeinde-Stier hielt, schlachtete ihn, ehe er krepirte. Da kam ein armer Jud um die Haut einzuhandeln; dieser half das Thier aufbrechen und ihm die Haut abziehen; aber der arme Jud ward noch am nämlichen Abend vom Frost, Hitze und großer Zerschlagenheit der Glieder befallen; den andern Tag schwoll ihm der Hals bis in die Brust, und er konnte nicht mehr schlucken; den 4ten Tag war er eiskalt an seinen Gliedern, kriegte kalte Schweiße und entsetzliche Bangigkeit, und den fünften Tag muste er sterben.

Desgleichen kaufte im Braunschweigischen ein Fuhrmann einen Ochsen für ein geringes Geld, weil er schon den Ansatz zur Viehseuche hatte. Der arme Mann dachte einen guten Kauf gethan zu haben, und sich mit Weib und Kindern einmal recht satt Fleisch zu essen; aber es bekam ihm übel. Da der

Ochs

Ochs geschlachtet und das Fleisch eingesalzen war, fieng es an aus dem Kübel heraus zu gähren; er kochte aber doch davon, und drey Tage darauf bekam er ein böses Fieber und kleine blutige Beulen über den Leib, fast wie bey der Pest; binnen 14 Tagen wurden fünf Menschen aus dem Haus begraben, die davon gegessen hatten. Aus diesem Exempel sieht man, daß einmal verdorbenes Fleisch durch das Einsalzen nicht besser wird, und daß man die Mühe und das Salz vergeblich daran wendet.

Auch die Milch von kranken Kühen ist gefährlich zu essen. Man hat die Fälle erlebt, das mehrere Leute einige Tage nach einander Milch von einer Kuh gegessen haben, die von einem wütigen oder tollen Hund gebissen war. Alle diese Personen sind nach und nach von der Wuth befallen worden, und haben elendiglich sterben müssen. Und so ist es auch mit dem Butter und dem Käs, die man aus solcher Milch macht, beschaffen.

Käs ist auch von gesunden Kühen gefährlich zu essen, wenn er gar zu scharf und faul ist. In Stuttgard geschah es im April 1784., daß ein Fleischhacker mit seinen 3 Kindern ungefähr drey Viertelpfund Streichkäs oder Schmierkäß aß, und alle vier bekommen davon solche Zufälle, als ob sie Gift verschluckt hätten. Das jüngste Kind, ein Mädel von 4 Jahren, starb sogar davon. Der Käs wurde deswegen vom Doktor und Apotheker untersucht, und man fand keine Spur von Gift darinn, sondern er hatte die Leute krank gemacht, weil er gar zu scharf, beißend und stinkend war und vor Fäulniß auseinander fiel.

Wem nun sein Leben und seine Gesundheit lieb ist, der wird lieber ein Stück trockenes Brod essen,

als etwas dazu, das ihm zu Gift werden kann; gute Obrigkeiten halten auch deswegen mit Recht scharf darauf, daß niemand heimlich etwas selbst schlachte, sondern es muß durch die Metzger oder Fleischhauer und ordentliche Schlachter geschehen, und diese müssen verstehen, ob ein Thier zu essen ist oder nicht; ist aber ein Fleischhacker selber so gottlos, daß er den armen Leuten verdorbenes oder krankes Fleisch verkauft, oder auch nur verschenkt, so wird er mit Recht von der Obrigkeit bestraft, und wer hinter solche Schliche kommt, ist in seinem Gewissen verbunden, solchen heimlichen Mörder bey der Obrigkeit anzuzeigen. So mußte im Jahr 1716. der Vorsteher der Feldschlachterey in Paris mit Namen Anton Dubů, ein sehr reicher und angesehener Mann, weil er den Soldaten Fleisch von verreckten Ochsen verkauft hatte, im blossen Hemd mit einem Strick um den Hals und einer brennenden Kerze in der Hand, mit blossem Kopf unter der Kirchthür knieend, Kirchenbuße thun. Dabey war ihm auf dem Rücken und auf der Brust eine Tafel angehängt, darauf stand: **Anton Dubů, Vorsteher der Feldschlachterey, welcher den Soldatē Fleisch von aussätzigen und krepierten Vieh verkauft hat.** Hernach mußte er noch 12000 Thaler Strafe geben, und auf 9 Jahre das Land meiden, woran ihm sehr recht geschah.

Der Bäcker **Meister Konrad** in **Zückertshofen** war ein kluger Mann. Da der Metzger eben gestorben war, und ein anderer sich im Dorf setzen wollte: da gab er der Gemeinde den Einschlag, daß sie bey der Obrigkeit anhielt: „es möchte doch keinem die Erlaubniß gegeben werden, der nicht erst recht wäre examinirt worden, ob er auch verstehe, was zu

seinem

seinem Handwerk gehöre, und vor allen Dingen, ob er recht wisse, welches Fleisch gut oder gesund sey, oder nicht?" Der hohen Obrigkeit gefiel dieses ausnehmend, daß die Gemeinde so vorsichtig war: und sie verordnete nun im ganzen Land, daß die Leute, welche das geschlachtete Vieh schätzten, und den Fleischpfenning einnahmen, recht darauf lernen mußten, zu erkennen, ob ein Stück Vieh gesund und zu essen sey, oder nicht? Wie diese Sache in Gang kam, bezahlten die Unterthanen den Fleischpfenning auch lieber als zuvor. Die Schätzer bekamen aber folgende Vorschrift, nach der sie sich richten mußten.

Bey dem Rindvieh muß man, ehe es geschlachtet wird, darauf sehen:

1. Ob es munter und frisch aus den Augen sieht, und noch gut gehen kann?

2. Ob es die Wiederkäuung noch nicht verlohren hat?

3. Ob die Hörner, Ohren, Maul, Nase und Schweif nicht kalt sind?

4. Ob das Vieh nicht geifert, oder ob ihm etwa Schleim oder sonst garstige Materie aus der Nase, den Augen und den Ohren herausfließt?

5. Ob bey demselben nichts schuppichtes auf der Haut sitzt, als wäre Mehl, Asche oder Kleye darauf gestreut?

6. Ob Blattern oder Grind am Leib, sonderlich auf dem Kopf, am Hals und im Maul, oder wohl gar an der Zunge sich befinden?

7. Ob Beulen am Hals, hinter den Ohren, unter den Bügen und Schenkeln zu sehen; insonderheit, ob die Eiter bey den Kühen erhizt, geschwollen und aufgelaufen sind? Wo sich solche Kennzeichen finden, muß das Schlachten nicht gleich geschehen: sondern es muß erst abgewartet werden, ob sich das Thier bessert.

Wenn aber ein Thier geschlachtet, und die Haut abgezogen ist, muß man Acht haben:

1. Ob äußerlich am Fleisch Blattern, Beulen, Geschwülste, Geschwüre oder Gewächse von sonderbarer Farbe, etwa roth, oder gar schwarz zu sehen sind?

2. In den Eingeweiden muß man sehen, ob die Lungen etwa an das Rippenfell angewachsen, und Materie oder Eiter angezogen haben? Ob dunkelrothe, blaue oder gelbe Flecken oder Beulen und Geschwüre in der Lunge sind? — Ob die Leber etwa hart oder ungewöhnlich groß sey, und nicht die rechte Farbe habe? Ob nicht etwa die Gallenblase (Gallblatter) gar zu groß und zu stark sey, welches ein Zeichen von der Viehseuche ist? Ob die Milz etwa gar zu schwarz, zu groß, oder mit Blattern besetzt sey?

3. Ob der Magen, der Wanst (Wampen) und vor allem, ob der Faltenmagen allzu groß, aufgelaufen, oder etwas darinn roth oder blau aussehe?

Ob der Faltenmagen hart, oder darinn eine kalkigte Materie, und ob die daran hängenden Därme roth oder blau angelaufen seyen — und ob sonst auch im Fleisch irgendwo einige blaue Striemen angetroffen werden.

4. Ob im Hals und in der Lunge Wasserblasen sich finden, welche, wenn sie aufgemacht werden, garstig stinken?

Wenn sich so etwas findet, oder wenn man weiß, daß die Krankheit eines Thieres **Milzbrand, Schlagfluß, Lungenfäule, Fallsucht, Faulfieber mit Durchlauf, Pestilenzialfieber**, oder die **Viehseuche**, ist: so muß das Fleisch nicht gegessen, sondern auf einem entfernten Platz Schuh tief in die Erde gescharret werden. Es ist doch besser, man leidet einen Verlust an seinem Vermögen, als daß man sich und die Seinigen krank mache, oder ums Leben bringe.

Dagegen kann man **Rindvieh**, welches aufgelaufen, auch solches, das gestoßen worden, ein Bein gebrochen hat, oder sonst verwundet worden ist, ohne Bedenken essen: wenn man es gleich schlachtet, ehe ein Fieber dazu kommt; sonst wird es gefährlich. Die **Perlen**= oder die **Hirssucht**, so auch die bekannte Krankheit, die man die **Franzosen** nennt, machen das Fleisch ebenfalls nicht ungesund, und man kann es ohne Bedenken essen: ja es

haben

haben sogar die Obrigkeiten hier und da bekannt gemacht, daß man französisches Vieh nicht wegzuwerfen brauche, sondern das Fleisch davon ohne Eckel genießen könne, wenn das Thier nicht gar zu mager und abgezehrt dabey sey. Ein Kalb, das von einer kranken Kuh gefallen ist, oder an ihr gesogen hat, muß 8 bis 14 Tage mit guter Milch und andern Futter genährt werden, ehe man es schlachten darf.

Schaafvieh, das am **Durchfalle**, an **Entzündungen** oder **Verschwürung** der **Eingeweide**, der **Fäule**, oder dem **Anbruch** der **Fallsucht** krank ist, darf nicht geschlachtet und gegessen werden. Ist es aber von gesammelten Wasser im Kopf **toll** und **drehend**; (dämisch) oder hat die **nasse** oder **trockne Räude**, oder die **Wassersucht**, wenn es nicht sehr mager dabey ist, so kann man's ohne Gefahr essen, wenn man es nur bey Zeiten schlachtet.

Bey den **Schweinen** muß man vorzüglich darauf sehen, ob etwa die Zunge mit Blasen oder Beulen besetzt, und dann ob Geschwulst oder Entzündung im Hals, und garstige Geschwüre in den Eingeweiden vorhanden sind. Wenige Finnen im Fleisch schaden nicht: aber die Leber muß man ganz wegwerfen, wenn sich Geschwüre und Eiterbeulen darinn befinden.

Krankes Schweinfleisch taugt zum Einsalzen und Räuchern noch weniger, als frisch zu essen; und faul gewordenes, geräuchertes, schadet auch dem stärksten Magen. Besonders darf man die Würste nicht zu alt und ranzig werden lassen. In den heissen Sommertagen sollten gar keine Schweine geschlachtet werden, weil sie da den meisten Zufällen unterworfen sind; in Frankreich ist es auch verbotten in den Monaten Juny, July und Augusti Schweine zu schlachten. Auch haben die Beschauer und

Schätzer dahin zu sehen, daß der Abdecker nicht mit Schinken und geräucherten Würsten und Zungen handle, weil dabey leicht gefährliche Betrügereyen mit unterlaufen könnten.

Die Beschauer sollten ferner darauf Acht haben, daß der Fleischhauer sein Schlachthaus und alle seine Werkzeuge immer reinlich und sauber halte, und daß er sich nicht unterstehe, das Kalb- und Schöpsenfleisch aufzublasen, um ihm dadurch ein besseres Ansehen zu geben. Dieses ist eine abscheuliche, eckelhafte und schädliche Gewohnheit, daß man essen soll, was ein anderer mit seinem vielleicht stinkenden und gefährlichen Athem aufdunset und vielleicht ungesund gemacht hat.

Auf diese Verordnung hielten die Leute in Zückertshofen recht fest, und seit dem hat man nicht gehört, daß jemand daselbst von verdorbenen Fleisch krank geworden sey. — Sonst nahmen sie sich auch in Acht, daß sie kein bis auf den Tod abgejagtes Wildpret aßen, auch von keinem Kalb, das der Fleischhauer etliche Stunden weit mit Hunden und Peitschenhieben aufs erbärmlichste abgetrieben, und noch im Angstfieber gleich geschlachtet hatte, ob er es gleich den Stadtleuten zu Braten in die Küche lieferte.

Auch waren sie mit den Fischen vorsichtig, vornehmlich mit solchen, die in stillstehenden oder langsam fließenden Wässern sind; denn diese haben zuweilen gefährliche Krankheiten. In der Laichzeit aßen sie fast gar keine, weil da die Wässer stinken und faulen, und die Fische ohnehin nicht appetitlich zu essen sind.

Mit den gedörrten und gesalzenen Fischen ist es ebenfalls eine gefährliche und der Gesundheit nach-

theilige

theilige Sache, wenn solche nicht recht neu, von reinen Geschmack und frisch sind. Man hat sich daher vor alten stinkenden Stockfischen und alten verdorbenen Heringen wohl in Acht zu nehmen.

Nro. 13.

Vom Wasser.

Im Frühjahr 1784. hat man in den Zeitungen folgendes gelesen: Aus der Bukowine, vom 19. April.

„Ein walachischer Bauer aus dem Dorf Dorna, wo der Kaiser eine neue Straße hat durchführen lassen, übernachtete bey einer Reise im vorigen Sommer auf dem freyen Feld, aß sein bey sich habendes Abendbrod mit Appetit, und weil ihm Durst ankam, trank er aus einem stehenden Wasser, und verschluckte drey kleine Kröten mit, die er in der Dunkelheit nicht gesehen hatte. So wie nun diese Thiere in seinem Magen größer wurden, verursachten sie ihm immer mehr Schmerzen. Alle angewandte Mittel, sie aus dem Leib zu schaffen, waren vergeblich, bis er es endlich mit einem Sauerbrunnen bey Schara, an der türkischen Gränze, versuchte, dessen Wasser allen Thieren tödtlich und nur den Menschen heilsam seyn soll. Der Wallach trank in Menge davon, und brach endlich zwey ziemliche Kröten weg. Die dritte wollte aber nicht nachfolgen, und zu Anfang des Märzmonats starb der Mann. Diese Geschichte lehret, daß man nicht aus jeder Pfütze trinken müsse, und daß die Kröten im Leib nicht gut thun; wenn sie schon so giftig nicht sind, als man gemeiniglich glaubt.“

Man sieht nun daraus, daß auch das Wasser, ohne welches weder Mensch noch Vieh leben kann, zuweilen der Gesundheit gefährlich ist. Es giebt z. E. kochend heisse Brunnen; das Meerwasser kann man vor Salz nicht trinken; einige Quellen führen von Natur giftige Theile bey sich; und alles faul und stinkend gewordene Wasser macht Menschen und Vieh krank, wenn sie davon trinken. Dagegen giebt es auch viele Gesundbrunnen, welche wider die Gicht und andere schwere Krankheiten helfen, und die Gesundheit stärken. Diese verschiedene Beschaf-

senheit des Wassers dient also dazu, daß wir Menschen darüber nachdenken und forschen können, wie es aufs beste zu nützen sey, ohne daß es uns schade, und es ist zu verwundern, daß Gott auch dieses Element so eingerichtet hat, daß wir unsern Verstand dabey anwenden und klüger werden sollen.

Verständige Männer haben nun folgende Lehren vom Trink- und Kochwasser bekannt gemacht.

Das gesundeste unter allen Getränken ist Wasser aus frischen fließenden Quellen, die aus Felsen oder Sandsteinen entspringen. Ein solches muß aber nach nichts schmeken; es muß ganz hell und klar, leicht und weich seyn, daß die Saife bald darinn schäumt, und daß es bald zum sieden gebracht werden kann. Es darf den Mund nicht verunreinigen, und Kopf und Brust nicht angreifen. Wer es trinkt, muß keine Beschwerden im Unterleib, in den Eingeweiden, unter den Rippen, und in der Nierengegend davon verspüren. Ist in der Nähe von einem Dorf eine Quelle, welche diese Eigenschaft hat: so wird es die Gemeinde gewiß nicht gereuen, wenn sie die Kosten daran wendet, sie durch Röhren ins Dorf zu leiten. Was die Unterhaltung kostet, werden die Einwohner an ihrer und ihres Viehes Gesundheit wieder gewinnen, indem sie desto weniger für Arzneyen auszugeben brauchen. Nächst diesem führen auch große, oder doch schnell laufende Flüsse ein gesundes Wasser. Aber alle langsam fließende, deren Boden schlamicht ist, und deren Wasser durch faulende Kräuter und allerhand Gewürme verunreiniget wird, sind gefährlich zu trinken.

Aus stehenden Wassern, als Teichen, Gräben, Pfützen, muß man gar nicht trinken, zumal im Sommer bey anhaltender Hitze. Alsdann verursacht sol-

ches

ches faulichtes Wasser sogar dem Vieh, das daraus säuft, gefährliche Krankheiten.

Gegrabene Brunnen, als Ziehbrunnen, oder Gumpbrunnen müssen wohl geprüft werden, ob ihr Wasser rein und gesund sey; dann an vielen Orten entstehen die Kröpfe von solchen Brunnenwasser und noch andere Krankheiten. Dabey ist auch dieses zu merken: wenn ein solcher Brunnen nicht oft gebraucht und sein Wasser in Bewegung gesetzt wird, oder wenn er so verbaut ist, daß nicht immer frische Luft hinein kann, so sammeln sich zuweilen böse Dünste darinn, welche einen Menschen auf der Stelle tödten können, dergleichen Exempel beym Aufgraben alter verschüttet gewesener Brunnen oft geschehen. Man muß daher solche Brunnen fleisig öfnen, und alle Jahr ein oder zweymal fegen, auch sie nicht durchs Hineinwerfen von allerhand Unreinigkeiten verderben. Hat irgend die Miststätte, die Dachtraufe, oder eine andere unreine Feuchtigkeit einen Abzug in einen Brunnen, so ist er weder für Menschen noch Vieh zu brauchen.

Regenwasser, aufgethauter Schnee oder Eiswasser sind auch nicht gut zum Trinken.

Weil nun manche Dörfer so angelegt sind, daß sie an gutem Wasser Mangel haben, so hat man eine Erfindung gemacht, schlechtes Wasser aus Teichen oder Weihern, Bächen oder unreinen trüben Quellen in gutes zu verwandeln. Man gräbt nämlich 5 bis 6 Ellen weit von dem Teiche, oder dem Bach, dessen Wasser verbessert werden soll, eine Grube, welche ein oder zwey Ellen tiefer als der Boden des Teiches oder Baches ist. Diesen kleinen Behälter füttert man mit Steinen, dicken Brettern, Balken oder starken Holzstücken aus. Den Raum

zwi-

zwischen dem Behälter und dem Weiher oder Teich befestigt man mit Pfählen und Verzäunungen auf beyden Seiten, und füllt ihn mit reinem Sand oder Kies aus, von welchem vorher aller Schlamm und Erde ausgewaschen worden. Alle Frühjahre gräbt man diesen Sand wenigstens zur Hälfte aus, und bringt frischen an die Stelle. Durch diesen Sand dringt nun das Wasser hell und rein in die Grube, und läßt alle Unreinigkeit zurück. An manchen Orten haben auch die Weiber ihre liebe Noth mit dem Wasser zum Waschen, indem es oft so hart ist, daß die Saife nicht leicht damit schäumt, und daß sehr viel Saife darauf geht, wenn die Wäsche rein werden soll. In solchem Wasser kochen dann auch Erbsen, Linsen und Bohnen nicht recht weich. Das Mittel, es weicher zu machen, ist aber, daß man es abkochet und wieder erkalten läßt, ehe man es braucht. Bey der Wäsche nimmt man etwa ein Viertel oder ein halb Pfund Pottasche, läßt diese in einem Topf im Wasser zergehen, und schüttet nach und nach so viel davon unter das Waschwasser, bis man zwischen den Fingern fühlt, daß es weicher werde. Es hilft auch schon etwas, wenn man das Wasser etliche Tage vor der Wäsche in Geschirre schöpft, es darinn ruhig stehen läßt, und alsdann abgießt, ohne den Bodensatz aufzurühren. Vornämlich muß dieses mit trüben Wasser geschehen. So kann also der Mensch durch seinen Verstand auch das Wasser verbessern.

Nro. 14.
Vom Bierbrauen.

Schrebers ist ein Dorf und liegt an der Landstrasse, hat auch ein hübsches Wirthshaus. Und

doch

doch spannte lange Zeit kein Fuhrmann daselbst aus, weil der Ort in der ganzen Gegend wegen seines schlechten Biers übel berufen war. Die Einwohner selbst giengen auf die nächsten Dörfer, wenn sie des Sonntags einen Krug Bier trinken wollten, und die Wirthe giengen einer nach dem andern zu Grund, daß zulezt niemand mehr das Wirthshaus, welches der Gemeinde gehörte, stiften oder pachten wollte. Nun kam ein gewisser Herr **Freundlich** als Pfarrer nach Schrebers; dessen Vater war ein geschickter Brierbräuer in der Hauptstadt gewesen, und da hatte er das Brauen vom Grund aus gelernt. Wenn er nun seinen Bauern, wenn sie etwas bey ihm zu thun hatten, ein Glas Bier von seinem Haustrunk vorsezte, verwunderten sie sich, wo er das gute Bier her hätte; denn sein Vorfahrer im Amt hatte auch immer schlechtes Bier gehabt, und gesagt, es läge an der dortigen Luft, daß man kein gutes zuwegen bringen könne. Herr **Freundlich** merkte aber bald, daß es daran lag, daß die Leute das Bräuen nicht verstünden, oder unordentlich damit umgiengen. Er dachte nun es wäre seiner Amtswürde, als eines Seelsorgers nicht zuwider, wenn er seine Pfarrkinder gutes Bier brauen lehrte, da ihnen doch der liebe Gott gute Gerste wachsen läßt, und da es dem Bauersmann bey seiner Arbeit wohl zu gönnen ist, daß er sich durch einen guten Trunk labe. Er ließ also den Gastwirth und die Bräuknechte vor sich kommen, und ließ sich von ihnen alles erzählen, wie sie mit der Brauerey umgiengen, um zu sehen, was sie für Fehler dabey machten. Hernach sagte er ihnen, wie sie es anderst machen müßten, und gieng selbst einigemal in das Bräuhaus, um zu sehen, ob sie es recht machten.

Da fand er nun zwar, daß das Brauhaus ordentlich auf einen trockenen Boden, mit der Vorderseite gegen Mitternacht gebaut, mit Steinen ausgepflastert, und eine Elle hoch über der Erde aufgemauert war, auch ordentliche hohe Fenster hatte — so wie ein rechtes Brauhaus beschaffen seyn muß. Aber er fand, daß die Leute es nicht reinlich genug hielten, daß sie Pfützen darinn stehen ließen, und nicht darauf Acht hatten, ob der Fußboden feucht oder trocken sey. Er gab ihnen also die Lehre, daß **sie immer reine und trockene Luft im Brauhaus zu haben suchen müßten**, und ließ unten in die Mauer kleine Luftlöcher einschlagen und mit Thüren versehen, die man verschließen konnte, wo es nöthig war.

Am **Brauofen** ließ er durch einen verständigen Maurer einen ordentlichen Rost anbringen, und es so einrichten, daß die Hitze auch an die Seitenwände der Pfanne anschlagen konnte: daher das Feuerloch mit einer eisernen Thür verwahrt und zugehalten werden mußte, wenn das Feuer einmal in völligen Brand war; und das Aschenloch mußte offen seyn.

Die **Malzdörre** ließ er so einrichten, daß der Rauch nicht an das Malz schlagen konnte. Darauf gab er den Leuten folgende Vorschrift, die sie beym Brauen beobachten sollten:

Wer gutes Bier brauen will, muß gutes Malz dazu nehmen, und gutes Malz läßt sich nicht aus schlechter Gerste machen; die Gerste muß recht reif und rein von Saamen seyn. Ist Hederich, Döberlein oder Trespe und dergleichen darunter, so schüttet man nur den vierten Theil des Getraides auf einmal in den Weichkasten oder Kufe, und Wasser dazu; dann rührt man's tüchtig, und nimmt die leichten Saamen oben ab. Und

so

so macht man's mit jedem Theil besonders. Die Trespe macht toll, und der Hederich läßt das Bier nicht aufstossen und klar werden.

Sind die Gerstenkörner oder die Waizenkörner vom Brand beschmutzet, so muß man beym Einweichen einigemal frisches Wasser aufgießen, und das schmuzige ablaufen lassen, damit kein Schmuz an den Körnern bleibe. Gerste, die in frisch gedüngtem Acker, zumal mit Schaafmist, erwachsen ist, taugt nicht zum Brauen; am besten ist die in leichtem sandigten Boden gewachsene.

Es muß auch einerley Frucht seyn, nicht von verschiedenen Jahren, und nicht große und kleine Gerste untereinander, sonst keimt das Malz nicht zu gleicher Zeit; ein Theil überwächst sich, und der andere bleibt zurück.

Die Gerste muß aber im Weichkasten oder Bottich recht durchaus und überein quellen, (anschwellen) sonst giebts trübes Bier. Die Probe ist: man nimmt ein Körnlein zwischen die Finger, wenn da die Spitzen nicht mehr stehen, so ist es gut; oder man schreibt mit dem Körnlein auf ein Brett, da muß es weisse Striche geben. Weicht es zu lang, so giebt es saures Bier; und zu wenig geschwollene (angesoffene) Frucht keimt nicht recht.

Hat man keine andere als ausgewachsene Frucht, so muß man die Keime davon erst mit den Händen abreiben, und durchs Wurfen oder Winden auf der Tenne davon scheiden, sonst wird das Bier dumpfig und faul schmeckend.

Die geschwollene Frucht darf nun beym Wachsen nur zwey bis drey Würzelkeime oder kleine Würzerln an den Körnern bekommen: aber ja keine Graskeimeln oder Blätter, sonst verliert das Malz alle Kraft.

Es darf auch nicht verbrennen. Ist es genug ausgewachsen, so muß es so oft mit Schaufeln gerührt und in die Höhe geworfen werden, daß alle Wärme heraus kommt; alsdann auf dem Boden so oft gerührt und umgeschaufelt werden, daß man endlich mit den Körnern auf Holz schreiben kann, wie mit Kreide.

Luftmalz muß durch die Luft und nicht an der Sonne getrocknet werden. Dörrmalz muß erst in der Luft getrocknet seyn, und darf nicht feucht auf die Dörre kommen; sonst giebts saures und leeres oder schaales Bier.

Die Dörre muß auch schon erwärmt seyn, ehe man das Malz auflegt, sonst wird das Bier rauchlicht. Es muß auf derselben überall gleich hoch liegen, und alle halbe Stunden gewendet werden, bis es gut ist. Das Zeichen ist, daß die Schaufel, womit man's wendet, nicht mehr schwitzt, und wenn das Malz lichtbraun oder gelbbraun aussieht und anfängt zu krachen und aufzuspringen, und das Innere des aufgebissenen Kerns einem lockern Mehl gleicht. Das Dörrfeuer muß im Anfang gelind seyn, nach und nach verstärket werden und allmählich wieder abnehmen. Trockenes, festes Holz gehört dazu. — Will man dunkelbraunes Bier haben, so muß man nicht das ganze Malz, sondern nur einige Mulden (Moldern) voll dunkelbraun rösten, und das übrige dadurch färben. Waizen- und Habermalz muß etwas stärker gedörrt werden, wenn es zum Braunbier kommen soll, als die Gerste

Wer Haber unter das Malz nehmen will, muß ihn nicht zugleich mit der Gerste, sondern besonders Malzen, und nicht mehr als den achten Theil Haber dazu nehmen.

Nach

Nach dem Malzen muß nun das Malz wenigstens ein Vierteljahr alt werden oder ruhen, ehe es verbraut wird sonst giebts trübes Bier: aber viel älter, als ein Jahr, darf man es auch nicht werden lassen, sonst verliert es die Kraft. **Luftmalz** sollte man des Jahrs zweymal malzen, im Frühling und im Herbst.

Beym **Brauen** ist folgendes zu beobachten: Vier und zwanzig Stunden vor dem Schroten muß das Malz angefeuchtet, und binnen der Zeit einigemal umgestochen werden. Man muß die Menge, die zu jedem Sud oder Gebräu genommen wird, nicht messen, sondern abwiegen, und dieses muß vor dem Anfeuchten geschehen. Auch thut man wohl das Malz vorher auf der Scheine (Tenne) zu wurfen. Damit die abgedörrten Keime und aller Staub herauskomme. Was abgeht, giebt herrliches Schweinfutter, und man bewahrt dadurch das Bier länger vor dem Sauerwerden.

Der Müller darf es nur gröblich schroten oder brechen, daß kein Mehl daraus werde. Ist es zu klar geschrotet, so kann man dadurch helfen, daß man fein geschnittenes Gsod oder Hekerling darunter menget. Wenn das Malz von der Mühle kommt, muß es bald eingemaischt werden, ehe es sich erhitzt und verdirbt.

Wenn das Wasser zum Brauen zu hart ist, so schöpfet man es etliche Tage vor dem Gebrauch in große Geschirre, und läßt es offen in der Sonne stehen, oder man kochet es einige Tage zuvor ab, und läßt es wieder kalt werden. Das Malz wird zum erstenmal mit lauwarmen Wasser eingemaischet. Alsdann wird siedendes Wasser auf dem **Mäsch** oder **Maisch** gegossen, und so lang tüchtig mit Krücken

durchgearbeitet, bis die Pfanne oder der Braukessel wieder gefüllt ist. Hierauf wird der Maischbottig oder die Maschkufe zugedeckt und ruhig stehen gelassen, bis die zweyte Pfanne oder Kessel siedet, da wird der Maischbottig wieder aufgedeckt, das siedende Wasser wird allmählich zugegossen, und eine halbe Stunde lang durchgearbeitet, alsdann wieder bedeckt. Es können noch ein oder zwey solche Aufgüsse geschehen, je nachdem man das Bier stark oder schwach verlangt. Beym letzten Aufguß läßt man ungefähr eine Viertelelle hoch Wasser in der Pfanne, dämpfet das Feuer, daß es nicht weiter koche, und schüttet die bestimmte Menge Hopfen in die Pfanne oder den Bräukessel.

Der Hopfen muß reif seyn, so daß der gelbe Mehlstaub darinn sich leicht ausschütteln läßt, aber nicht so sehr, daß die Schuppen der Häupter aus einander fallen. Er muß gut getrocknet seyn, und einen kräftigen und lieblichen Geruch haben. Man reinigt ihn auch von allen grünen Blättern und von den Stengeln sorgfältig, und feuchtet ihn etliche Stunden vorher mit kaltem Wasser und ein wenig aufgelößtem Salz an. Nun läßt man ihn eine halbe Stunde lang gelind ausziehen, und vermehrt am Ende das Feuer mit einigen Holzspänen, daß es einige Minuten lang gelind siedet, ohne stark aufzuwallen. Der Hopfensaz muß dabey zuweilen mit der Krücke umgerührt werden. Wenn das Sieden vorbey ist, wird die ganze Masse in den Mäschbottich geschlagen, umgerührt und etwa eine Viertelstunde zugedeckt.

Wenn nun die gehopfte Würze in die Hopfenstande, Kolirbottich oder Seigerbottich, dessen Boden wohl mit Stroh belegt seyn muß, und aus

diesem

diesem in den Stellbottich oder auf die Kühle oder Gährfässer gebracht, und mit der Hefen (Gerben) vermischt wird: so ist die größte Kunst, daß man den rechten Punkt treffe, daß die Würze weder zu warm, noch zu sehr erkaltet, sondern eben Milchwarm sey, wie die Milch aus dem Eiter kommt; beym Weißbier noch etwas wärmer. Wo noch kein gutes Bier ist, muß man Hefen (Gerben) von fremden Bieren nehmen. Unterhefen oder Faßhefen taugen aber gar nicht zum Stellen des Biers; es müssen Oberhefen seyn.

Will man dem Bier einen gewürzhaften Geschmack geben, so thut man Kardobenedikten- und Tausendguldenkraut, Wachholder- oder Kranebichsbeeren, Lemonienschalen, Alant- und Enzianwurzel und Melissen in ein Säcklein, und hängt es bey der Gährung in das Bier; man darf aber ja nicht viel von jedem nehmen.

Das Fassen geschieht, so bald der Hefen- oder Gerbenkranz auf dem Bier vom Rand des Bottichs oder der Kühle abtritt, und dabey müssen die Bierfässer ganz voll gemacht werden. So wie hernach die Hefen durch das Spundloch abfließt, darf das Nachfüllen nicht versäumt werden. Hört die Gährung auf, so füllt man das Faß mit abgekochtem und wieder kalt gewordenen Wasser ganz voll, und verspündet es wohl.

Das Bier darf nun nicht nach und nach, so wie es getrunken wird, von dem Faß abgezogen werden, wenn es nicht bald leer und abgeschmackt werden soll. Man muß es lieber auf gläßerne und steinerne Flaschen abziehen, und diese fest mit Korkstöpfeln (Stopfeln von Pantoffelholz) verwahren. Die Flaschen müssen aber jedesmal, sobald sie ausgeleert

sind, reingemacht, offen und umgekehrt aufgestellt, und vor dem Gebrauch noch einmal ausgespühlt werden, damit keine Fliegen, Spinnen oder anderes Ungeziefer darinn niste. Die Korkstöpfel müssen vor dem Zustopfen mit reinem Wasser angebrüht, und dann recht fest eingetrieben werden. Springen die Flaschen im Keller, wegen der Wärme, oder weil neues Bier im Stellbottich in der Gährung ist, so legt man sie an einem kühlen Ort ausser dem Keller in Sand, den man mit frischem Wasser anfeuchtet. Die Fässer, die man aus Mangel an Flaschen länger liegen lassen muß, ehe sie abgezogen werden können, muß man zuspünden, wenn etwa der vierte Theil des Aufstoßens noch zurück ist. Zu dauerhaftem **Lager-** oder **Merzenbier** muß der fünfte Theil Malz und die Hälfte Hopfen mehr genommen werden. Das **Lagerbier** darf aber nicht eher gefaßt werden, bis es schon im Gährungsbottich alle Hefen ausgetrieben und unter sich geworfen hat.

Beym Hausbrauen des sogenannten **Kesselbiers** ist vornehmlich darauf zu sehen, daß alle Geschirre recht rein gehalten werden. Man muß sie daher, so oft man brauen will, erst mit kochendem Wasser ausbrühen; das Malz muß frisch geschrotet seyn; der Gestellboden im Brauständer muß rundum wohl anpassen und auf drey gleichen Steinen fest liegen; oben darauf wird anderthalb Spannen hoch recht reines Roggen- oder Kornstroh, und rings herum ein kleiner Kranz von Stroh aufgelegt, damit keine Treber durchkommen können. Das Zapfloch muß nicht im Boden, sondern an der Seite des Ständers zwischen dem obern und untern Boden angebracht seyn. Das Wasser zum Einmöschen muß abgekocht und wieder erkaltet seyn; da wird das Bier dauerhafter.

Der

Der Hopfen wird allein gekocht und unter die Würze gethan, wenn sie in den Stellbottich abgezapft wird. Das Abzapfen muß langsam geschehen; und wenn die Würze Schaffweise in dem im Keller aufgestellten Gähr- oder Stellbottich geschüttet wird, muß man sie mit einer hölzernen Krücke auf und abrühren, daß sie bald abgekühlt werde; alsdann setzt man erst die Hefen zu.

Trübes Bier klar zu machen, nimmt man eine Handvoll Salz, brennnt es wohl über Kohlen auf einer eisernen Schaufel, vermengt es mit einer Kanne Wasser, und gießt solches in eine Tonne (Faß) Bier, welches klar werden soll. Hilft dieses nicht auf einmal, so zieht man das Bier auf ein anders Faß. Wenn die schlechte Bereitung des Malzes Schuld daran ist, daß man trübes Bier bekommt, so nimmt man ein wenig Haußenblasen, kochet diese im Bier, daß sie zergehet, und schüttet es unter das Bier; welches aber davon schwächer wird und sich nicht so lang hält.

Wenn das Bier in der Gährung ist, und es sind Gewitter am Himmel, da es leicht umschlagen und kraftlos werden kann, so muß man die Bottiche mit leinenen Tüchern, welche in Lauge eingeweichet und leicht wieder ausgerungen sind, fest zudecken, und diese Tücher, welche überhängen müssen, rings um den Bottich herum mit Bindfaden fest umwickeln, daß sie sich nicht in das Bier einsenken. Auch ist es gut, grüne, ganz frisch abgeschnittene große Brennesseln über das Tuch dick herzustreuen. Hat man, wenn Gewitterluft ist, junges Bier in Fässern, welches darinn noch abgähren soll, und darum noch nicht zugespündet werden darf, so setzt man einen blechernen Durchschlag auf das offene Spund-

loch mit dem Boden oberwärts, und legt unten um den Durchschlag einen Kranz von Brennesseln.

Sauer gewordenes Bier, wenn dessen viel ist, kann am besten durch eine neue Gährung verbessert werden. Man zapft es von den Fässern in Bottiche, macht einen Theil davon heiß, und füllt es unter das andere. Hierauf nimmt man Waizenmehl, vermischt es mit etwas Brandtwein und klein gestoßenen Ingwer und Pfeffer, und thut dieses Gährungsmittel hinein, läßt es aufstoßen, und füllt das Bier auf andere reine Fässer. Ist es auch kahnicht, so muß es vorher durch ein Haartuch gelassen werden. Damit das Bier nicht auf dem Faß sauer werde, wenn man es allmählig abzapft zum Trinken, so nimmt man eine Handvoll reines, einer Spannelang geschnittenes Stroh, und so viel Hopfen, daß es die Oberfläche des Biers bedecken kann. Dieses wirft man zum Spundloch hinein, und macht jedesmal den Spund wieder zu. Wenn man saures Bier zu dem frischgebrauten auf die Kühle gießt, es zusammen faßt und gähren läßt, so verliehrt es die Säure und das frischgebraute Bier wird sogleich trinkbar; allein lange darf man nicht daran schenken, sonst wird das neue und alte Bier abermals sauer.

Wenn das Bier nach dem Faß schmeckt, so nimmt man ein heißes Gerstenbrod, wie es aus dem Ofen kommt, und legt es auf den Spund, und wiederholt solches so oft, bis der üble Geschmack vergangen ist. Auch kann man heiße Semmeln nehmen, und solche zwey bis drey Tage nacheinander in das stinkende Bier hängen, bis es hilft. Kranebichs- oder Wachholderbeere und Hopfen im Wasser gekocht und mit reinem Bier vermischt, in das übelschmeckende Faß gegossen, verbessern es auch.

Nach

Nach dieser Vorschrift, und aus der mündlichen Anleitung des Herrn Pfarrers Freundlich lernten die Leute zu Schrebers nach und nach alle, was zum Bierbrauen gehört, und weil sie nun, wenn sie im Wirthshaus oder sonst zusammen waren, viel davon sprachen, so gab ein Wort das andere, und einer wußte dies, der anderer das davon zu sagen. Der Bräuer mußte also vorsichtig seyn, damit er nichts versah, und so auch der Schenkwirth, weil ihn die Biergäste sonst damit aufzogen, wenn sie einen Fehler am Getränk bemerkten. Dadurch kam nun die Brauerey daselbst so sehr in Aufnahme, daß die Benachbarten an Sonn- und Festtagen häufig ins Wirthshaus nach Schrebers zum Bier kamen, und die Gemeinde in der Folge um einen Drittel mehr Pacht oder Stift von der Wirthschaft bekam, als ehedessen. Herr Pfarrer Freundlich gab den Leuten auch von allerhand Betrügereyen böser Bierbräuer und Gastwirthe Nachricht, damit sie sich davor hüten könnten. Zum Exempel, daß manche Pech hinein thun, oder Ochsenfüße, damit das Bier kleben soll, als wäre es sehr fett; — oder Dubelkörner, damit es berauschen soll und dergleichen; welches alles ungesund ist, und von der Obrigkeit mit Recht bestraft wird, wenn man es anzeigt oder sonst erfährt.

Nro. 15.

Wie man ohne Malzdörre und ohne Pfanne und Kessel einen guten Haustrunk bereiten könne.

Der Arme richtet mit Verstand und Klugheit oft so viel aus, als der Reiche mit vielem Geld. Dies sah man deutlich an dem kleinen Dörflein **Meyersberg**, welches nicht mehr als 16 Häuser

hat,

hat, und von lauter Mittelleuten bewohnt ist, die so eben ihr nothdürftiges Auskommen haben. Diese Leute hatten weder Wirthshaus noch Brauhaus im Dorfe, sondern wenn sie einen Krug Bier trinken wollten, mußten sie auf ein benachbartes Dorf gehen, und ihre Weiber und Kinder mußten sich unterdessen zu Haus mit Wasser behelfen.

Nun begab sichs, das Hans Rode daselbst, der viele Kinder hatte, seinen Sohn Niklas das Schuhmacherhandwerk lernen ließ. Und dieser kam auf seiner Wanderschaft auch ins Brandenburgische, und stand eine Zeilang in Treuenbrizen in Arbeit. Da gieng er des Sonntags auf die umliegenden Dörfer spazieren, und machte sich mit den Bauersleuten bekannt, weil er auch vom Bauernstand her war. Dieser Nikel Rode hatte aber die schöne Gewohnheit, daß er allen Leuten freundlich zusprach, und jedermann gern mit Rath und That an die Hand gieng. Desgleichen auch, wo er irgend etwas nützliches lernen und erfahren konnte, da war er gleich darhinter her. Nun fand er bey einem Bauersmann in der Gegend einen besonders guten Haustrunk, und sah doch kein Brauhaus im Dorf, und nicht einmal einen Kessel in der Küche. Er erkundigte sich also, woher die Leute das gute Getränk hätten, und sie sagten ihm, wie sie es machten. Da nun Nikel Rode von seiner Wanderschaft wieder heim kam, und sich in Meyersberg setzte, so braute er auch so einen Haustrunk, wie ers in der Fremde gelernt hatte. Als aber seine Nachbarn und Freunde davon kosteten, schmeckte er ihnen so gut, daß sie ihn baten, er möchte es ihre Weiber auch lehren. Dies that er, und so bekamen die Leute zu Meyersberg einen guten Trunk ins Haus, den sie von ihrer eignen

Gerste bereiteten. Dieses Getränk, welches sie Brodbier heissen, machen sie auf folgende Art: Sie kneten geschrotenes Malz mit ein wenig groben Kornmehl und Kleye, wozu kaltes Wasser gegossen wird, zusammen, und machen kleine 3 bis 4 Pfund schwere Laibe daraus. Mehl nehmen sie nur so viel dazu, daß der Teig zusammen hält; auch wird ein wenig Hopfen, klein zerrieben, mit hinein geknetet. Der Teig darf nicht aufgehen, sondern die Laibe werden gleich in den Backofen geschoben, wenn sie fertig sind. Sie richten es aber so ein, daß sie das Malzbrod machen, wenn sie eben anderes ordentliches Brod gebacken haben. Wenn dieses heraus kommt, schieben sie das Malzbrod hinein. Wenigstens einige dieser Malzlaibe müssen eine schwarze, etwas angebrannte Rinde bekommen: daher die Stelle, wo die Kohlen beym Streichen des Brodes gelegen sind, abgeräumt, und einige Malzlaibe darauf geschoben werden. Während des Backens sezt nun die Hausmutter den Bräuständer, Bottich oder Kufe zurecht, und füllt ihn mit abgekochtem und wieder verschlagenem Wasser. Darauf werden die Malzlaibe, wenn sie gut und braun gebacken sind, aus dem Ofen gezogen, und sogleich, ehe sie erkalten, in Stücken, etwa einer Nuß groß, auch noch grösser, zerbrochen, und noch ganz heiß in den Ständer geschüttet. Dieser wird zugedeckt, und bleibt zwey bis drey Stunden stehen. Alsdann wird die Würze abgezapft, in einen Zuber gethan, mit Hefen angestellt, und wenn die Gährung (das Jessen) geschehen ist, so wie gewöhnliches Bier gefasset; da es dann bald klar wird und getrunken werden kann. Zieht man es vom Faß auf Flaschen, so wird es desto besser. Auch nehmen einige statt der Kleye die

Hülsen oder Spreu von gestampften Hirsen unter die Malzlaibe, welches dem Getränk einen angenehmen scharfen Geschmack geben soll. Andere mengen den Hopfen nicht unter den Malzteig, sondern kochen ihn besonders, und schütten ihn unter die Würze in den Stellbottich oder Zuber. Das Malz dörren sie an der Luft, und rösten beym Backen ein paar Schaufel voll im Ofen, um damit ihr Getränk zu färben, daß es aussieht, wie Bier. Dieses Getränk von Malzbrod ist viel nahrhafter und gesunder, als **Lauer**, (Klauer) welche arme Bauern und Weingärtner in den Weinländern von den gepreßten Weintrestern (Trebern) durch zugeschüttetes Wasser bereiten. Die Beschreibung zeigt aber, daß es sich nur für arme und kleine Dörfer schickt, und für solche, wo jeder Einwohner seinen eigenen Backofen hat. Und man sieht daraus, daß die eigenen Backöfen, neben der Gefahr doch auch ihr Gutes haben; so wie die meisten Dinge in der Welt, und daß man sie nur da abzuschaffen braucht, wo wirkliche Feuersgefahr dabey ist, und wo es sich nicht wohl thun läßt, Gemeindebackhäuser zu errichten.

Nro. 16.

Wie der Schuster Nikel Rode zu Meyersberg seinen Keller mit Wein versehen, ohne einen Weingarten zu haben.

Bey Meyersberg gab es viel Obstbäume, und oft gute Obstjahre: aber die Leute wußten weiter nichts damit zu machen, als daß sie das Obst roh oder getrocknet aßen, und einen Theil davon verkauften. In einigen benachbarten Dörfern wurde zwar auch Essig aus dem Obst gemacht: aber er war sehr schlecht, und hielt sich nicht lang; weil die Leu-

te nicht recht damit umzugehen wußten. Nun las der Schuster Nikel Rode des Sonntags manchmal Bücher, die ihm ein Bekannter im nächsten Städtlein lehnte, und vornehmlich ein Buch, der **Volkslehrer** genannt, welches Landleuten nützlich zu lesen ist. In diesem steht im 9ten Stück des ersten Jahrgangs deutlich beschrieben: wie man aus Aepfeln und Birnen guten Wein machen kann. Meister Nikel war nun nicht von den Leuten, welche wohl lesen und hören, aber nicht darnach thun: sondern er versuchte es gleich den nächsten Herbst, ob er den Obstwein nach der Vorschrift des Volkslehrers zuwegen bringen könnte, und machte es also:

Wie das Obst zeitigte, gieng er alle Morgen in seinen Garten, und suchte das Abgefallene auf, und legte es unter jedem Baum auf einen Haufen, und ließ es auf 14 Tage im Freyen liegen. Wie es ganz reif war, schüttelte er die Bäume, und ließ die Aepfel und Birnen auch 14 Täge auf Haufen unter freyem Himmel, damit sie durch den Sonnenschein, Regen, Reif und Thau recht mild und mürb würden. Das harte Spät-Obst ließ er gar 4 bis 6 Wochen liegen. Wenn es nun recht mürbe worden war, nahm er eine Krautschabe, (Krautscharben) und nahm aus derselben die scharfen Eisen, womit die Krautköpfe zerschnitten werden, heraus. Dafür nagelte er über das viereckigte Loch ein darauf passendes blechernes Reibeisen, welches er auf beyden Seiten hatte hauen lassen, damit das geriebene Obst besser durchfallen könnte. Das viereckigte Kästlein, worein das Kraut sonst gethan wird, sezte er wieder darauf, füllte es voll Aepfel oder Birnen, und legte dann ein kleines Brettlein darauf zum Niederdrücken. So wurde er mit dem Reiben,

welches

welches besser ist, geschwinder fertig, als wenn ers gestampft hätte. Den geriebenen Brey ließ er nun nicht lang in dem Zuber stehen, sondern er hatte von einer Nachbarsfrau, welche jährlich Gelbrübensaft zu kochen pflegte, die Presse schon vorher entlehnt, tüchtig gereinigt und zurecht gestellt. Nun legte er in dieselbe erst eine Lage reines Stroh, so daß das Stroh rund herum längs der Presse in die Höhe stand. Darauf schüttete er ein paar Zoll hoch geriebenes Obst, bog das aufstehende Stroh einwärts darüber her, und legte eine neue Lage Stroh darauf. Auf diese wieder ein paar Zoll dick Obstbrey, und das Stroh wieder eingebogen, und so fort, bis die Presse voll war. Dann legte er die Bretter und Klötze (Blöche) darauf, und preßte ganz langsam nach und nach, daß der Saft hübsch Zeit hatte, heraus zu laufen. Auch preßte er den Saft nicht ganz rein heraus, sondern gegen das End zu, da er bittrer wurde, sezte er ein anderes Geschirr unter, machte die Presse los, und goß ein wenig Wasser zu. Dieses gab eine geringere Sorte von Wein, zum täglichen Trunk für den Durst. Den ausgepreßten Saft von beyden Arten goß er nun, jeden besonders, in einen grossen, sehr rein ausgewaschenen Zuber, und zwar durch ein Sieb von Beuteltuch, oder sonst ein grobes, locker gewebtes, leinenes oder hänfenes Tuch. Darinn blieben alle kleine Stücklein Stroh, und die Obstkrümlein, welche mit hinein gekommen waren, zurück. In den Zuber ließ er nun den Saft einen Tag stehen, bis ein Schaum auf demselben hervor kam, und dieser Schaum etwa eines Fingers dick war. Nun zapfte er den Most von der Kufe auf kleine wohl ausgespühlte Fässer. Das Zapfenloch in der Kufe hatte er nicht zu nah an dem Boden ge-

bohrt,

bohrt, damit die Grundhefen (G'läger) zurück bliebe, welche den Most verdirbt, wenn sie mit ins Faß kommt.

Die Fässer brachte er nun in den Keller, füllte sie ganz voll, und sah richtig alle Tage einmal gegen Abend nach dem offen gelassenen Spundloch. Hatte sich da wieder Schaum angesezt, so nahm er ihn herunter. Auch nahm er etwas Most mit einem Heber (Zug) heraus in ein reines Glas, und sah, ob er hell und klar würde. Da dieses in 4 oder 5 Tagen geschah, so zapfte er ihn in ein reines wohl ausgebranntes Faß, und verspündete es. Was noch nicht klar war, zapfte er gleichwohl den fünften Tag in ein anderes Faß, sah wieder alle Tage darnach, ob es hell wäre, und schäumte es ab, wenn es nöthig war. Manches Faß mußte er zum drittenmale abstechen, (abzapfen) ehe es klar wurde. Dieses füllte er aber wieder ins erste, nachdem er es gereinigt und ausgebrannt hatte. Wie nun aller Most in den kleinen Fässern gut war, so füllte er ihn zusammen auf zwey grössere Lagerfässer, und sah darauf, daß sie immer ganz voll blieben; denn sonst verdirbt der Most.

In der Vorschrift des Volkslehrers stand auch noch folgendes von den Fässern:

Das beste Mittel, Fässer rein zu halten, ist, daß man sie immer wohl zugemacht läßt. Will man sie brauchen, so bäht (brüht) man sie erst mit heissem Wasser recht aus; aber nicht eher, bis man den Obstwein sogleich darein zapfen will. Neuen Fässern benimmt man den Holzgeschmack auf die Art: Man bäht die Fässer recht aus, gießt das Wasser gleich weg, und schüttet ein paar Maaß Obstweinhefen hinein. Diese läßt man zweymal 24 Stunden

G darinn,

Bayerische Staatsbibliothek München

darinn, und dreht das Faß oft herum, daß die Hefen überall hinkomme; alsdann bäht man es noch einmal.

Das Ausbrennen, wovon der Wein einen angenehmen Geschmack und Geruch bekommt, macht man so: Man nimmt 4 Loth ganzen Schwefel, 1 Loth gebrannten Alaun, und 2 Loth Hefenbrandtwein. Dies thut man zusammen in einen irdenen Topf und hält ihn übers Kohlenfeuer, bis der Schwefel schmelzt und fließt; es darf aber ja keine Flamme hineinschlagen. Alsdann dunkt man kleine Stücklein neue Leinwand hinein, besprengt sie alsbald, wenn sie noch feucht sind, mit einem Pulver, welches aus Muskatenblüthen oder Muskatennüssen, Gewürz-Näglein und Koriander gemacht ist. Hierauf dreht man die Fässer, welche gefüllt werden sollen, so, daß das Spundloch fast unten kommt; nimmt darauf ein solches Läpplein, hält es unter das Spundloch, zündet es mit einem Licht an, und läßt es in das Faß flammen und rauchen. Nur darf kein Funken und keine Kohle ins Faß kommen. Sobald das Läpplein ausgebrannt ist, spündet man das Faß zu, und läßt es 24 Stunden liegen. Alsdann bringt man den Obstwein hinein.

Alles dieses beobachtete Nikel Rode mit großer Sorgfalt, und bekam dadurch 6 Fässer Wein, wovon er 2 für sich behielt, um sich an Sonn- und Festtagen zu laben; 4 Fässer verkaufte er an einen Gastwirth um 9 Gulden das Faß; daß er also 36 Gulden baares Geld daraus lößte. Das nächste Jahr, da es besonders viel Birnen gab, machte er noch eine andere Probe, die er aus dem **Volkslehrer** gelernt hatte. Er nahm gute Birnen, rieb und preßte sie, wie oben beschrieben worden, und ließ den Saft in

einem

einem Kessel zum dritten Theil einkochen. Dann brachte er ihn noch milchwarm in ein rein gebähtes Fäßlein, wo er bald klar wurde; worauf er ihn auf ein mit Schwefelläpplein ausgebranntes Faß brachte. Dies wurde ein Most, so köstlich, wie der griechische Wein.

Einen Theil des Saftes kochte er ganz dick zu einer Lattwerge oder Mus, die er mit Brod verspeiste, auch statt des Zuckers oder Honigs an Biersuppen oder andere Speisen that.

Auf solche Art hatte Nikel Rode grossen Nutzen und Vergnügen von seinem Obst, und seine Nachbarn thatens ihm nach, wie mit dem Brodbier; so das die Meyersberger sich bey fleisiger Arbeit und Redlichkeit mehr zu Gut thaten, als ihre Nachbarn in grössern und reichern Dörfern, die nicht so fleisig waren.

Nro. 17.

Vom Essig und dessen großen Nutzen.

Unter den Dingen, deren Gebrauch und Nutzen manche Bauersleute noch nicht recht wissen, ist auch der Essig. Dieser dient nicht allein zu gar vielerley Speisen und zur Bewahrung des Fleisches, daß es nicht fault, wenn man es in Essig legt, oder einen in Essig getauchten Lappen darum wickelt, sondern er ist auch ein gar vortresliches Mittel, die Gesundheit bey Menschen und Vieh zu erhalten. Ein paar Löffel voll guten Essig in eine Maas Wasser gegossen, giebt das beste kühlende Getränk, sich bey grosser Hitze damit zu erfrischen und zu stärken. Ein Trunk scharfen Weinessigs schüzt bey großer Kälte den Wandersmann vor dem Erfrieren. In bösartigen Krankheiten ist der Essig ein gutes Schweiß treibendes

Mittel. Er dient wider viele giftige Sachen. Warm im Mund gehalten, vertreibt er oft die Zahnschmerzen. Wenn man sich in die Finger schneidet, oder sonst verwundet, muß man nur gleich das verlezte Glied in Essig halten, oder die Wunde mit Essig auswaschen, und in Essig getauchte Tücher darauf legen, so hört es bald auf zu bluten, und heilt bald ohne zu schwüren. In Ohnmachten und leichten Schlagflüssen dient Essig, vor die Nase gehalten und an die Schläfe gestrichen, dazu, daß der Kranke wieder zu sich selbst kommt. Bey ansteckenden Krankheiten sprizt man Essig auf glühende Kohlen, oder auf einen heißen Stein, daß es dampfet, so verwahrt der Dampf die Leute, welche um einen Kranken sind, vor dem Anstecken. Besonders gute Dienste thut der Weinessig auf diese Art, wenn die Kinderblattern oder die rothe Ruhr grassiren: da muß man des Tages 3 bis 4 mal die Stuben oder Kammern, wo die Kranken liegen, mit Essig durchräuchern und die Fußböden damit besprengen. Wider das Ohrenbraußen ist es gut, den Dunst von heiß gemachten Essig in das Ohr gehen zu lassen; indem man das Ohr über den Topf hält, und ein Tuch über den Kopf und den Topf herhängt, daß der Dunst beysammen bleibt. Böße Dünste in einem Haus, und gefährliche Gerüche, als von frischem Kalk und dergleichen, sind auch am besten durch solchen Essigdampf zu vertreiben.

Alles dieses, und noch vielmehr Dienste leistet der Essig; nämlich guter Weinessig oder Obst und Bieressig, welcher, wenn er recht gemacht worden ist, fast eben so scharf, hell und klar ist, wie der beste Weinessig.

Es wäre also eine schlechte Hausmutter, die nicht

immer

immer auf einen Vorrath von gutem Essig halten wollte, und die ihn nicht zu machen verstünde. Wenn also eine ist, die es noch nicht kann, so lerne sie es nach folgender Vorschrift:

Bey allem Essig, es sey Wein- Bier- Obst- Syrup- Honig- oder Zucker-Essig kommt es vornämlich auf zwey Stücke an: auf die Essigmutter und auf die Wärme. Die Essigmutter ist das Mittel, welches die saure Gährung, durch welche der Essig entsteht, hervorbringt, und die Wärme unterhält diese Gährung. Zur Essigmutter nimmt man frisch gebackene oder geröstete Brodrinde, weicht sie in recht scharfen Essig, läßt sie wieder trocken werden, und wiederholet dieses drey bis viermal. Diese Rinde thut man in das Geschirr, worinn der Essig angestellt werden soll. Es ist auch gut, wenn das Geschirr vorher mit scharfem Essig ausgespühlt und durchsäuert wird. Darein gießt man nun den verdorbenen Wein oder das Bier, welches Essig werden soll. Man muß aber beydes vorher aufsieden und wieder kalt werden lassen. In das Bier wirft man vorher glühende Kohlen, oder läßt glühendes Eisen darinn abkühlen, wodurch ihm die Bitterkeit benommen wird, und der Hopfengeschmack davon vergeht. Die ausgelöschten Kohlen nimmt man aber wieder heraus. Das Geschirr setzt man nun in eine mäßige Wärme, und schüttelt es täglich etlichemal um, bis der Essig sauer genug ist. Je heller das Bier oder der Wein aufgegossen wird, desto besser wird der Essig. Ist er sauer und scharf genug, so zieht man ihn klar von dem Geschirr ab, in gläserne oder irdene Flaschen, und verwahrt sie wohl, mit Kork- oder Pantoffelholzstöpfeln verstopft, im Keller. Einen Theil läßt man mit der Essigmutter im Geschirr, und dieses bleibt an einem

warmen Ort stehen. Wenn man nun immer wieder so viel abgekochtes Bier, Wein, oder auch nur Regenwasser nachfüllt, als man Essig davon nimmt, so geht der Essig im Haus niemals aus, und die Hausmutter kann noch überdies manchen Pfenning von ihren Nachbarinnen daraus lösen. Man kann auch auf eben diese Art aus den schlechtesten, sauern und schon halbverfaulten Aepfeln und Birnen einen guten Essig bereiten, wenn man den ausgepreßten Saft rein ausgähren läßt, bis er klar und helle geworden, und ihn dann in Fässern, welche wohl mit scharfem Essig ausgespühlt sind, mit einer guten Essigmutter ordentlich anstellt, wie oben gesagt worden ist. So kann man auch Essig aus Malz machen, wenn man halb Gersten- und halb Waitzenmalz ohne Hopfen brauet, das Bier wohl ausgähren läßt, und dann, wie gesagt, zu Essig anstellet. Eben dieses kann auch geschehen, wenn man unter 8 Maas Wasser eine Maas gelben Rubensaft gießt, beydes in einem weiten Kessel bey gelindem Feuer sieden läßt, und es so lange abschäumt, bis es anfängt klar zu werden. Diesen Absud läßt man nun kalt werden und in einem reinen Faß vergähren, wie den Obstwein, alsdann stellt man ihn zu Essig an. Uiberhaupt ist aber bey allem Essig zu merken, daß die Geschirre, die man dazu braucht, recht rein seyn müssen, und daß man ihn weder in kupfernen, zinnernen, bleyernen, noch inwendig glasurten irdenen Geschirren machen oder verwahren darf, weil in solchen giftige Theile sind, welche der Essig auflößt, und dadurch sehr gefährlich und nachtheilig für die Gesundheit wird.

Nro. 18.

Vom Brandtwein und dessen Nutzen und Schaden.

Daß der Brandtwein eine nützliche Erfindung ist, wird wohl niemand läugnen, weil man dadurch viele Sachen, die man sonst wegwerfen müßte, annoch zum Brandtweinbrennen gebraucheu und sich einigen Nutzen daraus ziehen kann. Verdorbenes Getraide, oder der Abgang vom Getraide, verdorbenes Bier, abgestandener Wein, der Abgang beym Bierbrauen, wildes und zahmes Obst aller Gattungen, und noch viele Sachen mehr, als Weinhefen und dergleichen, geben guten Brandtwein; und man hätte nicht nöthig, das gute Eßgetraide damit zu verderben. In der Schweitz und auf dem Schwarzwalde werden jährlich viele 100 Eymer Brandtwein aus wilden Kirschen, Vogel- und Adlersbeeren gebrannt, ohne daß man nur eine Handvoll Korn oder Waizen dazu nimmt. In Franken und am Rhein bedient man sich des angefaulten oder angestoßenen Obsts, der Zwetschgen und dergleichen, nebst der Weinhefen dazu; und in Amerika und Ostindien wird aus dem Abgang vom Zucker, vom misrathenen Reis und von dem Kern der Cocusnüsse ein starker und angenehmer Geist gebrannt. Selbst an den Zäunen und Hecken findet man Früchte, die Brandtwein geben, als z. B. die Hagenbutten, Schlehen und die Früchte des Weißdorns. Man könnte also in jedem Lande hinlänglich Brandtwein aus den angezeigten Sachen brennen, ohne daß man nöthig hätte gutes und eßbares Getraide dazu zu nehmen. Die Erdäpfel geben ebenfalls einen guten Brandtwein, und man brennt dessen eine Menge in den Ländern, wo diese nützliche Frucht häufig gebaut wird.

Der rechte Gebrauch des Brandtweins, zu dem ihn Gott durch die Menschen hat erfinden lassen, ist der, daß er als eine Arzeney sowohl wider einige innerliche Krankheiten als äußerliche Schäden diene, und daß man alte und schwache Mägen damit stärke. Diese gute Wirkung thut er, wenn man wenig davon trinkt: er schwächt aber, wenn man sich darinnen übernimmt. Wem nichts fehlt, der sollte auch keinen Brandtwein trinken; besonders soll man keinen zu sich nehmen, wenn man Sauerkraut, Hering Stockfisch, Milch, Käs, Krapfen, fettes Fleisch, oder Schmalzgebackenes gegessen hat, da ist er durchaus höchst schädlich. Dagegen auf schwere oder grobe Mehlspeisen, Hülsenfrüchte oder Scheidengetraid, und andere blähende Sachen, kann man wohl einen Schluck mit Nutzen nehmen. Auch dient er, wenn man von einer Reise oder von der Arbeit in der Sonnenhitze sehr müd und ermattet ist: da ist es besser und gesünder einen kleinen Schluck Brandtwein zu thun und ein wenig Brod dazu zu essen, als kaltes Bier oder Wasser zu trinken. Ueberhaupt muß man sich bey strenger Kälte für Brandtwein und allen geistigen Getränken in Obacht nehmen und schlechterdings dergleichen nicht trinken, wenn man nicht dabey zu Hause bleiben kann. Dann alle geistige Getränke, worunter der Brandtwein auch gehört, machen schläfrig; man könnte daher auf freyer Straße leicht einschlafen und erfrieren, wie man davon mehrere traurige Beyspiele hat. Es ist mit dem Brandtwein, wie mit allen Gaben Gottes; man muß ihn mit Vernunft und mit Uiberlegung gebrauchen, so nützt er; wer dieses nicht thut, dem schadet er, wie man dann Beyspiele genug weiß, daß sich Leute im Brandtwein zu todte gesoffen, oder doch

einen

einen siechen Körper durch den übermäßigen Gebrauch zugezogen haben. Kindern soll man niemalen Brandtwein zu trinken geben, weil er ihnen nicht allein schädlich ist, sondern sie auch am Wachsthum hindert. Dem weiblichen Geschlecht ist er am allerschädlichsten. Vor dem fünfzigsten Jahre sollte eine Weibsperson, die ihre Gesundheit lieb hat, billig keinen Tropfen zu sich nehmen, außer im Nothfall als Arzeney.

Da alle gebrannte Geister und Getränke ursprünglich weiß von Farbe sind, so sollte man sie auch so lassen; blos wenn der Brandtwein alt wird, so färbt er sich von selbsten etwas gelblicht. Alle andere Farben sind gemacht, und taugen als eine Schmiererey selten etwas.

Nro. 19.

Wie eine geschickte, reinliche und ordentliche Hausfrau viel dazu beyträgt, daß ihre Leute gesund bleiben und ein hohes Alter erlangen.

Es kommt in der Welt gar viel darauf an, wie man eine Sache anstellt, und wie man damit umgeht. Die besten Dinge verderben in ungeschickten Händen, und die geringsten und schlechtesten werden oft von klugen und verständigen Leuten zu großem Nutzen oder Vergnügen angewendet. So ist es auch mit dem Essen und Trinken: dieselben Speisen und Getränke nützen oder schaden der Gesundheit, schmecken gut oder schlecht; je nachdem sie zubereitet werden, wie folgende Geschichte lehret:

In Frankstätt wohnten zwey Brüder, Andreas und Thomas Zaunemann genannt. Diese hatten sich in ihre väterliche Erbschaft getheilt, und jeder hatte zwey und eine halbe Huben oder Morgen

Land bekommen. Beyde hatten auch mit ihren Weibern eine Huben erheurathet: so daß sie recht gut leben konnten. Beyde waren fleißige Leute, hielten etwas auf ihr Vieh, zahlten ihre Steuern und Stift zu rechter Zeit, und ihre Wirthschaft gieng gut von statten. Nur waren Andres und seine Frau und Kinder fast immer schwächlich, und hatten bald dies, bald das an ihrem Leib; starben auch in ihren besten Jahren. Dagegen Thomas und seine Leute immer gesund blieben und sehr alt wurden, so daß sie zuletzt das ganze Gut zusammen erbten. Und das kam blos daher, daß des Thomas Ehewirthin besser wußte, wie man durch Vorsicht beym Essen und trinken, und durch Ordnung und Reinlichkeit im Hauswesen die Gesundheit erhält und stärket. Sie richtete nämlich ihre Sachen folgendermassen ein:

Fleisch kochte sie niemals an dem Tag, da es frisch geschlachtet war, sondern sie ließ das Rindfleisch und Schweinfleisch im Sommer 2 Tage, und im Winter 3 bis 4 Tage alt werden; Schöpsen- oder Schaaffleisch und Kalbfleisch aber im Sommer 1 und im Winter 2 Tage, und zum Braten noch einen Tag älter. Dadurch wurde es mürber, und bekam dem Magen besser. Sie ließ es aber im Sommer nicht für die Fliegen und Mücken offen liegen, sondern legte es in frisches Wasser, Essig, Bier oder saure Milch. Auch wässerte sie alles Fleischwerk vor dem Kochen recht sauber aus. Die Braten klopfte sie mit einem reinlichen Holz tüchtig durch, ehe sie ans Feuer kamen: da brauchte sie weniger Holz, und es schmeckte besser, blieb auch nicht zwischen den Zähnen hängen. Fleisch von ungesunden Vieh, oder schwarzgewordenes gesalzenes Fleisch,

auch

auch verdorbenes Geräuchertes durfte nicht in ihre Küche kommen.

Alles Zugemüs wusch sie ganz rein ab, und brühte es, daß es weniger blähen sollte. War der grüne Köhl im Sommer mit Honigthau überzogen, so weichte sie ihn etliche Stunden im Wasser ein, damit sich die schädlichen Insecten so gewöhnlich dran hängen, davon loswuschen. Was schon vom Ungeziefer zerfressen war, gab sie den Schweinen. Gurken oder Cucumern, welche vom Mehlthau weiß und verdorben waren, setzte sie ihren Leuten auch nicht vor. Dürre Erbsen und Bohnen weichte sie den Tage zuvor in kaltes Wasser, und goß etlichemal frisches Wasser auf. Desgleichen setzte sie Erbsen, Bohnen, Linsen, Stockfisch und alles zähe Fleisch allezeit mit kaltem, aber grüne Gewächse und junges saftiges Fleisch mit siedendem Wasser zu. Dann ließ sie alles genug, aber nicht zu lang kochen, daß es auch Saft und Kraft behielt. Im Brey oder Mus litt sie keine Klümpe (Knoppern). Klöse oder Knödeln wußte sie fein locker zu machen: weil sie eben die rechte Zeit im Kochen traf, nicht zu lang und nicht zu wenig. An Salz ließ sie es nirgends fehlen, am wenigsten beym Fleischwerk, beym Einpöckeln oder Einsalzen, und bey den Fischen.

Sie sah auch darauf, daß sie oft abwechselte mit dem Essen, und nicht einerley Speise vielmal nacheinander auf den Tisch brächte, damit ihre Leute desto mehr Lust zum Essen hätten. So wußte sie aus den Erdäpfeln wohl zehnerley Gerichte zu machen, wovon man immer eins lieber als das andere aß. Mehl- und Milchspeisen gab sie weniger, als andere Weiber im Dorf und nur an den Fasttägen; dafür schafte sie von dem aus dem Butter gelößten Geld

an

an den Fleischtägen desto öfter frisches Fleisch an. Sie kochte aber nicht allein eben an Sonn- und Feyertagen frisches Fleisch: sondern lieber an solchen Tagen, wo es die meiste und schwerste Arbeit gab. Von gedörrtem Obst hielt sie immer auf etliche Jahre Vorrath, und kochte alle Wochen ein- oder zweymal davon.

Das Brodbacken verstand sie so gut, wie ein Beck; auch schnitt sie das Brod niemals denselben Tag an, da es aus dem Ofen kam, sondern erst den folgenden darauf. Krapfen pflegte sie nur an den hohen Festtagen zu backen, und ließ niemanden viel auf einmal davon essen. Ihre Leute machten sich auch nicht viel aus Krapfen, weil sie immer gutes Brod und andere gute Speisen hatten. Ob nun gleich andere Weiber im Dorf sich durch die Geschicklichkeit, leckerhafte Sachen zu backen, recht vor einander hervor zu thun suchten: so kehrte sich des Thomas Weib doch nicht daran. Sie wußte, daß die fettesten Krapfen eben die ungesundesten sind, besonders für Weibsleute und Kinder; und wenn sie nachrechnete, wie viel sie Jahr aus Jahr ein Butter und Schmalz verkaufte, so kam bey ihr noch einmal so viel auf eine Kuh, als bey den Krapfenbäckerinnen. Ihre Kinder ließ sie in den ersten Jahren kein Fett, keine harten Knödeln, auch keine dicken Muse essen, und stopfte sie nicht zu voll. Denn sie wußte, daß sie davon dicke Bäuche und Köpfe bekommen, da denn manche unwissende Leute meynen, sie wären behext oder ausgetauscht. Sonst hielt sie auch gute Ordnung in den Mahlzeiten, daß jedes sein Frühstück, Mittags- und Abendessen immer zu rechter Zeit bekam. Den Kindern gab sie aber lieber oft und wenig, als zu viel auf einmal. Und eben

so gute Ordnung hielt sie im Wachen und Schlafen, und in der Arbeit und Ruhe. **Morgenstund hat Gold im Mund**, war ihr Sprichwort: aber des Abends konnte auch jedes zu rechter Zeit ins Bett kommen, weil alle Geschäfte ordentlich eingetheilt waren.

Saures oder trübes Getränk kam bey des **Thomas** Weib auch nicht auf den Tisch. Wenn ja etwas verdorben war, gab sies lieber den Schweinen unters Futter, als daß sie es ihrem lieben Mann und ihren Kindern hätte trinken lassen, und ihnen Bauchgrimmen damit machen sollen. Guten Obstessig und etwas Honig hatte sie immer in Vorrath. Wenn es nun viel zu thun gab, daß die Leute über ihre Kräfte arbeiten mußten, so nöthigte sie dieselben, viel Wasser zu trinken, in welches auf die Maas ein Glas guter Weinessig oder Obstessig mit einem Löffel voll Honig gemischt war. Dieses Getränk giebt eine angenehme Kühlung, und erhält die Kräfte Hatte sie Buttermilch (Rührmilch), so gab sie solche ihrem Mann und den Kindern, die am stärksten arbeiten mußten. Sie warnte aber ihre Leute oft, daß sie ja nicht auf die Hitze trinken möchten, weder Wasser, noch kaltes Bier. Der einfältigste Knecht, sagte sie oft, verwehrt es ja den Pferden, daß sie nicht saufen, wenn sie erhizt sind, weil er weis, daß es ihnen tödlich seyn kann; da die Pferde doch eine viel stärkere Natur haben, als der Mensch. Und euer Leben muß euch doch noch lieber seyn, als eure Pferde! — Eben so ermahnte sie die Kinder von Jugend auf, wenn es ihnen sehr heiß wäre, und sie stark schwitzen, nicht an einem sehr kühlen oder feuchten Ort auszuruhen. Denn dadurch wird der Schweiß zurück getrieben, und dieses ver-

ursacht allerhand Flüsse, und oft die schlimmsten hitzigen Krankheiten. Auch mußten ihre Leute, wenn sie bey der Arbeit die Kleider ausgezogen hatten, solche des Abends auf dem Heimweg wieder ordentlich anhaben, um sich nicht zu erkälten. Die Kinder mußten sich in der Woche zwey- auch dreymal mit kalten Wasser am ganzen Leib waschen, Sommers und Winters, und alle Morgen die Hände und das Gesicht, und auch hinter den Ohren, im Nacken und auf der Brust. Die Köpfe ließ sie ihnen nicht warm halten, und sie durften in der größten Kälte keine Pelzhauben aufsetzen. Dagegen mußten sie, wenn sie vom Regen naß nach Haus kamen, allezit andere Hemde und Strümpfe anziehen. Froren sie schon von der Nässe, so mußten sie sich mit laulichtem Wasser waschen, oder die Füsse in ein laulichtes Bad setzen, wenn etwa nur die erkältet waren.

Weil die Reinlichkeit in der Wäsche und Kleidung auch gar viel zur Gesundheit hilft, so gab des Thomas Hausfrau ihren Leuten alle Sonntage frische Hemde, Strümpfe und Handtücher, und legte ein frisches Tischtuch auf. Die Bettwäsche wechselte sie alle 4 bis 6 Wochen.

Alles Geschirr in der Küche und im Keller hielt sie eben so rein, als den Leib. Denn sie wußte, daß in einem unreinen Faß das beste Getränk verdirbt, und daß dem Menschen nicht aller Unrath wohl bekommt, wie den Schweinen. Ihre Stube und Kammern wurden gefegt, so oft sie schmutzig waren, und mußten immer ganz trocken seyn und frische Luft haben. Hatte sie im Winter ja etwas darinn zu verrichten, wobey es Feuchtigkeiten und Dünste gab, als Futter fürs Vieh zurecht zu machen und dergleichen, so mußten alle Pfützen aufgewischt,

wischt, und hernach die Fenster eine Weile aufgemacht und die Stube mit Kranebichsbeeren ausgeräuchert werden; damit sie und ihre Leute nicht die garstige feuchte Luft einzuschlucken brauchten. Sie ruhte auch nicht eher, bis ihr Mann den Ofenkessel oder Höllhafen, welcher sonst in der Stube war, draussen in der Küche in den Ofen anbringen ließ: damit der Dunst, der aus dem Wasser aufsteigt, nicht in die Stube gieng. Denn davon bekommen die Menschen Kopfschmerzen und allerhand Flüsse. Die Schlafkammer mußte alle Tage, auch im Winter gelüftet, und die Better zuweilen an die Sonne gebracht und ausgeklopft werden.

So machte sie es in allen Stücken, daß sie überlegte, ob eine Sache gesund oder schädlich sey, und sich dann darnach richtete, und auf diese Art that selten jemand in ihrem Haus nur eine Ader weh. Klagte aber ja eins von ihren Leuten über Leibschmerzen, Kopfweh, Hitze und Frost oder andere Beschwerden, so fieng sie die Kur damit an, daß sie ihm kein Fleisch, keine Fleischsuppen, keine Eyer und sonst nichts nahrhaftes oder schwer verdauliches zu essen gab. Dann folgte sie der Vorschrift des Doktor Tissot für Bauersleute und den Gesundheitsvorschriften, welche weiter hinten in diesem Büchlein zu lesen sind.

Durch diese gute Einrichtung in allen Stücken geschah es nun, daß Thomas Zaunemann und sein Weib und Kinder die große Gaben Gottes, die Gesundheit immer genossen, dabey munter und vergnügt waren, brav arbeiteten und etwas vor sich bringen (erhausen) konnten, und daß sie endlich alle ein schönes Alter erlangten. Die brave Hauswirthin hatte alle Tage eine herzliche Freude, wenn sie ihren Mann

mit den Kindern und dem Gesind alle frisch und gesund am Tisch sitzen und recht mit Lust essen sah: und dankte Gott dafür, daß er ihr die Gnade gab, die Speise für Menschen und Vieh so lieblich zuzurichten, wie er das Gras für das Vieh, und die Saamen und Gewürme für die Vögel bereitet.

Nro. 20.

Das Gegenstück vom Vorigen.

Wenn Andres Zaunemann des Morgens auf den Acker zog, lag sein Weib mit den Kindern oft noch in dem Bett. Nun wurde Kaffe gekocht, und dem Mann ein kleiner Hafen voll aufs Feld nachgeschickt.

Dieses warme Gesäuf machte ihm den Magen so schlapp, daß hernach das harte Mittagsessen, oder die halb ausgekochten Erbsen, die er auf den Abend bekam, wie Steine darinn liegen bleiben. Uiber dem langen Schlafen und dem Kaffetrinken verlohr dieses Weib auch oft so viel Zeit, daß die Leute, wenn sie vom Feld kamen und hungrig waren, noch lang auf das Essen warten mußten. Da schluckten sie es hernach so gierig wie die Wölfe hinunter, ohne es ordentlich zu kauen, welches keine guten Säfte in den Leib geben konnte. Denn je langsamer einer kaut, desto besser verdaut er, und desto besser bekommt es. Dagegen kochte sie ein andermal Fleisch und Gemüs alles zu einem Mus, daß es weder Saft noch Kraft behielt. Käfer, Würmer, Fliegen und anderes Ungeziefer brachte sie im Gemüs oft mit auf den Tisch: auch Haare, alte Lumpen und dergleichen, daß man vor Ekel nicht essen konnte. Auch war es ihr einerley in der Schüssel, worinn sie Windeln ausgewaschen hatte, bald wieder

Essen anzurichten. An den Löffeln und Messern konnte man oft noch sehen und schmecken, was den Tag zuvor war gegessen worden. Die kleinen Kinder nahm sie mit an den Tisch, und blieb daran sizen, wenn sie sich auch verunreinigten, daß der Gestank allen die Lust zum Essen benahm. Sie wollte gern den Ruhm einer guten Wirthinn haben, und ließ daher nicht leicht etwas umkommen. Nun hatten sie einmal zum Kirtag (Kirchweih) ein Schaaf geschlachtet, davon wären die Kaldaunen (Eingeweide, Flecke) den dritten Tag schon ziemlich faul und stinkend worden. Sie kochte sie aber doch, und weil ihre Leute nichts anders hatten, schluckten sie den Unrath hinunter, und hoben die Zähne dabey so hoch sie konnten. Was geschah? Ein böses Faulfieber überfiel sie alle nacheinander, und zwey Kinder starben daran.

Der Käs mochte noch so sehr verfault, scharf, stinkend, oder voller Würmer seyn, so schmierte des Andreas Weib doch die garstige Schmiere davon ihren Kindern aufs Brod. Da sie das Backen auch oft bis auf die lezte Stunde verschob, so fielen die Kinder hernach hungrig über das frische Brod her, und schlangen es ganz heiß hinunter; wovon drey auf einmal krank wurden, daß sie den Doktor brauchen mußten. Sie war auch wohl im Stand, Buttermilch und Sauerkraut zusammen auf den Tisch zu bringen, und einer Magd, die eben vom kaltem Fieber aufgestanden war, Erbsen, Knödeln, oder andere harte Kost vorzusetzen, oder sauren Salat, wenn die Leute den Durchlauf hatten. Der Brandtwein sollte dann das schlechte Essen gut machen, und die Flasche gieng alle Tage am Tisch herum, wenn sie auch fettes Fleisch, Milch, Käs, Sauerkraut

und dergleichen gegessen hatten, womit sich Brandtwein im Magen nicht verträgt. Einen guten Tropfen Getränk konnte man bey ihr deswegen nicht bekommen, weil sie die Fässer und Geschirre nicht rein hielt, und die alte Säure im Faß immer das neue Getränk wieder verdarb. Ans Waschen wurde kaum Sonn- und Feyertäge gedacht, und die Hemden behielten die Kinder am Leib, bis sie halb verfault waren, so daß sie vom Ungeziefer starrten. Der Fußboden in der Stube war meistens so naß und schmutzig, als der Kuhstall, weil die kleinen Kinder sich nicht ehrbar darinn hielten, auch oft die Hühner, Schweine und der Geisbock, den die Kinder hatten, darinn herumliefen, und niemand aufwischte, wenn etwas verschüttet wurde. Da patschen sie nun mit blossen Füssen in der Brühe herum, und stekten doch die Köpfe in dicke Pelzhauben, daß sie darunter dampften. Im Winter stand auch immer ein Sauerkrautfaß in der Stube und die Leute schluckten den Dunst davon ein. Die Fenster und Thüren wurden auch sorgfältig zugehalten, und dabey sehr stark eingefeuert. Da saßen sie denn meistens ohne Oberkleider, und giengen aus der Hitze so hinaus in die Kälte, daß sich eins ums andere erkältete.

Diese ungesunde und unordentliche Lebensart war nun Ursache, daß Krätze, Grind, Schnupfen, (Strauchen) Flüsse und Zahnschmerzen da wie zu Haus waren, und daß alt und jung aussahen, daß einem davor graute. Andreas starb auch in seinen besten Jahren, und die Kinder, deren sie doch sieben gehabt hatten, erreichten alle nicht das 15te Jahr. Es gieng ihnen nämlich so damit. Die Mutter vom Weib des Andreas hatte ihr ein Stück Land zum

voraus

voraus vor den andern Geschwistern vermacht, um bey ihr dafür auf der Kost zu seyn. Diese alte Frau hatte aber die Schwindsucht oder Auszehrung, und die Tochter war so unklug, daß sie ihr ältestes Mädel immer bey der kranken Frau schlafen ließ; da es für junge Leute schon gefährlich ist, bey gesunden alten Leuten zu liegen. Das arme Mädel wurde also von der Schwindsucht angestekt und starb daran im zehnten Jahr. Zwey Kinder starben, wie schon gesagt, am Faulfieber von den stinkenden Kaldaunen (Kudelflecken). Eins starb an der Ruhr und eins an den Kinderblattern, weil sie entsetzlich warm in die Stube machte, wo sie lagen, und ihnen Bier, mit Schafdreck abgekocht, zu trinken gab. Eins erstikte im ersten halben Jahr an einem sogenannten Zuller oder Schnuller, den es hinunter schluckte. Sie hatte nämlich die üble Gewohnheit, die kleinen Kinder, wenn sie vor Hunger schrieen, oder weil ihnen etwas weh that, mit einem solchen Ding schweigen zu machen. Da band sie gekautes Brod und Syrup oder Gelbrubensaft in einen schmuzigen Lappen, und stekte es dem Kind in den Mund. Durch die Süssigkeit, welche mit dem Brod versäuerte, bekam dann das Kind oft Leibschneiden, und schrie noch ärger: endlich ließ sie einmal ein Kind eine ganze Stunde lang mit einem Schnuller im Mund allein in der Wiege liegen, und als sie wieder nach Haus kam, war ihm der garstige Lappen in den Hals gekommen, und es war jämmerlich daran erstickt. Dies waren sechs Kinder. Das siebende, ein Knab, überlebte seinen Vater: sah aber immer aus, wie der Tod. Endlich begieng die Mutter einmal die Unvorsichtigkeit, daß sie in einem kupfernen Kessel, von dem das Zinn herunter war,

und der viel Grünspan angesezt hatte, Milch abkochte, und darinn erkalten und gar versäuern ließ, ehe sie dieselbe aß. Dadurch hatte sich der giftige Grünspan in die Milch gezogen, und wie sie mit ihrer Magd und dem Knaben davon gegessen hatte, bekamen sie entsetzliches Bauchgrimmen, und Mutter und Kind starben nacheinander binnen 8 Tagen unter entsetzlichen Schmerzen.

Nun erbten **Thomas Zaunemann** und seine Kinder das Gut: aber an Geld und andern Sachen fanden sie gar wenig Vorrath. Denn des **Andres** Weib hatte bey ihrem schlechten Essen doch nichts erworben: indem wegen der Unordnung und des beständigen Kränkelns gar viel zu Grund gegangen war.

Nro. 21.

Von der Unmässigkeit.

Gottfried Klaus lag elendiglich an der Wassersucht darnieder. Sein Leib war aufgeschwollen, wie ein Faß, und man hatte ihm schon 36 Maas Wasser abgezapft. Dabey war er sehr schwach und kraftlos. Sein Weib und seine Kinder standen um das Bett herum und weinten. Da tröstete er sie und sagte: „Liebes Weib und ihr Kinder, vertraut auf Gott, dem himmlischen Vater, der sorgt gern für Wittwen und Waisen. An ihm habt ihr einen bessern Vater, als an mir. Sehet, da liege ich nun seit einem halben Jahr, und bin mir und euch zur Plage. Aber ich fühle, daß es nun bald aus ist. Betet für mich, daß mich Gott stärke in der lezten Stunde!“

Da weinten und schluchzten sein Weib und die Kinder noch mehr. **Klaus** nahm aber seine weni-

gen Kräfte zusammen und sprach: „Kinder, wollt ihr eurem sterbenden Vater noch einen Gefallen thun?" Gern alles, lieber Vater, schrieen sie, wenn wir euch nur helfen könnten! „Es ist besser, daß ich von der Welt scheide, fuhr er fort. Ich möchte nur gern den Trost mitnehmen, daß ihr brav und gut würdet, und daß es euch wohl gienge, und besser, als mir. Hört nun, was ich euch noch offenbaren will, Kinder! Ich bin selbst Schuld daran, daß ich iezt sterbe, und euch nicht vollends auferziehen kann. Aber Gott wird mirs vergeben, denn ich bereue es herzlich. Zu meiner Zeit lernte man in der Schule nichts, als ein wenig aus dem Catechismus. Da hörte man kein Wort von allem, was dem Menschen im irdischen Leben nützlich und gut ist. Da thaten denn die Kleinen so ohne Uiberlegung nach, was sie von den Großen sahen, es mochte gut oder bös seyn. Da sah ich nun, daß die großen Bursche auf Hochzeiten, Kindtaufen, Kirtagen und andern Schmausen, so viel hineinfraßen, als sie nur schlucken konnten, und daß unter zehen kaum einer nüchtern blieb, so soffen sie Bier und Brandtwein, Wein und Meth durcheinander. Ich dachte, der wäre kein rechter Bursch, der nicht tüchtig schlicken könnte. Und so gewöhnte ich mir allmählich das unmäßige Fressen und Saufen so an, daß ichs nicht mehr lassen konnte, und daß ich zulezt auch alle Mahlzeiten mehr hinunter schluckte, als der Magen verlangte, und daß ich selten ohne Rausch aus dem Wirthshaus heim kam. Der barmherzige Gott wird mirs vergeben; ich wußte nicht was ich that. Nun da ich das halbe Jahr her so liege und nachsinne, wie alles gegangen ist, und weil mich der liebe neue Herr Pfarrer und auch der Doktor in der Sache

verständigt haben, nun weiß ich wohl, was man thun muß, wenn man nicht in seinen besten Jahren an der Wassersucht sterben will. Seht, Kinder, es ist mit dem Menschen, als wie mit einem Obstbaum. Dieser zieht seine Nahrungssäfte durch die Wurzeln aus der Erde. Finden die Wurzeln nicht genug Säfte, die ihm zur Nahrung taugen, so vertrocknet er. Pflanzt ihr ihn aber in eine Mistgrube, so wird er sich überwachsen, wird lauter Blätter statt der Früchte bringen, und über lang oder kurz gar verderben. Bey dem Menschen dient der Magen statt der Wurzeln. Die Speisen und Getränke, die man hinein schluckt, sind aber noch kein Nahrungssaft, der in die Glieder ausfließen und sie nähren und stärken kann, sondern sie sind gleichsam erst die Erde, aus welcher der Nahrungssaft ausgezogen wird. Dieses Ausziehen geschieht aber durch einen gewissen Saft, welcher der Magensaft heißt, und aus der Galle kommt. Von diesem Saft ist bey einem gesunden Menschen immer nicht mehr und nicht weniger im Magen, als so viel, daß er eben genug nahrhafte Theile aus den Speisen und Getränken absondern kann. So hat es der weise Schöpfer eingerichtet. Wenn nun ein zu großer Theil Speise in den Magen kommt, mehr als gerade zu einer Mahlzeit nöthig ist, so kann die Speise sodann von dem Magensaft nicht gehörig verzehrt werden. Schüttet man aber den Magen zu voll mit Getränke an, so wird der Magensaft dadurch zu dünne und verliehrt seine Verdauungskräfte und Schärfe. Beydes ist denn Ursache, daß die nahrhaften Theile nicht recht ausgezogen werden können, und daß die Speise und das Getränk zwar den Hunger und Durst stillet, den Leib und die Glieder aber nicht dabey nährt und

stärkt. Es kommen auch durch die Unmäßigkeit faulichte oder scharfe, oder zu dicke Säfte in das Geblüt, daraus denn die meisten Krankheiten entstehen, wie denn meine Krankheit, nach des Doktors Ausspruch, auch daraus entstund, daß ich zu unmäßig gelebt habe. Nun muß ich sterben, und bin selbsten Schuld daran, daß eure Mutter eine Wittwe und ihr Waisen werdet. Der gnädige Gott wird mir's aber verzeihen, dann ich bereue es jezt herzlich. Aber ihr Kinder, ihr lernt nun nach der neuen Ordnung in der Schule besser, was zur Gesundheit gehört. So versprecht mir doch, daß ihr auf alles merken und darnach thun wollt." Die Kinder reichten ihm die Hand und versprachen zu gehorchen; Klaus lebte noch 3 Tage, dann starb er. Seine Wittib erzog nun die Kinder vollends zu allem Guten, und erinnerte sie gar oft an ihres Vaters lezte Reden von der Mäßigkeit und an seine ausgestandene Schmerzen in seiner Krankheit. Dieses nahmen die guten Kinder zu Herzen, und aßen niemals mehr als bis ihr Hunger gestillet war, die Kost mogte gut oder schlecht seyn. Auch hielten sie ihre ordentliche Zeit, und fraßen nicht zu aller und jeder Zeit allerley durcheinander hinein. Im Trinken machten sie es eben so, sie tranken wenn sie Durst hatten und nie mehr als sie durstete. Sie ließen sich niemals von andern zu unmäßigen Fressen und Saufen verleiten, und achteten es nicht, wenn man sie dießfalls verspottete. Sie konnten auf diese Art den Ueberfluß den Armen geben, und immer auf bessere und nahrhaftere Speisen halten, als jene, die nur immer im Uebermaas fressen wollten. Sie waren immer vergnügt und gesund, und hatten beständig ordentlichen Appetitt zum Essen und Trinken, welches Glück

den Fressern und Trunkenbolden aber immer fehlt, und das sie oft mit Kosten suchen müssen.

Es ist daher eine bewiesene Sache, daß ein jedes Laster seine Strafe schon vorläufig auf dieser Welt mit sich führet, damit die Menschen davon sollen abgeschreckt werden; und daß die eigentliche Strafe sich überdies Gott noch für jene Welt vorbehalten hat, wenn sich die Menschen nicht dadurch warnen lassen. Die Reitze der Tugend und Mäßigkeit sind bey weitem größer als die des Lasters, und die Belohnung einer ordentlichen und vernünftigen Lebensart ist hier und dort die größte und glänzendste unter allen.

Nro. 22.

Von der Kleidung.

Kleider machen Leute — dies ist zwar eins von den alten Sprüchwörtern, alleine es trift unter allen am wenigsten zu. Wenn's auf das Aeußerliche ankommt, so kann man zwar den Ungeschicktesten so kleiden, daß er den Gelehrtesten am Aussehen übertrift; es ist aber nur äußerer Schein, und der Erfolg zeigt es bald, was in der äußern Hülle steckt. Kleider sind uns nöthig, um uns wider die Hitze, Nässe und den Frost zu schützen und unsere Blöße zu bedecken, dazu brauchen sie aber weder prächtig noch kostbar zu seyn; Dauerhaftigkeit und Reinlichkeit sind es, worauf wir bey der Kleidung hauptsächlich zu sehen haben. Für den Bürgers- und Bauersmann ist es eine unverzeihliche Verschwendung, wenn er sich kostbar kleidet, mit unnöthigen Geschmuck und Tändeleyen behängt, und dadurch sich und die Seinigen nicht selten in arme und elende Umstände versetzet. Wer sich reinlich, ordentlich, an-

stän-

ständig und seinem Stand gemäß kleidet, der wird jedermann gefallen, und man wird ihn seiner Ordnung und Bescheidenheit wegen lieben und hochschätzen: wogegen man einen Menschen, der sich fantastisch oder seinem Stand entgegen kleidet und mit Putzsachen, die ihm nicht zustehen, behängt, mit Recht als einen Narren verachtet und verspottet. Wenn ich den Leuten gefallen will, so muß ich meine Aufführung darnach einrichten, damit sie mich und nicht meine Kleider bewundern, sonst sieht es jedermann, daß ich ein Thor bin und die entgegen gesetzte Mittel zu gefallen wähle. Besonders ist es eben so lächerlich, als es gewöhnlich ist, daß sich die Weibsleute durch die Kleidung hervorthun und sich durch allerley lächerlichen Flitterstaat beliebt und angenehm machen wollen. Ein braves, reinlich und anständig gekleidetes Mädel braucht keine Empfehlung durch die Kleider und den Putz, ihre Sittsamkeit, häusliche Kenntnisse und vernünftige Aufführung werden sie bey jedermann in der einfachsten Tracht beliebt und angenehm machen.

Es ist also das Sprichwort: Kleider machen Leute, blos in dem Fall richtig und wahr, wenn man damit sagen will, daß man reinlich und ordentlich angezogen sey, und daß man den Leib und die Kleider rein und ohne Schmutz erhalten soll; weil sonst den Leuten vor uns eckelt, und wir ihnen ohnmöglich gefallen können. Denn wenn man einen Esel oder eine Sau in Sammt und Seide kleidete und mit den schönsten Halsbändern zierte, es würde doch kein Doctor und keine Prinzessinn daraus.

Nun will ich noch durch eine Geschichte dasjenige, was ich sagte erläutern und bestätigen.

Hanns Weis, ein braver Bauersmann zu

Schlimmbach, gab seinen Kindern auf dem Sterbebette unter andern auch folgende gute Lehren:

„Kauft nicht, was ihr braucht, sondern nur allzeit das, was ihr nicht entbehren könnt.

Wer Sachen kauft, die er selber machen kann, der bestiehlt sich selber; und ein gekaufter Rock oder Kittel steht Bauersweibern, als wenn sie ihn geliehen hätten.

Lieber den Acker im Feld, die Kuh im Stall, und das Geld im Sack: als die Thaler auf dem Buckel und die Dukaten am Hals!“

Diesen Lehren folgte seine Tochter, und sie ist noch jezt ein braves Weib, und es geht ihr recht wohl. Der Sohn, Nikel Weis, nahm ein reiches Mädel aus einem andern Dorf zum Weib; diese hieß Katherl, und war hübsch vom Gesicht, hatte auch sonst ein gutes Gemüth. Nur puzte sie sich gern und mochte es wohl leiden, wenn man sie ihrer schönen Kleider wegen bewunderte. In ihrem Dorf war nun schon die thörichte und schädliche Mode eingeschlichen, daß die Weibsleute Schürzen oder Fürtücher von Kotton und Pers, und manche reiche Hauben und seidene Mieder trugen, und daß es eine der andern im Puz zuvor zu thun suchte. Dagegen war in Schlimmbach noch nichts Mode, als gestreifte Leinwand und halbwollene Zeuche, wozu die Leute das Garn aus eigener Wolle und Flachs spannen, und es selbsten wirken oder weben ließen. Wie nun das junge Weib sich in ihrem Staat zeigte, fanden sich gleich etliche Weiber und Mädeln, die es ihr nachthaten. Daraus entstund nun eine rechte Jagd unter den Weibsleuten im Dorf, weils immer eine der andern im Puz zuvor thun wollte. Der Weisinn waren ihre Sachen nicht mehr gut ge-

nug,

nug, wenn andere auch dergleichen hatten; sie kaufte daher noch schönere, und die andern thatens wieder nach. Es blieb auch nicht bey den Kleidern allein, sondern die Putznarren wollten am End alles vornehmer haben. Teller, Schüsseln und Löffeln mußten von Zinn seyn; die Männer mußten sich in feineres Tuch kleiden und silberne Knöpfe tragen; und es mußten neue Kästen zu den Kleidern angeschaft werden. Sie machten sich auch mit den Stadtleuten bekannt, und bildeten sich viel darauf ein, wenn diese kamen und brav schmaußten. Diese mußten mit Kaffe tractirt werden, und dazu war porzellanenes Geschirr nöthig. Es mußte ein Gastbett mit Vorhängen von Kotton aufgestellt seyn; dazu baute man eine neue Kammer mit Tafelfenstern. Und so giengs immer weiter fort, daß endlich, wenn der Mann Getraid in die Schranne führte, von dem gelößten Geld das meiste in der Stadt bey den Krämern und Kaufleuten blieb. Wenn dann Stift und Steuern zu geben waren, so fehlte es an allen Ecken, und wenn ein Nothfall kam, war kein Nothpfenning im Haus. Die Männer merkten nun noch eben zu rechter Zeit, was es mit dem Staat und der Hoffart zuletzt für ein Ende nehmen müsse, welches sich bey Nikel Weis gar bald zeigte. Dieser hatte kaum 10 Jahre gehaußt, so saß er in Schulden bis über die Ohren, Hof und Haus wurde ihm von den Schuldnern abgenommen, und er mußte sein Gut mit den Rücken ansehen und mit Weib und Kind nach Pohlen wandern. Man hörte auch, daß die Haushaltungen in dem Dorf, wo die Weisinn her war, eine nach der andern zu Grund giengen, weil sie dort die Hoffahrt noch ärger trieben. Die verständigsten Hausväter in Schlimmbach dachten also:

es

es sey besser mit andrer Leute Schaden klug werden, als mit seinen eigenen, und giengen zusammen und berathschlagten sich darüber, wie sie es anfiengen, daß ihre Weiber und Töchter die Hoffahrt fahren ließen und wieder so schlecht und recht einher giengen, wie ihre Mütter gethan hätten. Sie wurden einig, daß jeder sein Weib dazu nöthigen solle, den Bettelstaat zu Markt zu tragen, und ihre leinwandene Wämser, Leibeln und Fürtücher, ihre schwarze Sonntagshauben und die selbst gesponnene halbwollene Zeuchröcke wieder hervor zu suchen, und den nächsten Sonntag darinn zur Kirche zu gehen. Das Kaffezeug sollte auch in die Stadt bey dem Tändler, und das Zinn bey dem Zinngießer für altes verkauft werden. Dieses beschlossen die Männer. Weil sie aber die Weiber nicht mit in den Rath genommen hatten, so kam's viel anders als sie beschlossen hatten. Wie jeder seinem Weib ankündigte, daß sie ihre schönen Sachen fortschaffen und nächsten Sonntag ihre alten abgelegten Kleider wieder anziehen solle, so entstand ein solches Unglück im Dorf, als bey Menschengedenken nicht geschehen war. Eine sagte ihrem Mann gerad ins Gesicht: er habe in ihre Kleider nichts zu reden, und sie thäte es nicht, wenn er sich auf den Kopf stellte. Eine andere legte sich aufs Bitten und Weinen, und klagte, daß der Mann sie nicht mehr lieb habe. Etliche liefen gar wieder heim zu ihren Eltern. Sie traten auch an den Ecken des Dorfes haufenweis zusammen und hielten Rath, wie sie den Männern ihren abscheulichen Anschlag aus den Köpfen bringen wollten. Was hitzige Männer waren, da kam es gar zu Schlägen. Kurz, es war eine solche Noth, daß die meisten Hausväter endlich zufrieden waren, daß es nur still wurde,

und daß sie den Handel aufgaben. Sie dachten, wir haben das unsrige gethan; wollen die Weiber sich und ihre Kinder mit Gewalt an den Bettelstab bringen, so mögen sie's haben.

Es war nun schon unrecht von den Männern, daß sie eine Untugend, die sich die Weiber nach und nach angewöhnt hatten, Knall und Fall wieder abgestellt wissen wollten: aber noch übler thaten sie, daß sie ganz daran verzweifelten, weil die Sache nicht gleich auf einmal gieng. Zum Glück war ein Leinweber in dem Dorf, der auf der Wanderschaft gewesen und was versucht und erfahren hatte, der sah wohl, daß die Leute zulezt wenig mehr bey ihm würden weben oder würken lassen, wenn sie immer mehr fremde Zeuche zu Kleidern nähmen. Er steckte sich daher hinter einige Hausväter, und gab ihnen einen andern Anschlag, wie sie die Weiber von der Hoffarth abbringen könnten. Die Väter mußten mit ihren erwachsenen Söhnen von der Sache sprechen, und mußten ihnen vorstellen, daß sie niemals im Stand seyn würden zu heurathen und eine eigene Wirthschaft anzufangen, wenn die Weiber so viel Geld kosteten.

Alle Bursche, die mit Heurathgedanken umgiengen, beredeten sich nun unter einander, und verschwuren sich ordentlich darauf: daß keiner um ein Mädel freyen, werben oder bitteln wolle, die auch nur einen Faden am Leibe trüge, den sie nicht selbst gesponnen habe. Lieber wollten sie Mädeln aus fremden Dörfern holen, wo keine Hoffarth sey, und wollten die in ihrem Dorf sitzen lassen, wenn sie nicht davon abgiengen. Auch solle keiner seiner Braut mehr als für 5 Gulden Geschenke am Putz oder Kleidungsstücken machen, und statt der Perlenschnuren,

silber=

silbernen Ketten und Korallen wollten sie lieber eine tüchtige Kuh oder ein paar Schaafe zum Brautschatz geben. Dieses beschlossen die Bursche in der Stille für sich. Es waren aber etliche, die sich schon Bräute ausgesucht hatten. Denen sagten sie heimlich, was vorgegangen war, und baten sie recht freundlich: sie möchten sich darein fügen. Die Sache sey gut gemeint und sie könnten ja mit Gottes Hülfe einander desto eher heurathen, und würden weniger Noth haben in ihrem Ehestande, wenn sie im Anfang etwas spahrten. Die Mädeln ließen sich das gefallen, und sagten es ihren Freundinnen und Bekannten immer weiter. Da verschwand nun an den jungen Leuten immer ein seidenes Mieder und Halstuch nach dem andern. Ehe zwey Jahre vergiengen sah man die Mädeln in leinen Zeuch gekleidet, weiß und bunt von allen Farben. Denn der Leinweber verstand etwas von der Färberey und wußte die schönsten Muster zu würken. Die Weiber schämten sich nun des Flitterstaates und legten auch ein Stück um das andere ab. Weil aber doch die Weibsleute sich alle vor einander hervorthun und Lob haben wollten, so suchte nun eine vor der andern immer feineres leinen und wollenes Zeuch zu Kleidern und Hemden zu haben, und ihren Leib und alle ihre Sachen sauberer und reinlicher zu halten. Dadurch geschah es, daß im ganzen Dorf allmählich eine so schöne Ordnung und Reinlichkeit Mode wurde, daß es eine Lust zu sehen war. Wenn nun Weibsleute zu Markt giengen, und die Leute ihren saubern Anzug und die reinlichen Geschirre und die schöne Tücher daran sahen, rissen sie sich fast um ihre Waare; so daß der Schlimmbacher Butter immer zwey Pfennige mehr galt, als der von andern Dörfern.

fern. Denn reinliche Waare lockt Käufer. Alles Geld, das sie sonst für Kotton, seidenen Zeuch und allerhand Firlefanz und Fixfaxereyen in der Stadt gelassen hatten, brachten sie nun mit nach Haus, und aßen dafür mehr Fleisch, tranken mehr Bier, und blieben der Herrschaft keine Reste schuldig, konnten auch einen Nothpfenning zurücklegen. Der kluge Leinweber bekam aber so viel zu thun, daß er zwey neue Stühle anschafte und ein wohlhabender Mann wurde.

Nro. 23.

Von der Wohnung und den Hausgeräthschaften.

Man hat viele Exempel, daß in einem Dorf oder in einer Stadt von einerley Zahl Menschen jährlich mehr sterben, oder daß in gewissen Gegenden manche Krankheiten häufiger und gefährlicher sind, als in andern. Und dieses rührt oft davon her, daß solche Oerter in tiefen eingeschlossenen Thälern liegen, wo der Nord- und Ostwind nicht durchstreichen kann, oder auf Plätzen, wo viele böse Feuchtigkeiten und Dünste aufsteigen, die durch den Athem und durch die Schweißlöcher in den Menschen kommen und ihn krank machen. So war die herzoglich würtenbergische Residenzstadt Stuttgardt, in Schwaben, vor Zeiten mit einer Art von langwierigen Fiebern geplagt, die man das Stuttgardter Fieber nannte. Verständige Leute forschten daher fleisig nach, was wohl die Ursache davon wäre, und wie dem Uibel abzuhelfen sey. Man schöpfte Verdacht auf einen großen Fischweiher, der gegen Morgen lag, auf der einzigen Seite, wo die Gegend eben ist. Nun wurde dieser Teich abgelassen und ausgetrocknet; und von der Zeit an hat sich das Fieber verlohren.

Auch

Auch herrschte vor einigen Jahren in der schönen Stadt Mannheim in der Pfalz ein böses Wechselfieber, welches davon herkam, daß die große Hitze die Stadtgräben fast ausgetrocknet, und die faulen Dünste aus dem Schlamm in die Luft aufgezogen hatte, daß sie die Menschen mit einathmeten; denn es erkrankten vornämlich die Soldaten, welche auf den Basteyen, längst den Gräben, Schildwache stehen mußten. Hat nun ein Dorf einmal eine solche ungesunde Lage, so können freylich die Leute ihre Häuser nicht anders wohin tragen: aber sie können doch die Moräste und Sümpfe durch Abzugsgräben wegschaffen. Wo dichte Wälder sind, kann man durch Auslichten der Bäume den Winden Raum machen, welche Gott dazu geordnet hat, daß sie die Luft von bösen Dünsten reinigen sollen. Auch hilft es viel, wenn man die Straßen des Dorfs sowohl als die Häuser, Höfe und Ställe sehr reinlich hält, wie es die Holländer machen, welche an manchen Orten zwischen lauter Sümpfen und stehenden Wassern wohnen, und so reinlich sind, daß es in ihren Kühställen schöner aussieht, als in manchen deutschen Dörfern in den Stuben. Denn bey uns zu Land kommt man oft in Dörfer, welche in trocknen, hohen Gegenden liegen, und doch so morastig und kothig sind, daß es, wenn ein Wagen durchfährt, nicht anders stinkt, als ob man eine Mistlacke aufrührte. Da fluchen dann freylich die Durchreisenden den Einwohnern alles an den Hals, wenn ihre Pferde und Geschirre im Morast zu Schaden kommen; und solche Dörfer gerathen mit recht in üblen Ruf, und werden Drecklöcher genannt, wenn es an der Faulheit der Einwohner liegt, daß sie so im Schlamm stecken. Sind nun diese noch dazu so unchristlich,

daß sie ruhig zum Fenster heraussehen und nicht helfen, wenn ein Kutscher oder Fuhrmann sich und sein armes Vieh vor ihren Augen zermartert, so ist es noch schlimmer. Und so war es lange Zeit in Scherfendorf, wo die Leute fast das ganze Jahr hindurch auf Stelzen giengen, um nicht bis an die Knie im Koth zu waden, bis sie den Herrn Fest zum Pfarrer bekamen. Dieser hatte nicht allein Gottes Wort, sondern auch noch andere Sachen studiert, die zur Wohlfahrt der Bauersleute dienen. So verstand er z. E. die Wissenschaft von der Gesundheit, Bequemlichkeit und Reinlichkeit der Gebäude, von der Sicherheit und Hülfe bey Wassers- und Feuersnoth und dergleichen mehr. Als er nun einmal die Geschichte der Israeliten aus den Büchern Moysis in seinen Predigten vortrug, so nahm er aus dem 5 B. K. 23. V. 12. 13. Anlaß von der Reinlichkeit zu reden, und führte den Leuten besonders zu Gemüth, daß es für die Israeliten ein rechter Schimpf gewesen wäre, daß ihnen Moyses, als ihre Obrigkeit, erst hätte befehlen müssen, wie sie Reinlichkeit halten sollten, und daß sie es nicht von selbst gethan hätten. Darauf beschrieb er die Fehler, welche noch in Scherfendorf in diesem Stück gemacht wurden, und ermahnte seine Zuhörer sie abzustellen. Er brachte sie auch durch seine Vorstellung, und weil er alles deutlich erklärte, wie sie es machen sollten, dahin, daß sie allmählich diese Fehler verbesserten, und daß binnen 10 Jahren das ganze Dorf verschönert wurde, und die Einwohner jung und alt ein feineres und hübscheres Ansehen durch die Reinlichkeit bekamen. Die Mädeln wurden dann öfters von Burschen aus den benachbarten Dörfern zur Ehe begehrt, und die Bursche bekamen selten Körbe, wenn sie

um fremde Mädeln freyten. Die Veränderungen aber, die sie nach und nach im Dorf und in ihren Häusern machten, waren folgende:

Gegen Mittag lag unter dem Dorf ein Stück Land, welches dicht mit Erlen und Weiden oder Felbern bewachsen war. Dieses war so sumpfig, daß man das jährlich darinn geschlagene Holz nur mit großer Gefahr herausbringen konnte, und wenn der Wind von Mittag kam, brachte er eine Menge fauler Dünste aus demselben ins Dorf die es ungesund machten. Durch dieses Stück Land hieben sie nun etliche Gänge, von Morgen nach Abend, jeden 20 Schritt breit, und rotteten alles Buschwerk mit Stumpf und Stiel darinn aus. Auf beyden Seiten dieser Gänge zogen sie Gräben, und warfen den ausgegrabenen Schlamm in der Mitte auf. Dieses gab in der Folge trefliche Krautäcker; die übrigen Erlen wuchsen besser, weil sie mehr Luft hatten, und weil das Wasser einen Abzug bekam, so wuchs nun auch brauchbares Gras dazwischen, wo sonst nichts als Schilf, Rohr, Binsen und Farrenkräuter fortgekommen waren. Die Gassen und Wege im Dorf trockneten sie durch Abzugsgräben aus, wo es sich schickte, und erhöhten sie in der Mitte durch etliche tausend Fuhren Kieselsteine. Dieses brachten die Scherfendorfer binnen einigen Jahren ohne große Versäumniß zu Stand, weil die ganze Gemeinde einmüthig Hand anlegte. An den Seiten machte jeder Hauswirth mit seinen Leuten einen hohen Steinweg, so weit sein Haus und Hof reichte, desgleichen auch auf dem Hof selbst vom Haus in die Scheure und zu jedem Stall. Die Steine ließen sie durch die Kinder von den Aeckern zusammen klauben, und wenn sie von der Feldarbeit nach Haus

fuhren, nahm jeder ein Häuflein Steine mit, das ihm eben am Weg lag. Auf diese Art wurde das Dorf rein und trocken. Mit den Gebäuden machten sie es so: Wenn einer neu baute, so ließ er die Stube eine Elle höher machen, und auch etwas größer, als sonst die meisten waren. Wer nur sein Haus ausbesserte, ließ doch die Fenster größer machen. Sie gewöhnten sich auch an, alle Tage, auch im kältesten Winter, die Fenster dann und wann zu öffnen, um frische Luft in die Stuben und Kammern zu lassen, weil frische reine Luft zur Gesundheit und Stärke so nothwendig ist, als Essen und Trinken. Auch machten sie in zwey Ecken der Stube, an der Seite nach der Straße zu, kleine Löcher in die Wand, etwa 4 Zoll ins Gevierte, eins unten am Boden und eins oben an der Decke, und versahen sie mit Schubern, die man aufmachen und die Luft durchstreichen lassen konnte, wenn es feucht in der Stube war. Die Ofenkessel oder Höllhäfen brachten sie aus den Stuben hinaus in die Küchen, und ließen sie da in den Ofen einmauern, weil die aus dem heißen Wasser beständig aufsteigenden Dünste mit Ursache sind, daß so viele Bauersleute am Steck- und Keichhusten leiden. Einige hatten noch keine Rauchfänge in ihren Küchen, und sahen immer aus wie geräuchert. Diese bauten allmählich Rauchfänge, und sahen hernach auch aus wie andere Menschen und konnten ihre Kleider und Leinenzeuche rein behalten. Die Mistſtätte hatten viele sonst nahe bey der Hausthür und unter den Stubenfenstern, da sie beständig den Gestank davon einschlucken mußten, und den Unrath an den Füssen in die Stube trugen. Diese brachten sie, wo es angieng, weiter von der Wohnung weg.

Viele Gebäude waren sonst vom Schwamm angesteckt, so daß man gar oft neue Schwellen und Fußböden einziehen mußte, dagegen brauchten sie folgende Mittel. 1) Wenn einer baute, so nahm er kein anders Holzwerk dazu, als solches, welches 2 Jahr lang unter einem Wetterdach aufgestapelt gelegen und von der Luft ausgetrocknet war. 2) Zur Füllung des Fundaments nahmen sie nicht die frisch ausgegrabene Erde, sondern einen guten Sand, der 6 Wochen lang im Sommer von der Nässe verwahrt gelegen, fleisig umgeschaufelt und dadurch völlig trocken und ausgewittert worden war. Wer es noch besser machen wollte, stampfte erst eine Lage trocknen Thon einige Zoll hoch fest ein, und schüttete den getrockneten Sand darauf. 3) Eben so ließen sie auch die Laimwände völlig austrocknen, ehe sie Fenster und Thüre einsezten und den Luftzug verschlossen. War der Schwamm in einem Haus an den Schwellen, Lagerhölzern oder Fußböden einmal da, so vertrieben sie ihn durch folgendes sichere Mittel: Sie rissen die Fußböden, die den Schwamm zeugten, wieder auf, brachten die angefaulten Lagerhölzer, Pölster und Bretter weg, und dafür neu ausgetrocknete hinein, gruben den Grund 2 Fuß tief aus, und füllten ihn mit ausgewitterten Sand. Das neue Holzwerk bereiteten sie auf folgende Art zu: Man läßt ein Pfund Kupferwasser oder Kupfervitriol in 2 Maaß Wasser zergehen, und rührt es zuweilen um. Nach 24 Stunden bestreicht man die Lagerhölzer und Schwellen, die gegen den Schwamm gesichert werden sollen, auf allen Seiten vermittelst eines starken Pinsels so damit, daß das Wasser überall hinkommt. Nach einer Stunde wiederholt man dieses und zieht sie sodann ein. Die Fußbodenbretter oder Läden

werden

werden auf der inwendigen rauhen Seite eben so getränkt. Nun wächst der Schwamm nicht weiter.

Ehemals, da das Dorf so sehr feucht und schmutzig gewesen, hatte auch die Kirche und andere steinerne Gebäude viel vom Saliterfraß gelitten. Wider diesen lehrte Herr Fest den dasigen Maurern folgendes Mittel:

1) Um zu hindern, daß sich in neu aufgerichteten Mauerwerk kein Saliter erzeuge, müssen die Steine fest, hart, sehr trocken und nicht frisch gebrochen seyn. Je länger sie an der Luft und Sonne gelegen haben, desto besser sind sie. Ziegelsteine müssen bis zum Klingen hart gebrannt seyn, und noch besser sind die sogenannte Glasziegeln, welche von der Hitze mit einen grünen Glanz überzogen worden sind. Auch dürfen die Ziegelsteine an keinen feuchten Ort gelegen seyn und die Nässe angezogen haben. Man muß zum Mörtel oder der Speiß einen guten Kalk nehmen, und je länger dieser in der Grube eingerührt gelegen hat, desto besser ist er; und wenn er auch 10 Jahr alt wäre. Der Sand muß rein von Erde und Laim seyn; man läßt ihn lang an einem trocknen Ort in der Luft liegen, und schaufelt den Haufen zuweilen um, daß er recht austrocknet. Durch diese Vorsicht bleiben die Mauern nicht allein vom Saliter verschont, sondern werden auch viel dauerhafter. Die Hauptsache ist aber, daß man Steine, Kalk und Sand zwey bis drey Jahre vorher zuführt, ehe der Bau angeht.

2) Solchen Mauern, welche einmal vom Saliter angefressen sind, ist auf folgende Art zu helfen: Man bricht an den Flecken, welche angefressen sind, nicht nur den Kalk los, sondern auch die angegangenen Steine, so tief der Fraß in die Mauer hineingeht. Dann sprizt man den ganzen Fleckenvielmal mit Wasser aus, um das Salz heraus zu laugnen, und wenn es ganz ausgetrocknet ist, mauert man es mit Glasziegeln oder andern völlig dürren und festen Steinstücken wieder zu. Statt des Sandes nimmt man zum Bewerfen der Mauer klar zerstossene Scherben von zerbrochenen Töpfen, Häfen, Schüsseln und dergleichen, welches einen dauerhaften

Mauerzeug giebt, in welchem kein Saliter aus der Luft eindringen kann. Und dergleichen braucht man auch an feuchten Orten, wo Saliterfraß zu fürchten ist, zum Aufmauern selbst. Man sieht daraus, daß nichts so schlecht ist, aus dem der Mensch nicht durch Verstand und Klugheit Nutzen ziehen könnte, und daß ein guter Hauswirth auch die zerbrochenen Scherben an einem sonst unnützen Ort aufsammeln muß, um sie zu seiner Zeit brauchen oder andern damit dienen zu können.

Mit den Hausgeräthschaften, als Tischen, Stühlen, Bänken, Schränken, Milchgeschirren, Töpfen und Schüsseln und allen andern Sachen hielten es die Scherfendorfer folgendermassen: Es war für ein Weib, Tochter oder Magd eine große Schande, die Töpfe, Häfen, Pfannen, Schüsseln und Teller, auch Messer und Gabeln, welche des Mittags gebraucht worden waren, bis auf den Abend unaufgewaschen oder ungespühlt stehen zu lassen. Kam es auf, so wurde sie sicher von alt und jung diesfalls verspottet; oder wenn eine das Spühlen gar über Nacht anstehen ließ, und es kam aus, so war sie nicht sicher, daß nicht muthwillige Bursche ein Spottlied hinter ihr öffentlich drein sangen. Eben so spühlten sie die Brau- und Waschgeschirre nach dem Gebrauch mit reinen Wasser wieder aus, und kehrten sie um, daß keine Feuchtigkeit darinn blieb und die Sachen nicht vermoderten und faulten. Am vorsichtigsten aber waren sie mit kupfernen, messingen, zinnernen und bleyernen Geschirren. Man weiß aus vielen traurigen Beyspielen, daß der Grünspan, der sich in den kupfernen und messingen Geschirren ansetzt, wenn sie auch noch so hell und reinlich gehalten werden, ein tödtliches Gift ist. So speißten vor ungefähr 10 Jahren über 40 Personen von der königlich französischen Leibgarde in ihrem

Gasthaus grüne Bohnen. Nach der Tafel klagten sie sich alle und wurden krank. Mehrere starben an solchen Zufällen, wie sie vom Gift herkommen, und die übrigen mußten alle lang davon leiden. Man untersuchte die Sache, und fand, daß die genossenen Bohnen in Kupfer gekocht und einige Zeit darinn stehen geblieben waren, und daß das Kupfer war nicht überzinnt gewesen. Wenn aber auch die kupfernen Geschirre verzinnt sind, ist es doch gefährlich. Man muß aber vor allen Dingen keine Speise, die darinn gekocht ist, darinn stehen und erkalten lassen, und sie müssen immer rein gehalten werden, daß sich kein Grünspan ansetzen kann. Besonders muß man sich mit sauern und fetten Speisen oder zerlassenen Fett, auch mit der Milch vorsehen, wodurch der Grünspan am stärksten ausgezogen, und wenn auch nicht gleich auf der Stelle, doch in der Folge schädlich wird.

Das Bley, welches die Zinngießer unter das Zinn mischen, ist ein eben so gefährliches Gift. Man darf daher keine Milch oder saure Speisen, auch keine aufgeschlagenen Eyer in Zinn stehen, noch weniger darinn erkalten lassen.

Messingene Geschirre sind gleichfalls gefährlich wegen des Grünspans. Die besten sind aber eiserne inwendig mit Zink übergossen, und dann irdene. Doch dürfen diese keine starke Glassur haben; weil die Töpfer oder Hafner gemeiniglich zu viel Bleyasche zur Glasur nehmen. In Scherfendorf wohnte ein Hafner, der lernte nach der Vorschrift eines Buches, das ihm der Herr Pfarrer lieh, eine Art feinen Sand, den man in der Gegend findet, mit einem Zusatz von Saliter ohne Bleyasche zu einer schö-

nen Glasur bereiten; so daß seine Geschirre hernach weit und breit gesucht wurden.

Man sieht aus dieser ganzen Ezählung, daß der Mensch durch Uiberlegung auch in seiner Wohnung vieles besser machen kann, daß er gesünder, vergnügter und angenehmer darinn lebet, und weniger Schaden und Verdruß hat.

Nro. 24.

Michel Wolfs Ehestandsgeschichte und Kinderzucht.

Der Herr Pfarrer Weiß in Schönthal, hatte die löbliche Gewohnheit, seine Pfarrkinder von Zeit zu Zeit zu sich einzuladen, und sich in freundschaftlichen und belehrenden Gesprächen mit ihnen zu unterhalten. Einmal nahm er die Hausväter und Hausmütter vor; ein andermal traf die Reihe die ledigen Bursche und Mädeln. Er erzählte ihnen allerley lehrreiche Geschichten, die er mit den nöthigen Anmerkungen für jeden Stand seiner Zuhörer begleitete. Die nachstehenden Geschichten erzählte er einst den jungen Leuten, und überließ die Anwendung ihrem eigenen Nachdenken.

Niklas Richmann in Langholm hatte das Geld lieb, und war ein harter, herrschsüchtiger Mann. Er legte den Spruch: dein Wille soll deinem Mann unterworfen und er soll dein Herr seyn, so aus: als ob das Weib gar keinen Willen haben dürfe, und dem Mann blindlings gehorchen müsse. Was er nun befahl, es mochte vernünftig oder unvernünftig seyn, das mußten sein Weib und seine Kinder auf der Stelle thun; sonst schlug er sie braun und blau. Daher wurde die eheliche und kindliche Liebe von der Furcht vor ihm fast unterdrückt, und man sah kein freundliches und vergnügtes Gesicht um

ihn herum. Er hatte eine Tochter, Maria genannt, die war ein bildschönes und gutes Mädel. Wer sie sah, mußte ihr gut seyn: nur ihr Vater hatte wenig Liebe zu ihr und begegnete ihr mit Schelkworten und Schlägen, als ob sie's noch so arg verschuldet hätte. Als sie erwachsen war, freyte oder bittelte einer der bravsten Bursche im Dorf um sie, und das Mädel konnte ihn leiden, so daß es wohl eine glückliche Ehe gegeben hätte, aber er war dem Vater nicht reich genug. Einen andern Freyer, der reich genug war, wies er blos deswegen ab, weil er merkte, daß es seines Weibs und Tochter Wille war, und weil der Freyer diesen seine Neigung eher zu verstehen gegeben hatte, als ihm. Der harte Mann bedachte nicht, daß es bey der Heyrath auf der Tochter Glück ankomme, und nicht auf seines, und daß also ihr Willen dabey seyn müsse. Endlich kam Michel Wolf, und hielt um sie an. Dieser war der einzige Sohn des größten Geizhalses im Dorf, dem einfältige Leute nichts Gutes Schuld gaben, und ihn daher auch den Teufelswolf, Schratelwolf u. s. w. nannten: weil sie nicht begreifen konnten, wo er sein vieles Geld und Gut her hatte. Er hatte es aber zusammen gekrazt und geschunden, und seinem eigenen Leib abgezwackt. Sein Sohn Michel war nicht so geizig: er war aber ein grober ungezogener Mann, der sich viel auf sein Geld einbildete, und immer Recht haben wollte, ob er gleich wenig Verstand hatte. Auch hatte er schon ein armes Mädel zu Fall gebracht, der er heimlich die Ehe versprochen hatte, und die er mit etwas Geld abfertigte, weil sein Vater dawider war. Maria konnte ihn nicht ausstehen. Sie hätte sich lieber als Dienstmagd verdingt, als entschlossen den groben Kerl zu nehmen,

und ihre Mutter konnte ihn eben so wenig leiden. Da nun Richmann dieses merkte, so bestand er nur desto hartnäckiger darauf, daß sie ihn nehmen solle und gab ihm sein Wort. Er bedachte nicht, daß er einstens vor Gottes Richterstuhl werde Rechenschaft davon ablegen müssen, wie er sein Kind verheyrathet habe, zum Glück oder Unglück. Er folgte blos seinem Starrkopf, und weil die Mutter und Tochter einmal zu sehr in Furcht gesetzt waren, so wagten sie es nicht, ihm standhaft zu widersprechen. Die Mutter bat daher den Freyer im Vertrauen: er solle doch von dem Mädel abstehen, weil sie ihn nicht leiden könne. Aber der lachte dazu und sagte: „wenn wir nur erst beysammen sind, da will ich mich schon beliebt machen.“ Weil nun bey diesem Grobian auch nichts auszurichten war, so ermahnte sie die unglückliche Maria, sich darein zu ergeben und tröstete sie damit: daß vielleicht Michel Wolf sich im Ehestand noch bessern würde, wenn sie recht liebreich und freundlich mit ihm umgienge. Die Tochter dachte: es könne ihr bey ihm doch nicht schlimmer gehen, als bey ihrem Vater, und sie sey einmal zum Unglück gebohren. So ließ sie sich an den Traualtar führen, wie ein Lamm zur Schlachtbank geführt wird, kaum daß sie vor Weinen und Schluchzen das erzwungene Ja herausbringen konnte. Beym Hochzeitschmaus gab es dann genug zu essen und zu trinken, und die Musikanten spielten auf, was sie konnten und wußten: aber in den Herzen der Hochzeiter und der Gäste war kein rechtes Vergnügen. Da mußte nun wohl eine erbärmliche Ehe und eine schlechte Kinderzucht werden, da Mann und Weib, die doch lebenslang an einem Strang ziehen sollten, einander vom ersten Tag an zuwider waren. Im

Anfang verbiß Maria ihren Groll, und gab sich Mühe, den groben Michel durch Freundlichkeit und Leutseligkeit zu gewinnen. Aber der war ein Klotz und Stock, und blieb auch immer einer; er gab ihr kein gutes Wort. Wie nun das erste Kind kam, welches ein Knab war, so hieng das unglückliche Weib ihr ganzes Herz daran und liebte es über die Massen, weil sie bey dem Kleinen wieder Liebe fand. Und nun war ihr etwas besser zu Muth, indem Gott des Menschen Herz einmal so eingerichtet hat, daß es immer etwas zu lieben haben muß, wenn es zufrieden seyn soll. Allein der Mann hielt ihr auch darinn das Widerspiel. Er schmählte den ganzen Tag auf das Kind und stieß es von sich weg, wenn es ihn lieb haben wollte. Er meinte fälschlich: es müßten alle Kinder hart und mit Schlägen erzogen werden, und überlegte nicht, daß man darinn einen Unterschied machen muß, je nachdem die Gemüther der Kinder sind, und daß bey manchem mit guten Worten und mit Liebe mehr auszurichten ist, als mit Schimpfen und Schlagen. Je härter nun der Vater das Kind hielt, desto mehr verzärtelte und verdarb es die Mutter, so daß ein Taugenichts daraus werden mußte. Denn das Verzärteln macht eigensinnige Köpfe und weichliche Memmen oder Letfeigen, die sich nicht zum Bauernstand schicken. Die Eltern stritten sich also ordentlich darum, wer von beiden den Knaben am meisten verderben solle; und weil er sich, wie man denken kann, mehr zur Mutter hielt, die ihm alles zu Liebe that, so behielt sie die Oberhand in diesem Stück. Sie wollte nun auch lieber kein Kind mehr haben, weil der Vater sich aus dem ersten nichts machte: aber sie bekam drey Jahr darauf noch ein Mädel zu ihrem größten

Verdruß. Dieses war ein bildschönes Kind, welches Michels Mutter gleich sah. Weil es nun Maria nicht leiden konnte, so hatte es der Vater desto lieber, und weil er Herr im Haus war und ein gar strenges Regiment führte, so mußte dem Töchterlein aller Willen gestattet werden, und es wurde ein eigensinniges, hochmüthiges und eitles Ding. Wegen der Kinder gab es nun alle Tage immer mehr Zank und Streit, daß es ein Leben in dem Haus war, schlimmer als im Zuchthaus. Endlich wollte Michel gar einmal bemerkt haben, daß Maria mit ihrem ersten Liebhaber, der noch ledig war, freundlich gethan hätte. Darüber gieng der Höllentanz erst los. Er fiel wie ein Straßenräuber über das arme Weib her, schleppte sie bey den Haaren herum, schalt sie eine Hure und zerschlug sie, daß es zum Erbarmen war. Da hätte sie nun sollen zu ihrem Vater oder zum Herrn Pfarrer ihre Zuflucht nehmen, der die Gemüther hätte besänftigen und den Hausfrieden wieder herstellen sollen. Allein da sie kein Vertrauen zu ihrem Vater hatte, so begieng sie den Fehler, daß sie zu einem Advokaten oder Doktor lief, und ihren Mann beym Gericht verklagte. Dieser nahm auch einen Advokaten an, der verhezte ihn, daß er das Weib des Ehebruchs beschuldigte, den er ihr doch nicht beweisen konnte. Da gab es nun einen häßlichen Prozeß, der ein Jahr lang dauerte, und auf 150 Gulden an Kosten und Strafgeldern zu stehen kam. Und doch war das End davon: daß beyde Ehleute einander Abbitte thun und wieder zusammen gehen mußten; welches sie, wenn sie klug gewesen wären, ohne einen Heller Unkosten zu haben, hätten thun können, wenn sie etwa einen guten Freund oder den Herrn Pfarrer bey ihren Streit um Rath gefragt hätten.

Daß durch diesen langen und verdrüßlichen Streit die Gemüther nicht liebreicher worden waren, kann man leicht denken. Doch hatte Michel etwas von seinem unbändigen Gähzorn verlohren. Er legte sich aber nun aufs Saufen, um die Grillen zu vertreiben und die Rache zu ersäufen, die er nicht auslassen durfte. Zum Unglück hatte Maria noch während des Prozesses einen Sohn gebohren. Diesen haßten nun Vater und Mutter wegen des Vaters falschen Verdachts und des der Mutter dadurch zugefügten Unrechts aus Herzensgrund.

Der Bub wurde also wie ein Hund aus einem Eck in das andere gestossen, und alles, was er that, war nicht recht. Davon wurde er heimtückisch, boshaft und rachgierig, weil ihm immer Unrecht geschah und ihn niemand lieb hatte; auch legte er sich aufs Naschen und Mausen, weil man ihn oft statt des Brods, das er foderte, Schläge gab. Kurz, da Michel und sein Weib immer gegeneinander zankten, (greinten) schimpften, und einander, auch in Gegenwart der Kinder, alles Böse nachsagten, und sich um die Kinderzucht gar nicht mehr bekümmerten; so that denn jedes was ihm beliebte, und es wurden wahre Wildfänge und Taugenichts daraus. Michels Weib starb endlich aus Gram in ihren besten Jahren, und er gerieth dadurch noch mehr ins Saufen und ins liederliche Leben; die Kinder machtens nicht besser, und es war ein Haushalten wie in der Hölle.

Was dabey heraus kommt, wenn Bauersmädeln sich mit großen Herren zu gemein machen.

Michel Wolf hatte seiner Tochter Liserl allen Willen gelassen, da war nun ein saubers Früchtel

daraus worden. Ein schönes Gesicht, große blaue Augen, geschnapige Antworten, schöne Kleider, und wenn's an's Tanzen gieng, flinke Füsse: — so war Wolfs **Liserl**; aber keine Suppe konnte sie recht kochen, keine Kuh ordentlich melken; und von allen dem mußte sie nichts, was doch ein Mädel, die einst eine gute Hausmutter werden soll, unumgänglich wissen muß. Im Haus sah's bey ihr aus wie im Saustall, ob sie gleich alle Tage aufs niedlichste geputzt einher gieng. Sie war auf allen Kirtägen (Kirchweihen) in der Nachbarschaft die erste; und wo ein Tanz oder Schmaus war, da war Wolfs Liserl gewiß dabey. Die jungen Herren aus der Stadt waren bey diesen Gelegenheiten immer hinten und vorn um Jungfer Liserl her, und klopften dem alten Michel, wenn er ihnen in die Queere kam, auf die Achsel und lobten seine schöne Tochter überaus. Der alte Narr that sich darauf Wunder was zu gute, wenn ihn so ein städtischer Windbeutel einen Herrn hieß, und gab seine Tochter dafür ihren Willen preis. Ein junger Officier aus der Stadt, dessen elendes Geschäfte es war, junge, unerfahrne Mädeln zu verführen und unglücklich zu machen, gerieth auch an die Liserl und verführte sie ebenfalls unter dem Verspruch, daß er sie heyrathen und zur gnädigen Frau machen wolle; allein er machte sie zur Hur, und kam nicht wieder, sich nach ihr umzusehen. Das arme Mädel hofte und harrte sehnlichst, allein umsonst; da sie nun sah, daß sie schändlich betrogen und noch dazu schwanger war, wollte sie fast verzweifeln. Durch ihr hochmüthiges Betragen hatte sie sich alle Leute im Dorf zu Feinden gemacht, so daß sie niemand fand, dem sie ihr Leid klagen und Trost finden konnte. Ihr Vater war

ein Trunkenbold und schlechter Kerl, der sie gar nicht einmal anhörte; und ihre beyden Brüder waren nicht besser. Als nun die Zeit ihrer Niederkunft nahe herbey kam, bat sie ihren Vater kniefällig, er mögte ihr doch rathen und sagen, was sie mit ihrem Kind thun sollte, wenn es zur Welt käme. Der Unmensch war aber besoffen wie eine Sau und stieß sie von sich; gab ihr auch zur Antwort: seinetwegen könnte sie ihr Kind sieden oder braten. Das arme Mädel gerieth nun völlig in tiefe Scham und Verzweiflung, und in der Wuth und Raserey nahm sie ihr Kind, als sie damit niederkam, und warf es in den eben geheizten Backofen. Gleich nach vollbrachter That gieng sie zu dem Gericht, und klagte sich und ihren Vater des schröcklichen Mords an. Der Richter ließ sie, nachdem sich Liserl von ihrer Niederkunft erholt hatte, beyde schließen und nach der Stadt zum Criminalgericht abliefern. Michel Wolf kam nun wohl in dem Gefängniß völlig zu Erkenntniß, und bereute seine vielen und groben Verbrechen herzlich, ob sich gleich das Geschehene dadurch nicht ungeschehen machen ließ, und er besser gethan hätte, es ehender zu bereuen, da es noch gut zu machen gewesen wäre. Er wurde krank und elend im Gefängniß und starb kurz vorher, ehe der Befehl zu seiner Loslassung eintraf. Liserl wurde, aus Anbetracht, daß sie verführt und von ihrem Vater gleichsam zum Kindesmord verleitet worden war, mit der Todesstrafe verschont und auf 10 Jahre ins Zuchthaus verurtheilt. Sie starb aber auch nach zwey Jahren; und so nahm es mit Michel Wolf und seiner Tochter ein schröckliches Ende. Seinen Söhnen gieng es nicht besser, wie wir in der Folge hören werden.

Man sieht aus diesem Beyspiel, daß es nicht allein eine überaus große Sünde ist, wenn man seine Kinder nicht ordentlich und christlich erzieht und von Jugend auf zu allem Guten anhält, sondern daß man hauptsächlich bey der Erziehung der Töchter darauf zu sehen habe, daß sie züchtig und ehrbar gewöhnt, von allen unnützen Staat und eiteln Putzwerk abgehalten, und dagegen zu allen nützlichen und häuslichen Arbeiten angetrieben werden. Besonders verhüte man allen genauen Umgang mit Mannspersonen vom höhern Stand und Rang, wodurch schon unzähliche Bürgers- und Bauersmädeln unglücklich geworden sind. Nie lasse man seine Kinder zu öffentlichen Lustbarkeiten und Tänzen, als unter eigener oder unter Aufsicht bewährter Freunde und Bekannten. Wenn man seinen Kindern selbst immer mit guten Exempeln vorgeht, und stets bemüht ist, ihnen den Stand, worinnen sie gebohren sind, recht angenehm und reizend vorzustellen, (wie denn auch jeder Stand sein eigenthümlich Annehmliches und Vorzügliches hat) so wird man selten von einer so traurigen Geschichte hören, wie der bedauernswürdigen Liserl ihre ist. Die meisten Eltern geben selbsten, entweder aus Eitelkeit, oder Stolz, oder aus interessirten Absichten, die Gelegenheit dazu, daß ihre Töchter von den vornehmen Verführern und Bösewichtern in Schande und Unglück gestürzet werden; da sie es doch, wenn sie nur ernstlich wollten, gar leicht verhindern könnten.

Bey der nächsten Zusammenkunft erzählte der Herr Pfarrer auch die Geschichte der Söhne des **Michel Wolfs**, und noch ein paar Geschichten aus dem Buch der **Volksfreund** genannt. Dieses Buch giebt der Herr Pfarrer Köhler zu Kolm-

berg im Anspachischen heraus; es enthält lauter nützliche und lehrreiche Abhandlungen für Bürgers- und Landleute, und ist bey dem Verleger dieses Büchleins in Weissenburg ebenfalls zu haben.

Was noch ferner für Unheil aus der schlechten Kinderzucht des Michel Wolfs entstanden ist.

Die Einwohner zu Langholm waren so gute und christliche Leute, daß sie Michel Wolfs Söhnen, wegen der Schande, die ihrem Vater und ihrer Schwester widerfahren war, nicht verachteten noch verspotteten, weil sie nicht Schuld daran waren. Hätten diese sich nun durch das ihren Vater und ihrer Schwester begegnetete Unglück warnen lassen, und hätten ihre Fehler und Laster abgelegt, so hätten sie noch immer brave Leute werden und vergnügt und glücklich leben können, weil ihnen doch noch immer ein hübsches Vermögen übrig geblieben war. Allein man sah an ihrem Exempel wie schwer sich Eltern versündigen, wenn sie ihre Kinder schlecht erziehen; indem auch diese beyden Brüder in großes Elend geriethen, und das blos dieserwegen, weil sie in der Jugend nicht ordentlich waren erzogen worden. Nun hieß es: Jung gewohnt, Alt gethan! — Bey dem ältesten, der Adam hieß, hatte es die Mutter darinn versehen, daß sie ihm zu viel Willen ließ und ihn verzärtelte; der jüngste aber, mit dem Vornamen Paul, ward dadurch verdorben, daß er von beyden Eltern gar zu hart gehalten wurde. Beyden hatte es auch geschadet, daß ihr Vater ein gar zu hitziger und grober Mann war. Denn vernünftige Eltern strafen ihre Kinder niemals im Zorn, sondern sie warten bis sich die erste Hitze gelegt hat. Sie stellen ihren Kindern das Unrecht, so sie gethan

 haben,

haben, mit Worten recht deutlich vor, und geben ihnen zu einem Merkzeichen dabey einige mässige Streiche auf den Hintertheil des Leibes; ja nicht auf den Kopf, denn davon werden die Kinder dumm. Das meiste bey einer guten Kinderzucht thut wohl dieses, wenn die Eltern den Kindern mit guten Exempeln vorgehen; dies hilft mehr als alles leere Ermahnen und übermässige schlagen. Es hatten also die meiste Schuld an dem Verderben der Kinder Michel Wolfs, die Eltern selbsten; wäre dieser ihre Anführung vernünftiger gewesen, so hätte es gewiß einen glücklichen Einfluß auf die Kinder gehabt; wenigstens wären sie nicht so sehr verdorben worden. Adam, das Muttersöhnl, war ein fauler Tagdieb und eine wahre Letfeige in seiner Jugend, und blieb es auch in seinem Hausstand. Die Arbeit war sein Feind, und die Faulheit, der Leichtsinn und die Näscherey seine beständigen Gesellschafter. Er ließ alles gehen wie es gieng, und war zufrieden, wenn er nur im Bett liegen und gut essen und trinken konnte. Da er sich nun überdies an ein liederliches Mensch hieng und die zum Weibe nahm, so gieng seine Haushaltung mit schnellen Schritten zum Verderben, und er wurde zum Bettler ehe er sichs versah, starb auch bald darnach in der größten Armuth aus Hunger und Elend an einem Zaun an der Landstrasse.

Paul Wolf, der andere Sohn Michel Wolfs, war, wie gesagt, von seinen beyden Eltern gehaßt, und dadurch überaus tückisch, boshaft und feindselig geworden. Man sieht daraus, daß die Liebe und Güte der Eltern gegen ihre Kinder und Gesinde diesen wieder Liebe und Freundlichkeit gegen ihre Geschwisterte und gegen alle andere Menschen einflößt

flößt und sie zu geselligen Menschen macht. Harte und rauhe Eltern erziehen meistens störrige, unfreundliche und feindselige Kinder. Wo Paul in der Jugend einen Schaden anrichten und die That auf einen Unschuldigen schieben konnte, da that er's, und hatte eine teuflische Freude daran. Und weil seine Geschwisterte oft etwas bessers und mehr als er zu essen bekamen, und bey den Eltern mehr galten, so nahm er heimlich was er bekommen konnte, und wurde dadurch neidisch und habsüchtig. Denn der Fehler, daß manche Eltern ihren Kindern einem mehr als dem andern Liebe und Zuneigung erwiesen, verdirbt die jungen Gemüther in den Grund hinein. Der Neid, die Habsucht, Heimtücke, Schadenfreude und Näscherey nahmen nun bey dem Paul mit den Jahren zu, und er wurde ein abgefeimter Böswicht. Er verheurathete sich nicht, sondern behalf sich damit, daß er andern Männern die Weiber verführte, und Zank, Zwietracht und Verdruß unter den Eheleuten stiftete. Wo er seine Nachbarn vervortheilen oder unbemerkt bestehlen konnte, so that er's fleisig, wobey er sich immer sehr fromm und mitleidig anzustellen wußte, so daß nie Verdacht auf ihm kam. Da er auch ein ausgelernter Heuchler war, fromme Gesichter schneiden und erbauliche Reden führen konnte, keinen Gottesdienst verabsäumte und sich sonst äußerlich wohl betrug, so hintergieng er mit dieser seiner Heucheley den Herrn Pfarrer, daß es der darauf antrug, daß die Gemeinde dem Paul zum Heiligenpfleger oder Kirchenvorsteher erwählte. Da begab sich's nun, daß man der Kirche ein Capital von 500 Gulden heimzahlte. Dieses Geld verwahrte man, bis es wieder verliehen werden konnte, in einer eisernen Truhe in der Sakristey. Einen

Schlüssel zu der Truhe hatte der Herr Pfarrer, den andern aber der Kirchenvorsteher Paul Wolf. Diesem Böswicht kam nun die Lust an, dieses Geld heimlich zu entwenden, und sodann vorzugeben, daß es Diebe gewaltsamer Weise müßten gestohlen haben. Paul begab sich daher einst in einer finstern Nacht in die Sakristey, wozu er sich schon lange vorher hatte falsche Schlüsseln machen lassen. Er sperrte sein Schloß mit seinem eigenen Schlüssel auf, und erbrach das, wozu der Herr Pfarrer den Schlüssel hatte, gewaltsam. Nahm das Geld heraus und verbarg es zu Haus in einem Kornhaufen, und legte sich sodann ruhig nieder. Zum Unglück für ihn hatte er aber seinen Schlüssel an dem Schloß des Geldkastens in der Eile stecken lassen, und dadurch wurde er verrathen. Des Morgens als der Schulmeister in die Sakristey kam, sah er den begangenen Kirchenraub und zeigte es dem Herrn Pfarrer an. Dieser ließ sogleich die Gerichtsleute holen und führte sie in die Sakristey. Sie fanden da den Schlüssel des Kirchenvorsteher Wolfs in dem einen Schloß noch richtig stecken, und schöpften also natürlich auf diesen Verdacht. Er wurde auch herbey gerufen, schien sich über den Diebstahl, noch mehr aber über seinen Schlüssel zu wundern, jedoch ohne dabey aus seiner Fassung zu kommen. Er sagte, daß er nun den Dieb fast gewiß wisse, welcher noch in seinem Hause wäre. Es wäre sicher sein Knecht, der ihm den Schlüssel müßte entwendet und sonach den Diebstahl verübt haben. Man ließ aber den Paul Wolf nicht aus der Sakristey, sondern holte auch den Knecht herbey. Dieser sagte, daß er von der ganzen Sache nichts wisse, wohl aber, daß er seinen Herrn in abgewichener Nacht um 12 Uhr habe aus

dem Haus gehen und um 1 Uhr wieder kommen hören, daß er auch kurz darauf auf den Getraidkasten gegangen wäre und wenig Ruhe gehabt hätte. Paul läugnete dies alles. Da aber der Nachtwächter herbey kam und aussagte: daß er ihn in der abgewichenen Nacht, um Mitternacht herum, auf dem Freydhof nahe an der Kirche gesehen, angeredet, aber keine Antwort von ihm erhalten hätte; man auch inzwischen in seinem Haus visitirte und das Geld in dem Kornhaufen, in eins von seinen Sacktüchern gewickelt fand, so konnt ers nun nicht mehr läugnen. Er wurde also geschlossen zum Criminalamt geschickt, verhört und aus Gnaden enthauptet, da ihm als einen Kirchenräuber und boshaften Verläumder eine schmählichere Todesstrafe gebührt hätte. Dies war also das Ende von der schlechten Kinderzucht Michel Wolfs. Der alte Richmann hat aber auch alles dieses Unglück mit auf seinem Gewissen, weil er seine Tochter gezwungen hatte, einen Mann zu nehmen, den sie nicht liebte; daher eben die verkehrte Kinderzucht entstund, und das erzählte Unglück seinen Ursprung hatte.

Aus dem Volksfreund erzählte der Herr Pfarrer folgende zwey Geschichten:

Wie bey einer verkehrten Kinderzucht die Kinder unter andern Lastern auch das Lügen lernen, und welchen Schaden dies stiftet.

Meister Stephan ließ fast keinen Tag vorübergehen, ohne seinen Sohn, den kleinen Jakob, angehalten zu haben, wenigstens eine Lüge zu sagen. Merkte er, daß jemand bey ihm zusprechen wollte, der ihm nicht gelegen war, so stellte er den kleinen Jakob in die Thür und sagte: du, wenn der

oder der kommt und fragt, ob dein Vater zu Hause seye? so sprich: Mein Vater ist nicht zu Hause. Mein Vater ist über Feld gegangen.

Kam etwa eine arme Frau oder Kind, das etwas Brod verlangte, so sagte Meister Stephen zu seinem Söhnchen: geh hin, sprich: wir hätten heute selbst kein Brod; wir säuerten diesen Abend erst.

Der kleine Jakob gieng nicht gerne in die Schule. Wenn er fort sollte, so klagte er bald über Bauchweh, bald über Kopfschmerzen. Und der Vater sahe gleich ein, daß es unbillig sey, einem so kranken Würmchen zuzumuthen, in die Schule zu gehen. Kam nun der folgende Tag, so furchte er sich noch mehr, die Schule zu besuchen. Ich gehe nicht in die Schule, ich bekomme Schläge, weil ich gestern nicht darinnen gewesen bin. Aber Meister Stephen wußte bald Rath zu schaffen. Närrschen, sagte er, du kannst ja nur sprechen, du hättest gestern eine Purganz eingenommen gehabt, oder du hättest mit mir über Feld gehen mussen, um Arbeit austragen zu helfen. Der Schulmeister muß es ja doch glauben!

Frau Stephen war etwas genau, und wendete einen Pfenning zehnmal um, ehe sie ihn ausgab. Wenn dann das Söhnchen sie bat: Mutter! gieb mir einen Kreuzer, ich will mir eine Semmel kaufen. Oder wenn er sie um Geld zu Kirschen oder Erdbeeren ansprach, so bekam er gemeiniglich die Abfertigung: Ei warum nicht gar? ob so ein Junge, wie du bist, von allen Leckerbissen hat oder nicht. Man muß das Geld sparen, es ist gar sauer zu verdienen. Du kannst ja Brod essen. Deßwegen aß aber Jaköberl alle Tage Kirschen oder Erdbeeren, oder was sonst die Jahrszeit mit sich brachte. Sein Vater

steckte

steckte ihm einen Kreuzer nach dem andern zu, gab ihm aber allemal die våterliche, wohlmeinende Erinnerung: da hast du einen Kreuzer; geh hin, kaufe dir etwas; laß es aber der Mutter nicht sehen; und wenn sie es siehet, so sprich: dein Tauf-Doth habe dir as Geld gegeben.

Der junge Stephen machte in kurzer Zeit im Lügen einen ungemeinen Fortgang. Er war im Stande, ganze Geschichten, von denen kein Wort wahr war, zu erzählen, ohne roth zu werden. Da lachte dann der Alte, daß ihm der Bauch schütterte und sagte: das ist ein durchtriebener Vogel, der hat den Kopf auf dem rechten Flecke.

Aber freylich machte er, da er größer wurde, auch manches Stükchen, das seinem Vater nicht gefiel.

Des Sonntags frühe gieng er gemeiniglich in ein Branntewweinhaus, und sagte bey seiner Zurückekunft, er wäre in der Messe gewesen. Und wenn ihn sein Vater an den Feyertagen fragte, was er aus der Predigt gemerket hätte, so wußte er ihm so vieles zu erzählen, daß es dem Vater gar nicht einfiel, in ihn ein Mistrauen zu setzen.

Die Woche hindurch lief er halbe Tage lang von der Arbeit, mit dem Vorwande, er solle zum Vetter, zur Baase oder zur Großmutter kommen, und gieng in die lüderlichsten Häuser, wo er einen Gulden nach dem andern sitzen ließ.

Der Vater vermissete nach und nach Geld, Wäsche und Handwerkszeug. Es gieng ihm im Kopf herum. Ich muß, sagte er einmal bey Tische, einen Spizbuben im Hause haben; das kann nicht anders seyn. Den muß ich heraus bringen, es koste, was es wolle. Jakob ward weder blaß noch

roth. Er nahm den Vater auf die Seite und zischte ihm in das Ohr: Vater! wollt ihr wissen, wer euer Dieb ist? das ist der Geselle. Dieser läßt in allen Wirthshäusern so viel aufgehen, daß die ganze Stadt davon spricht. Nicht war, es ist euch ein Rößleins Gulden weggekommen? wirklich? nun seht, den hat er am verwichenen Sonntage im Wirthshaus auf das Spiel gesetzt.

Meister Stephen fiel es gar nicht ein, diese Erzählung zu bezweifeln oder erst mehr zu überlegen. Er lief wüthend auf den Gesellen los, schalt ihn einen Dieb, einen Spizbuben —

Den höre ich, sagte der Geselle. Der Spizbube soll euch theuer zu stehen kommen. Er lief auf das Rathhaus, verklagte seinen Meister und brachte es dahin, daß ihm dieser Abbitte und Ehrenerklärung thun und noch überdieß einige Gulden Strafe und Gerichtskosten erlegen mußte.

Wie es nun zu gehen pfleget. Der Krug gehet so lange zum Wasser, bis er zerbricht. Meister Stephen kam nach und nach hinter alle Schelmereyen seines Sohnes. Er schmählete, er prügelte, er drohete mit dem Zuchthause; das half aber alles nichts. Meister Stephen wurde nach und nach durch ihn ein armer Mann. Da er zuvor etlichen Gesellen Arbeit gegeben hatte, so kam es mit ihm endlich so weit, daß er selbst, als Geselle, bey andern arbeiten mußte.

Da soll er nun oft gegen seine Mitarbeiter geklaget haben: ich armer Mann! in alle das Unglück hat mich mein Junge, der Galgenstrick, gestürzet. Kein wahr Wort gehet aus seinem Munde. Er lügt, wie ein Vogel in der Luft fliegt. Wenn ich nur wissen sollte, wo er das verdammte Lügen gelernt hätte!

Lieber Stephen! das hat er von dir selbst gelernet. Du hast ihn ja selbst in seiner zarten Jugend dazu angeleitet. —

Merkt es doch, ihr Eltern! alle Fehler, die ihr euren Kindern anlernet, oder an ihnen duldet, wachsen mit ihnen täglich fort. Wenn ihr sie auch an ihnen, so lange sie klein sind, leicht ertragen zu können glaubt, so müssen sie doch in der Folge gewiß euch selbst lästig, beschwerlich, schädlich und verderblich werden. Alsdann aber ist es wohl zu spät, sie ihnen abgewöhnen zu wollen. Dazu reicht alsdann eure Gewalt lange nicht mehr hin. Und ist es nicht auch schwere Verantwortung vor Gott, wenn eure Kinder durch euer Verschulden lasterhaft werden?

Wie ungenügsame Eltern ihre Kinder unglücklich und neidisch machen.

Meister Jakob verdiente durch seinen Fleis und Geschicklichkeit so viel, daß in seinem Hause nie Mangel war. Täglich stand eine große Schüssel voll Fleisch und Zugemüse zu Mittage auf dem Tische; des Abends waren allemal Würste, Schinken mit Salat oder so etwas da. Seine Kinder waren gesund, und da die Mutter sehr arbeitsam war, so hatten sie jederzeit reine Wäsche und ganze Kleider. Auch bescherte der liebe Gott immer so viel, daß sie sich bisweilen eine Veränderung machen und des Sonntags aus der Stadt auf ein benachbartes Dorf manchmal spazieren gehen und dort mit einander einen Teller voll Schinken und einen Krug Bier genießen konnten, ohne daß dies ihrem Haushalten daheim wehe gethan hätte.

Was das, wird man denken, für glückliche und fröhliche Leute müssen gewesen seyn!

Nichts weniger als dieses. Meister Jakob hatte die üble Gewohnheit, seine Kinder immer so zu unterhalten, daß sie glauben mußten, sie wären die unglückseligsten Leute auf dem Erdboden. Er selbst war von einer unzufriedenen, verdrüßlichen und neidischen Gemüthsart. Jedermann wäre gar wohl mit ihm zufrieden gewesen; denn er war ein fleisiger und geschickter Arbeiter und in seinem Hauswesen ganz ordentlich. Er konnte zufrieden und glücklich leben. Dies war aber sein Fall nicht. Er murrte immer über die göttliche Vorsehung, daß sie ihn nicht in einem höhern Stande hätte gebohren werden lassen. Immer schielte er mit Mißgunst auf die hinauf, die über seinen Stand waren, oder die einen äußerlichen oft im Grunde nichts bedeutenden Vorzug vor ihme voraus hatten. Er glaubte immer, daß er wohl eben so viel verdient hätte und einem höhern Stande Ehre machen würde. Er sagte oft, wenn ich Regierungsrath wäre, ich wollte Recht und Gerechtigkeit weit besser verwalten; oder wenn ich herrschaftlicher Beamter wäre, ich wollte mich meiner Unterthanen besser annehmen, ich wollte sie längst von der Steuer, von jener Frohn, von dieser Einquatierung befreyet haben; oder, wenn ich Pfarrer wäre, ich wollte die muthwillige Jugend besser im Zaum halten, ich wollte den Regierungsräthen, den Beamten besser ins Gewissen reden, und dergleichen mehr; er urtheilte immer, wie er es verstand, da er die wahre Beschaffenheit der Welt und der Dinge, die darinnen vorgehen, nicht kannte. Er meinte immer, daß er in einem höhern Stande weit gücklicher hätte leben können, und

wollte nie einsehen, daß ihn sein unzufriedenes, ungenügsames Gemüth in jedem Stande elend gemacht haben würde; weil jeder, seye er auch noch so reich oder vornehm, andere in der Welt neben sich sehen muß, die noch reicher, noch angesehener, noch höher sind, als er selbst.

Leider! pflanzte er diese unselige, sein Leben verbitternde Gesinnungen auch auf seine Kinder fort. Er bemühete sich immer, ihre Aufmerksamkeit von dem abzuziehen, was sie genossen, und ihnen alles als süsse vorzumahlen, was sie entbehren mußten.

Wenn sie sich an einem Teller voll sauer Kraut labeten, sagte er gemeiniglich, heute wird es in jenem Hause hoch hergehen; da wird es Wildpret, Fisch, Wein geben. Ach! so etwas kommt freilich an unser einen nicht, da muß man das Maul wischen! und sogleich wollte den Kindern das saure Kraut nicht mehr schmecken. Gieng ein schön gekleidetes Herrn-Kind vorbey, so rief er seine Kinder, zeigte es und sagte: seht ihr, wie das Kind gepuzt ist? wie ein Engel. Ihr armen Kinder — wenn ich eure Lümpchen dagegen halte. — Wenn mich doch der liebe Gott nur einmal in bessere Umstände versezte, so wüßte ich wohl, was ich thun wollte. Und die Kinder sahen nun auf einmal ein, daß sie sich ihrer Kleider schämen müßten.

Gieng er mit seinen Kindern aufs Dorf und es rollte eine Kutsche vorbey, so rief er aus: o die prächtigen Pferde, das herrliche Geschirr, die schöne Kutsche! Ja! ja! die können fahren. Wir armen Leute müssen zu Fuße gehen.

Wenn seinen Kindern, auf dem Dorfe, bisweilen eine Fröhlichkeit anwandelte, wenn sie so guten Schinken und Bier genossen, so zeigte er nach der Gesellschaft,

sellschaft, die unsern von ihnen speisete, und sagte: wer es doch auch so gut hätte! Wer doch auch ein Gläschen Wein trinken könnte! und die Kinder verzogen das Maul, so oft sie das Glas ansetzten.

Durch dergleichen Gespräche wurde den Kindern die Welt so zuwider, als dem Meister Jakob selbst. Sie murrten, wie er, gegen die göttliche Vorsehung, wenn es ihnen noch so wohl gehet. Sie sind zwar alle wohl versorget, und doch alle äußerst misvergnügt. Sie freuen sich nie über das Gute, das sie genießen; aber immer betrüben sie sich über das, was sie nicht haben können.

Meister Jakob hat ihre Versorgung gar nicht erlebet. Er hatte in seinem Leben dreymal die Gelbsucht, und starb an einer langsamen Auszehrung, während welcher er so sehr wünschte, in der Welt länger leben zu könuen, die ihm vorher immer so zuwider gewesen war. Ich fürchte, seine Kinder werden so ziemlich das nämliche Schicksal haben, wenn sie nicht noch in ihren männlichen Jahren durch Vorstellungen der Vernunft und der Religion ihr unzufriedenes Gemüth zu verbessern suchen.

Nro. 25.

Herrn Hanns Kaspar Flinks Haus-Dienstboten, oder Gesindeordnung.

Herr Hanns Kaspar Flink war ein reicher Freybauer, von dem alle, die ihn kannten, zu sagen pflegten, er habe den Namen mit der That. Er hatte nämlich bey seiner starken Land- und Hauswirthschaft und bey vielen Kindern immer weniger Dienstboten, und wurde doch mit aller Feld- und Hausarbeit eher, als andere, fertig. Darüber wunderten sich die Leute sehr, noch mehr aber darüber,

daß

daß seine Knechte und Mägde bey der vielen Arbeit doch die lustigsten im Dorfe waren, und überall, wo sie giengen und stunden, pfiffen und sangen. Die ganze Kunst lag aber in des Herrn Flinks Haus- und Dienstbotenordnung.

Herr Flink hatte den Leibspruch: eine Haushaltung muß seyn wie ein Uhrwerk, wo jedes Rad und Triebwerk, und jeder Zahn an den Rädern, auf den Punct eingreift, und wo alles einmüthig dahin strebt, den Zeiger ordentlich fortzuschieben, und die Stunden richtig anzugeben. Die Wohlfahrt der ganzen Haushaltung ist gleichsam der Zeiger, und alle dazu gehörige Personen, ja auch das Vieh nicht ausgenommen, sind die Räder und das Triebwerk. Nach Gottes weiser Einrichtung findet es sich in einer jeden Haushaltung gar bald, und jedes Glied derselben empfindet es nur allzuwohl, ob die Sache richtig und gut, oder unordentlich und schlecht geht. Da eine gute und ordentlich eingerichtete Haushaltung, wo jedes, auch den Spitzhund oder Pommerl an der Kette auf dem Hof nicht ausgenommen, seine Schuldigkeit thut, das vergnügteste Leben gewähret und lauter gesunde und fröhliche Gesichter herfürbringt: so kann im Gegentheil ein einziges Glied in der Haushaltung, wenn es nicht redlich thut, was es thun soll, allen andern Verdruß und Mißvergnügen verursachen. Jedes muß also treulich für alle, und alle für jedes sorgen und arbeiten. Wenn dies alle mit Freuden thun, so geht ein solches Haushaltungsuhrwerk richtig und recht, und Gott legt auch seinen Segen darauf.

Herr Flink bemühete sich, seine Haushaltung nach diesem Muster einzurichten, und es gelang

ihm,

ihm, weil er es ernstlich und mit Nachdruck unternahm; und selbst, in Ansehung der guten Ordnung, als Hausvater mit einem guten Exempel vorgieng. Sein Wohnhaus, als den Grund zur guten Ordnung, richtete er so ein, daß die Kuchl an die Stube, und die Speiskammer mit dem Milchschrank an die Kuchl anstieß. In der Kuchl war ein Guß, damit man das Wasser zum weggießen nicht hinaustragen durfte, und der Eingang in den Keller war auch daselbst. In den Pferdstall gieng von der Stube aus, gerade da, wo der Tisch stand, ein Fenster, damit man dadurch bey Nachtszeit, wenn Licht in der Stube war, sah und keine Laterne brauchte. Aus der Mägdekammer gieng eine Thür mit einem kleinen Fenster in den Kuhstall. Im Tennen, Vorhaus oder in der Lauben gieng die Bodenstiegen hinauf, und vom Boden konnte man das Heu und Grummet in die Pferd- und Kühställe werfen. Der Brunn war bedeckt und gleich neben der Hausthür. Aus der Stuben konnte man den Stadel und den Hof übersehen, und durch ein kleines Fenster in der Stubenthür sah man, was im Vorhaus vorgieng. Alle Kästen, Kisten und anderes Hausgeräthe, bis auf die Schuhbürste, Kamm und Striegel, mußten jedes an einem solchen Platz stehen, hängen oder liegen, wo es zunächst bey der Hand war, wenn man es brauchte: und wer etwas gebraucht hatte, mußte es allezeit wieder an den Ort bringen, wo es hin gehörte. Mit dem Geschirr, Acker- und Gartenzeug wurde es eben so gehalten, und seine Kinder gewöhnte Herr Flink von Jugend auf an diese Ordnung, indem sie ihre Kleider, Bücher, und Spielsachen allezeit ordentlich aufheben mußten. Durch eine solche gute Einrichtung werden täglich viele hun-

dert

dert Schritte im Hin- und Hergehen erspart, und eine für den Landmann höchst kostbare Sache, nämlich Zeit gewonnen. Niemand braucht in einem solchen ordentlichen Haus nach diesem oder jenem zu fragen, oder lange vergeblich zu suchen, worüber sonst oft Verdruß und Schaden entsteht.

Bey den Mahlzeiten für Menschen und Vieh, und im Schlafengehen und Aufstehen hielt Herr Flink ebenfalls gewisse Stunden, und gemeiniglich geschah alles dieses bey ihm eine halbe Stunde früher, als in andern Häusern: daher es schien, als hätten seine Leute nicht viel zu thun, weil sie immer eher fertig wären.

Bey allen Geschäften hatte Herr Flink diese Regel: **Was heut geschehen kann, verschiebe nicht bis Morgen; und was du selbst verrichten kannst, laß nicht auf andere Hände warten.** Diese Regel befolgte er selbst, daß, wenn z. E. eine Unreinigkeit wegzufegen war, er nicht erst den Knecht von seinen Rossen, oder die Magd vom Melken dazu wegrief; er that es lieber selbst. Er pflegte dabey zu sagen: **was mir nützt und sonst niemand schadet, kan̄ auch nicht verunehren.**

Mit dem Gesind hielt es Herr Flink folgendermassen: Wenn sich ein Dienstbot bey ihm eindingen wollte, so führte er ihn überall herum, und zeigte ihnen, was für eine Ordnung bey ihm eingeführt sey, und erzählte dabey, was jedes alle Tage ungeheißen zu verrichten habe. Wer in meine Dienste geht, sagte er ferner, der verspricht mir, wie auch recht und der Ordnung gemäß ist, daß er **meinen** und nicht **seinen Willen** thun will. Mein Wille ist aber stets unabänderlich der, daß in meiner Haushaltung und bey meinem Feldbau zu allen Zeiten und

Stun-

Stunden akkurat das geschehe, was eben nöthig, nützlich und gut ist. Es kann sich nun treffen, daß es eben gut wäre den Kuhstall auszumisten, zu einer Zeit, wo gerade die Viehmagd etwas noch nöthigers zu thun hat; da muß es nun der Knecht verrichten, wenn ich es ihm befehle, und er darf mir nicht erst einreden, es sey seine Sache nicht und er sey nur für die Rosse angenommen. Ein andermal kann es kommen, daß die Magd ihm wieder ausmisten helfen muß, und so können mehrere Fälle vorkommen, wo eins dem andern Handreichung zu thun verbunden ist. Und so halte ich es durchaus, daß jedes, ausser seinen ordentlichen angewiesenen Geschäften, alles thun muß, was eben zu thun vorfällt, und wer solches unbefohlen thut, ist mir desto lieber. Ich denke darinnen so: alle Menschen, Herrschaften sowohl als das Gesinde, sind von Gott dazu erschaffen, daß sie so viel Gutes verrichten sollen, als sie immer zu Stande bringen können. Wem nun Gott keine eigene Haushaltung gegeben hat, der soll dieses in einer fremden thun, nämlich da, wo er dient. Wollt ihr nun dieses getreulich verrichten, so verspreche ich euch dagegen, daß ihr es bey mir auch eben so gut und wohl noch besser haben sollt, als wenn ihr für euch selbst Herr wäret. So sprach Herr Flink mit den Leuten, und sagte ihnen auch sein Gleichniß von der Haushaltungsuhr und seine Wirthschaftsregeln und Sprichwörter, ehe er ihnen das Haftgeld oder den Leihkauf gab. Was nun schlechte Dienstboten waren, die verlohren der guten Ordnung wegen, die ihnen nicht anstund, die Lust, bey Herrn Flink zu dienen; brave Leute aber machten sich eine Ehre daraus in einen solchen ordentlichen Dienst zu kommen. Herr

Flink

Flink machte aber allen seinen Dienstboten, nachdem sie bey ihm in Dienst getreten waren, nachstehende Lehren bekannt.

„Erweise deiner Herrschaft kindlichen Gehorsam, Liebe und Ehrerbietung, denn sie sorgt für dich, wie Eltern für ihre Kinder sorgen; daneben sey bescheiden und höflich, weil dieses Gunst und Liebe erweckt und erhält.

Mache deiner Herrschaft Freude, damit du selbst Freude davon habest; gehorche ihr auf den Punct und verrichte alles wie man es dir befiehlt, so hast du keine Verantwortung auf dir.

Sachen, die gethan werden müssen und nöthig sind, verrichte ohne Geheiß; nimm aber nie Geschäfte über dich, denen du nicht gewachsen bist, damit du nicht Schande davon habest.

Sey ehrlich und treu im Kleinen und eben so gewissenhaft wie im Großen; nicht die Menge macht den Dieb, sondern das Mein und Dein, und ehrlich währt lang, der Schelm kommt aber nirgends fort.

Rede allezeit und ohne Scheu die Wahrheit; wer lügt ist auf dem Weg zum Stehlen, der an den Galgen führt.

Behüte deine Herrschaft vor Schaden und Verdruß, wo du kannst und weist. Plaudere auch weder Böses noch Gutes aus dem Hause, du ziehst dir sonst Schaden, Schande und großen Verdruß zu; denn schadenfrohe und plauderhafte Leute haßt man überall.

Geh deinen Geschäften emsig nach, und richte die Aufträge deiner Herrschaft fleisig aus; halte dich nicht mit unnützen Geschwätz auf der Strasse oder sonst bey deinen Verrichtungen auf, so wirst du dir manchen Verdruß erspahren und manches Lob dafür einärnden.

Die Fehler der Herrschaft trage mit Geduld, und thue allezeit deine Schuldigkeit, so lange du auch in den Diensten einer wunderlichen Herrschaft bist. Stehts dir nicht mehr an, so kannst du ja immer einen andern Herrn bekommen. Poche und trotze niemals, sondern vertheidige dich bey ungerechten Beschuldigungen mit aller Bescheidenheit, so wirst du nicht allein deine falschen Ankläger beschämen, sondern auch deine Herrschaft um so mehr dir günstig und geneigt machen.

Die Kinder im Hause ehre und liebe als deines Herrn Kinder, doch mache dich nie zu gemein mit ihnen. Thue nichts Unrechtes vor ihren Augen und stärke sie nie in ihren Unarten. Halte dich ehrbar und züchtig, und suche jeden, doch ohne Zwang und Eigennutz zu gefallen.

Fremde, die zu deiner Herrschaft kommen, bediene sorgfältig und freundlich, als ob du es der Herrschaft selbst thätest; miß deine Dienstleistungen und Freundlichkeit aber nicht nach dem Trinkgelde ab, das sie dir reichen.

Sey zufrieden mit deinem Lohn und den Einkünften, die dir gelegenheitlich zufallen, und murre nicht, wenn ein anderer Dienstbot mehr, als du, bekommt. Denke, daß es dein freyer Wille war, und daß du nicht mehr fordern kannst, als dir versprochen worden ist.

Gegen dein Nebengesind sey freundlich, aber nicht ausgelassen und zu gemein. Rede niemals Böses von der Herrschaft gegen dasselbe; hast du Ursache es zu verklagen, so thu's nicht hinter dem Rücken, sondern bringe deine Beschwerden bey der Herrschaft in seiner Gegenwart an.

Sey immer gutes Muths und munter, dies ist halbe Arbeit. Bete fleisig, und denke, daß vor Gott ein treuer Dienstbote so werth geachtet ist, als ein Herr: dies macht Muth und fröhlichen Sinn.

Von deinem Lohn und rechtmäßigen Einkünften spahre so viel du immer kannst, für etwaige Krankheiten und für das Alter.

Iß und trink nicht übermäßig, wenn dir die Herrschaft Kasten und Keller offen läßt; du möchtest dich sonst ans Fressen und Sauffen gewöhnen, und einmal an deinem eigenen Tisch desto mehr darben müssen.

Hoffahrt und Ueppigkeit steht einem Dienstboten, wie der Sau ein goldenes Halsband, oder dem Esel ein kostbares Reitzeug.“

Auf solche Art machte Herr Flink seinen Leuten vorher bekannt, wie sie sich in allen Stücken aufzuführen hätten. Denn er meynte: was man von den Leuten wolle gethan haben, darüber müsse man sie erst recht verständigen und belehren: dieses beobach-

tete

tete er auch in seiner Hausordnung sowohl als er wünschte, daß es in den Landesgesetzen und besondern Rechte geschehen möchte. Alle Morgen rief er seine Kinder und Leute zusammen, und gab, nach verrichtetem Morgengebet, jedem auf, was es des Tags über zu thun hatte. Jedes gieng nun mit Freuden an seine Arbeit und verrichtete das Aufgegebene mit Vergnügen. Des Abends hielt ers wieder so, und fragte jedes, nach dem Abendgebet, wie die Arbeit von statten gegangen wäre; dabey gieng er als Hausvater zulezt in's Bett und zuerst wieder heraus.

Bey dieser Hausordnung waren nun Herr Flink und seine Frau immer munter und vergnügt, erlebten viele Freude an ihren Kindern, hatten wenig Verdruß mit ihrem Gesinde, und wurden von Zeit zu Zeit wohlhabender.

Noch ist von Herrn Flink anzumerken: daß er dem Gesinde zwar nicht mehr Lohn gab, als andere, ihn aber auf den Punct und richtig auszahlte; daß er ihm zwar keine Leckerbissen, aber doch genug und nahrhafte Kost vorsezte; daß er allezeit freundlich gegen dasselbe war, und es lobte, auch zuweilen beschenkte, wenn es seine Sachen recht machte. Was aber den Dienstboten am meisten bey Herrn Flink gefiel, war dieses, daß er ihnen, wenn sie gewisse Jahre treu und redlich bey ihm gedient und ausgehalten hatten, zu einem Stückl Brod behülflich war, und sie fast so gut wie ein Vater seine Kinder ausstattete. Denn er war der richtigen Meinung: ein Hausvater gleiche einem Könige oder Fürsten, der gute Unterthanen haben wolle; dieser müsse nun vor allen Dingen dafür sorgen, daß es ihnen wohl gehe.

Herr Flink hatte auch bey seinem Freygut eine

 starke

starke Schäferey, die er nach der Art behandelte, wie es in England geschiehet. Nämlich er bauete allerley Gräser und gute Futterkräuter, und ließ damit die Schaafe im Stall füttern. Im Sommer wurden die Kräuter frisch und im Winter gedürrter verfüttert, und dabey den Schaafen zum öftern Salz und eine öftere Abwechslung im Futter gegeben. Er ließ auch die Schaafe alle Tage ein paar Stunden Sommers und Winters, wenns die Witterung erlaubte, austreiben und auf einen freyen Platz der frischen Luft genießen. Seine Schaafställe waren hoch, gewölbt, und hatten in der Höhe Zug- oder Luftlöcher; daneben waren sie recht geräumig, damit die Schaafe Platz hatten, die ohnehin nicht zu zahlreich in die Abtheilungen des Stalls gestellet wurden. Die Schaafe ließ er an warmen Tagen zuweilen waschen und in der frischen Luft wieder abtrocknen; sonderte auch die aufstössigen, angesteckten und kranken fleisig von den gesunden ab, und sah auf eine gute Art Schaafe und dabey auf fein und langwollichte Widder oder Schaafböcke. Auf diese Weise bekam Herr Flink nicht allein viele feine und schöne Wolle, sondern auch vielen und guten Dünger; sein Schaafvieh war immer fett, munter und gesund, und er hatte gedoppelten Nutzen davon. Die Wolle ließ er kartetschen, und im Winter, wenn ausgedroschen war, durch seine Knechte und Mägde, und auch durch die armen Leute im Dorf um den Lohn spinnen, und durch ein paar Zeuchmacher, die im Dorfe wohnten, zu allerley starken Zeuchen verarbeiten. Diese Zeuche wurden, ihrer Güte und Dauerhaftigkeit wegen, sehr gesucht und wohl bezahlt. Herr Flink bekam also auf diese Weise seine Wolle nicht allein besser bezahlt, sondern er beschäftigte auch damit viele

le müssige Hände, und gab manchen armen Menschen dadurch Brod und Verdienst.

So kann oft ein einiger gutdenkender, braver und fleisiger Mann der Seegen eines ganzen Orts und Gegend werden, wie man das an Herrn Flink und mehrern seiner ihm gleichdenkenden menschlichen Brüder wahrnehmen kann. Ordnung, Fleis, Geduld und Verstand können eine Sandwüste zu einem Paradies umschaffen.

Nro. 26.

Von der Ehre.

Drey Bauernsöhne von wohlhabenden und braven Eltern und fast von gleichem Alter, waren Schulkameraden zusammen; es hatten aber ihre Eltern immer einen kleinen Neid auf einander, der sich auch auf die Kinder forpflanzte, so daß, da sie heranwuchsen, immer einer vor dem andern angesehener und geehrter in dem Dorfe, wo sie wohnten, zu werden suchte. Sie suchten aber nicht auf einerley Art und Weise dazu zu gelangen, und am Ende zeigte sich's, wer die Kunst am besten verstund, sich wahre Ehre und Hochachtung zu verschaffen.

Der eine dieser drey Bursche hieß Peter Koch, war ein wohlgewachsener Mann und sauber vom Gesicht. Er trug sich immer schön und nett in der Kleidung, und machte alles, wo möglich, den galanten Stadtburschen nach. Die Mädeln hatten ihn als einen geschickten Tänzer gern, worauf er sich und auf seine schönen Kleider immer viel zu gut that. Wie er sich verheyrathete und seine eigene Haushaltung anfieng, ließ er sein Haus und seine Fensterläden zierlich mahlen, kleidete seine Frau und Kinder nach der Art, wie man in der Hauptstadt im Bür-

gerstand gekleidet geht, und ruhete nicht eher, bis er zum Kirchenvorsteher oder Heiligenpfleger im Dorf gemacht wurde. Nun sahe er seine Schulkameraden nur über die Achsel an, und brüstete sich wie ein Pfau. Allein was geschah! der Herr Kirchenvorsteher hatte nicht gut Schreiben und Rechnen gelernt; als nun das Jahr um war, und er sollte die Rechnung ablegen, da fehlte es an allen Ecken, und aus der bunten und verwirrten Kirchenrechnung konnte kein Mensch zurechte kommen. Man mußte also dem guten Peter Koch, der besser tanzen und Staat machen als Rechnen und Schreiben konnte, ob er gleich sonst ein ehrlicher Mann war, die Kirchenvorsteherey wieder abnehmen. Weil er nun vorher auf seinen Titel stolz gethan hatte, so lachten ihn jetzt die Leute aus, und nannten sein bemahltes Haus spottweise die bunte Kirchenrechnung. Er sah also wohl ein, daß es mit seiner Ehre nichts war, und daß er nicht die wahre Ehrbegierde, sondern nur eine kindische und eitle Ruhmsucht gehabt hatte. Er ließ es nun damit gut seyn, und mit der Zeit vergaßen die Leute seinen Fehler und ehrten ihn mehr, als da er darauf ausgieng sich mit Gewalt ehren zu lassen.

Der andere von den Dreyen, der sich Johannes Balzer nannte, hatte den Wahlspruch: Geld macht den Mann, er war also schon von Jugend auf geizig-sparsam. Als er seine eigene Haushaltung anfieng, suchte er sich das reichste Mädel im Dorf zur Frau aus, und erbte bald darauf, als einziger Sohn seiner Eltern, seines Vaters ganzes Gut. Da man nun, wie gewöhnlich, auf einen reichen Mann überall gedoppelt sieht, und ihn seiner Thaler immer mehr als seiner Person wegen

ehrt,

ehrt, so geschah dies auch bey Hanns Balzern. Der Mann wurde dadurch stolz und hochmüthig, sein Geitz mehrte sich, weil er glaubte, je mehr er Geld und Gut zusammen scharrte, je mehr stiege auch sein Ansehen. Er irrte sich aber gewaltig; sein Geitz und seine Hartherzigkeit machten ihn viele Feinde, die ihn überall als einen Geitzhals und ungerechten Mann ausschrieen und bey jedermann in große Verachtung setzten. Erst da, als sein schlimmer Ruf aufs höchste gestiegen war, sahe er seinen groben Fehler ein und verbesserte ihn nach Möglichkeit. Nun ließ er von seinen Geitz und grober Habsucht nach; gab den Armen und Nothleidenden von seinem Ueberfluß; und übte sonst in allen Stücken die Pflichten eines redlichen Mannes auf das genaueste aus. Dadurch gelangte er bald wieder in grösseres Ansehen und blieb wahrhaft geehrt bis an sein Ende.

Ignatz Wohlmann, der Dritte von diesen Schulgesellen, die mit einander um die Ehre stritten, hatte den Spruch: **Prüfet alles, und das Beste behaltet**, zu seinem Leibspruch gemacht, und richtete sich sein ganzes Leben hindurch darnach. In seiner Feld- und Hauswirthschaft machte er nicht alles nach der alten Leyer, sondern wo er einen nützlichen Vorschlag hörte oder in einem Buche las, da probierte er ihn erst im Kleinen, und wenn es gut einschlug, im Großen. Er forschte über alles fleißig nach, und bat jeden, der eine Sache besser wußte, als er, um Rath und Lehre. Dadurch wurde er mit der Zeit ein verständiger Mann, so daß er fast jedem, der ihn um Rath fragte, auch den besten Rath und die nützlichsten Lehren ertheilen konnte. Er war so zu sagen ein ausgelernter Haus- und

 Land-

Landwirth, und in andern Wissenschaften auch nicht unerfahren; denn sein Fleis und sein Bestreben immer mehr zu lernen war fast gränzenlos. Seine Liebe und Güte gegen jedermann, besonders gegen seine alte und kranke Mutter, gegen sein Weib, seine Kinder und sein Gesinde waren unbeschreiblich groß. Sein Diensteifer für jedem im ganzen Dorfe, und sein Eifer und seine Unverdrossenheit bey öffentlichen und Gemeindearbeiten dienten zum Beyspiel in der ganzen Gegend. Wo ein Ertrunkener gerettet oder sonst ein Unglücklicher in bessere Umstände versetzt wurde, da war Ignatz Wohlmann sicher der Schutzengel oder einer der Erretter. Ignatz hatte das schönste und wohlgebauteste Gut in der ganzen Hofmarksherrschaft; er hatte die reinlichste und angenehmste Wohnung; seine Frau war das freundlichste und liebreichste Weib im ganzen Dorfe; seine Kinder waren Muster von Bescheidenheit und guter Erziehung; und seine Dienstboten waren voll Ordnung und die Getreuheit selbsten. Im ganzen Dorf hießen ihn alt und jung den lieben Vater Ignatz, und jedermann ehrte ihn von ganzen Herzen. Die wichtigsten Stellen im Dorfe trug man ihn unverlangt auf, und er bekleidete sie mit Ruhm bis an sein Ende. Selbst der Landesfürst erfuhr das wahre und gerechte Lob des braven Ignatz Wohlmanns, und besuchte ihn einst, als er auf der Jagd in selbige Gegend kam. Er besah seine schöne Einrichtungen, belobte sie, und beschenkte den wackern Ignatz mit einer Gnadenmünze; diese hieng an einem blau und weißen Band, auf der einen Seite stund des Fürsten Brustbild und dessen Name daran, und auf der andern Seite stund in einem Kranz von Getraideähren, Gras- und Blumenbüschen: der Redlichkeit, dem

Fleis und der guten Aufführung gewidmet. Hatten die Miteinwohner des Ignatz Wohlmanns diesen vorher geehrt, so ehrten sie ihn jetzt gedoppelt; er mußte bey jeder Feyerlichkeit obenan sitzen, und nächst dem Herrn Pfarrer war er der geehrteste und angesehenste Mann im ganzen Dorfe Ignatz Wohlmann hatte also unter seinen Schulkameraden alleine den wahren Weg zur Ehre, und zwar ohne sonderliche Mühe gefunden. Man sieht daraus, das schöne Kleider, Stolz, Hoffahrt, oder Geld und Gut, den Menschen keineswegs Ehre, Glück und wahren Ruhm verschaffen, sondern daß diese nur allein durch Fleis, Demuth, Redlichkeit und andere Tugenden erlangt werden können. —

Des Unterrichts- Noth- und Hülfsbüchleins

Zweyter Theil,

welcher lehret, wie Bürgers- und Bauersleute mit Ehren reich werden können.

Nro. 27.

Was Wilhelm Denker für ein Mittel erwählte, um zu einem kleinen Gute zu gelangen.

Wilhelm Denker zu Dahlberg, war der jüngste von sechs Brüdern, und merkte wohl, als er heran wuchs, daß von seines Vaters Gut nur ein kleines Stück an ihn kommen würde, so daß er nicht davon würde leben können. Da er nun einen guten natürlichen Verstand besaß, und sich nach allen nütz-

lichen Sachen überall genau erkundigte, auch von allem und jedem, was im gemeinen menschlichen Leben vorgieng und gethan wurde, sich Belehrung und Kenntnisse zu erwerben suchte; so kam er bald so weit, daß er einsahe, wie es in der Folge doch wohl noch möglich werden könnte, daß er ein wohlhabender Mann würde. Es pflegte aber Wilhelm Denker schon von Jugend auf, besonders auf das Wie? Wenn? Wo? Warum? Wozu? und Wodurch? bey allen Dingen Acht zu geben; und so überlegte er auch: wie und wodurch er wohl am geschwindesten bey seinem kleinen Erbtheil reich werden könne.

Zuerst dachte er auf die Lotterie, fand aber aus gar vielen kläglichen und bedauernswürdigen Beyspielen, daß sich dadurch Leute genug gänzlich ruinirt und statt reich zu werden an den Bettelstab gebracht haben. Er verwarf also diese zwar lockende aber äußerst betrügliche Art zum Reichthum zu gelangen. Das Schatzgraben war ihm als einem vernünftigen Mann lächerlich, besonders da er wußte, daß es jedesmal damit auf pur eitel Betrug angesehen ist, und einfältige, abergläubische und dumme Leute schon genug von Betrügern angesetzt worden wären. Vielmehr dachte Wilhelm Denker: der rechte Schatz, den ein Bauersmann zu allen Zeiten heben kann, der liegt in seinem Ackerfeld und auf seinen Wiesen. Wenn er jenes recht bearbeitet und diese gehörig wartet und düngt, so kann er alle Jahre den Schatz von neuem heben, und braucht keine Geisterbanner und andere Narrenspossen dazu. Einen ähnlichen Schatz hat auch jeder Bürgers- und Handwerksmann in seinem Gewerbe und in seiner Handthierung liegen. Arbeitslust und Fleis haben da

an einem immerdauernden Schatz zu heben; auch ist jedermann sicher, wenn er in die Lotterie seines Berufs legt, daß er allezeit einen Treffer oder sichern Gewinn zieht. Wilhelm Denker wünschte sich daher zum reich werden nichts weiter, als etwas Ackerland und gute Gesundheit; das übrige, dachte er, findet sich wohl durch meinen Fleis und meine Arbeit.

Wilhelm Denker besuchte auch zu Zeiten die Bedienten des Edelmanns, dem das Dorf gehörte, worinnen er wohnte, weil sie ehehin Schulkameraden zusammen waren. Er sah nun, daß diese außer ihrem Lohn noch öfters schöne Trinkgelder bekamen, und ein schönes Geld aus den Kleidern, die ihnen der gnädige Herr von Zeit zu Zeit schenkte, und aus ihren abgelegten Livreen lößten. Gleich kam ihn auch die Lust an, Bedienter zu werden, wobey er sich etwas schönes zu erspahren und allerley nützliches zu lernen vornahm. Es traf sich nun gerade, daß der junge gnädige Herr auf etliche Jahre verreisen und sich in fremden Ländern etwas versuchen wollte. Dieser nahm nun den Wilhelm als einen bekannten, braven, rüstigen und verständigen Burschen zum Reisebedienten an, und bestimmte ihn einen guten Lohn.

Dieser junge Baron, der sich Herr von Grosheim nannte, war reich und freygebig; hielt seine Bedienten gut, wie es einem edeldenkenden Mann zustehet; und war ein überaus bescheidner, kluger und menschenfreundlicher Cavalier. Er fand sein größtes Vergnügen darinn, daß er überall umher reiste, und sich an jedem Ort mehr um die Landesart, den Feldbau, die Handwerke und Künste, als um die delikat besetzten Tafeln, liederlichen Menschen

und andere unnütze Sachen bekümmerte. Bald gieng er zu Fuß, bald fuhr er wieder mit der Post; und Wilhelm mußte ihn überall begleiten. Herr von Grosheim war auch so gut, daß er sich mit seinem Bedienten immer freundlich besprach und ihn auf alle Fragen sehr gerne ausführlichen Bescheid und Belehrung gab. Da sie nun drey Jahre zusammen reisten, so hatte Wilhelm Denker viele Gelegenheit allerley zu lernen und zu sehen; er schrieb auch alles merkwürdige in sein Reisebuch, das er sich eigens dazu hatte binden lassen. Zur Probe folgen hier etliche Stücke daraus.

Nro. 28.

Auszug aus Wilhelm Denkers Reisebeschreibung.

Unser Deutschland ist 150 Meilen oder 300 Stunden breit, und 170 Meilen oder 340 Stunden lang, und wollte einer auf der Gränze oder Graniz rund herum reisen, so müßte er, wenn er zu Fuß gieng, 1200 Stunden gehen, bis er herum käme. Es wohnen aber in Deutschland auf 26 tausendmal tausend Menschen in 2300 Städten und 80 tausend Märkten, Hofmärkten und Dörfern, die kleinen Schweigen und Weiler mit eingerechnet. In wenig andern Ländern ist der Bauernstand so hoch geachtet und befindet sich so wohl als in unserm lieben Deutschland. Einige hundert Landesherrschaften, welche freilich nicht alle gleich gut, doch meistens gut und erträglich sind, beherrschen dieses schöne Land. Aber das ist eine schöne Einrichtung, daß keiner von all den Herren, weder ein großer noch kleiner, auch nur dem ärmsten Taglöhner ohne Urtheil und Recht ein Haar krümmen kann; denn sie stehen alle unter dem Kaiser und den hohen Reichs-

gerichten. Dagegen, zum Exempel in Polen, jeder Edelmann seinen Bauern mishandeln darf wie's ihm beliebt; und in Frankreich vergeht kein Jahr, daß nicht mehrere Unschuldige gerädert, gehangen oder auf die Galleeren geschmiedet werden, wie solches oft in den Zeitungen zu lesen ist. Deutschland hat auch alles im Ueberfluß, was zur menschlichen Nahrung und Nothdurft gehört; daß sind also rechte Narren, welche aus dem Land laufen und ihr Glück in Polen, Rußland, Ostindien oder Amerika suchen, wo ihnen auch keine gebratene Tauben in's Maul fliegen werden.

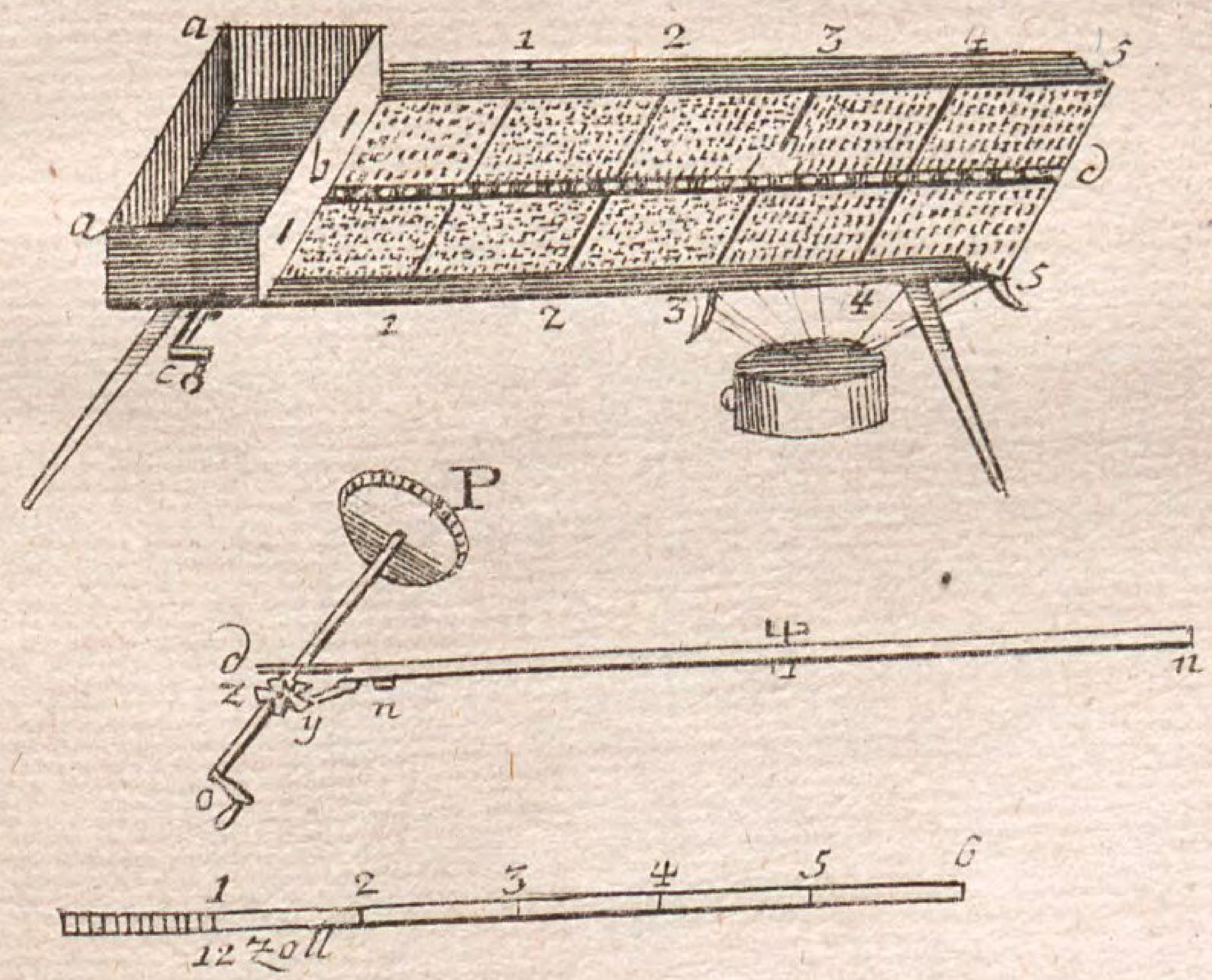
Die Herrschaften in Deutschland sind: der Kaiser, acht Kurfürsten, welche den Kaiser wählen; dann Herzoge, geistliche und weltliche Fürsten, Grafen, freye Reichsstädte, Reichsprälaten, und Aebtissinnen, auch Reichsfreyherren. Ihre Länder sind in 10 Kreise abgetheilt. Davon gehören der österreichische und der burgundische Kreis, den man auch die österreichischen Niederlande nennt, ganz allein dem Kaiser als Erzherzogen von Oesterreich, welches jezt Joseph der Zweyte ist. Dieser große Herr besizt auch in Deutschland das Königr. Böhmen, die Markgrafschaft Mähren und einen kleinen Theil von Schlesien. Ausserdem hat er ganz Ungarn und Siebenbürgen, die Bukowine an der türkischen Gränze, und Galizien und Lodomerien zwischen Polen und Ungarn; auch Illyrien und die Lombardey. Zusammen hat er über mehr als 22 tausend mal tausend Menschen zu befehlen. Im österreichischen Kreis ist der Ackerbau ziemlich gut eingerichtet. Es werden in verschiedenen Gegenden alle Arten von Früchten gebaut: auch besonders viel türkischer Waizen und

Wein.

Wien. Der Kaiser hat die Leibeigenschaft aufgehoben, und wo es nur angeht, schaft er auch die Frohndienste, das Schaarwerken oder Robotten ab, und läßt die Bauern dafür ein gewisses Geld zahlen. In der Gegend von der Donau giebt es sehr reiche Bauern, die in Kaleschen zu Markt fahren, treflich ausgefütterte Pferde und reinliche hübsche Wohnungen haben. Sie sind so klug, daß sie keine Hoffart in Kleidern treiben, sondern sie tragen einen reinlichen groben Wollenkittel, starke Schuhe ohne Schnallen und grosse runde Hüte. Die kaiserliche Residenzstadt Wien liegt an der Donau, und es wohnen darinn über 250 tausend Menschen.

Ueber dem österreichischen Kreis liegt gegen Mitternacht Böhmen, welches als ein Kurfürstenthum zu Deutschland gehört. Hier müssen jezt auf Befehl des Kaisers alle Kinder in den Schulen deutsch lernen, da sie sonst nur ihre eigne böhmische Sprache redeten. In diesem Land ist von einigen Herrschaften der Kleebau in grossen Flor gebracht worden, so daß sie viele hundert Morgen Land dazu anwenden; die Schaafzucht ist erheblich, und der Bergbau beträchtlich.

Die Böhmen haben auch eine feine Art, den Leinsaamen oder die Haarlinsaat rein zu machen, vermittelst einer Rolle, welche so aussieht, wie das Kupferblattl Lit. E. zeigt. Diese böhmische Leinrolle ist 6 Schuh lang und etwas über 2 Schuh breit. Sie ruhet schräg auf 4 Füssen; indem die untern etwas kürzer sind, als die obern. Die Füsse sind eingeschraubt, so daß man sie höher und tiefer stellen kann. Anstatt der Drathflechten ist der Rahmen mit durchlöcherten weissen Blechen beschlagen, und durch eine angebrachte Klapper, die man mit



Lit. E.

174/175

der Hand drehet, wird die Rolle erschüttert, daß der Saamen langsam darauf hinabläuft. Man sieht auf dem Bild bey (a) den Kasten, wo der unreine Leinsaamen eingeschüttet wird. (b) Das Vorsetzbrettlein vor diesem Kasten, welches höher oder tiefer eingeschoben werden kann, so daß mehr oder weniger Saamen auf die Rolle springt. (c) Die Kurbel oder der Dreher von der Klapper, welche unter der Rolle angebracht ist. (1) bis (5) ist das Fegsieb, welches aus 5 Reihen verzinnter Eisenblechtafeln besteht, welche in der bemerkten Linie (d) in der Länge auf eine hölzerne Leiste mit breitköpfigen Nägeln angenagelt und in den Querlinien wohl zusammen genietet sind, so daß diese zehn Blechtafeln eine ganz glatte Fläche ausmachen. Die ersten 3 Felder haben kleine runde Löcher von einerley Größe, wodurch nur der Leindotter und die kleinen fremden Saamenkörner fallen. Die zwey leztern Reihen haben aber eyförmige Löcher, welche gerade so gros sind, daß der gute Leinsaame in das unter der Rolle zwischen (3) und (5) angehängte Tuch, und aus demselben alsbald wieder in das darunter gestellte Geschirr fällt. Der gröbere Unrath läuft über die gröbern Löcher hinweg, und fällt am Ende der Rolle auf die Erde. Die unter der Rolle angebrachte **Klapper** (e) besteht aus folgenden Stücken. Mitten unter der Rolle ist die Leiste (d) befestigt, auf welche die Bleche angenagelt sind. Unter dieser läuft eine bewegliche Leiste oder Holzfeder, (n) welche unten bey (d) mit einem Nagel, und bey (x) durch eine Schraube befestigt ist, die man höher und tiefer stellen kann. Oben an dieser Feder ist ein Zahn oder krummes Holz (y) angefügt, auf welches ein Kammradel (z) aufgedrückt, wenn dessen Welle umge=

umgedreht wird. Dieses Kammradel (z) hat 6 Zähne, jeden 2 Zoll lang und breit. Die Welle, in die diese Zähne eingezapft sind, läuft quer unter der Rolle weg, in zwey auf beyden Seiten bey (c) angefügten Armen. Auf der rechten Seite, wenn man oben stehet, hat sie einen gewöhnlichen Dreher oder Kurbel (o) zum Umdrehen, und auf der linken eine Schwungscheibe, (p) die aus einem 2 Zoll dicken Stück Brett gemacht ist und einen Schuh im Durchschnitt hat. Dreht man nun die Kurbel um, so drückt das Kammradel (z) die Feder (n) geschwind hinter einander nieder, und durch das Zurückprellen wird die Rolle so erschüttert, daß der Lein allmählich über die Bleche läuft und zwischen 3) bis (5) ganz rein hinabfällt. Durch das Anziehen oder Nachlassen der Schraube (x) wird die Erschütterung stärker oder schwächer. Es giebt Leute in Böhmen, welche mit einer solchen Rolle über Land ziehen, sogar bis in's Franken heraus kommen, von Dorf zu Dorf gehen, und den Leinsaamen für Geld rein machen.

Aus Oesterreich gegen Abend kommt man nach **Bayern.** In diesem Kreise regieren der **Kurfürst von Pfalz-Bayern; der Erzbischof von Salzburg; die Bischöfe von Freysingen, Regensburg und Passau; der Fürst-Probst von Berchtolsgaden; der Fürst-Abt von St. Emeram zu Regensburg; der Fürst von Lobkowiz; der Graf von Ortenburg** und noch einige Aebte und **Pröbste.** In diesem Kreis liegt auch die freye Reichsstadt **Regensburg** an der Donau, wo alle deutsche Fürsten und Herren ihre Gesandten haben, welche den **Reichstag** halten und sich über das Wohl von ganz Deutschland berathschlagen. — Im Herzogthum

zogthum Bayern sind die Höfe der meisten Bauern sehr groß und beträchtlich, es stehen auch viele abgesondert von den Dörfern und haben ihren Feldbau um sich herum liegen. Nur wäre zu wünschen, daß an manchen Orten mehr auf Reinlichkeit und bessere Bauart mögte gesehen werden. Alleine die meisten Bauern bleiben bey ihren schlechten Häusern und unreinlichen Wirthschaft, da sie es einmal so gewohnt sind. Sonsten ist Bayern ein ganz vortrefliches, schönes, gesundes und fruchtbares Land, das alle Bedürfnisse im Ueberfluß hervorbringt, und könnte noch weit mehr Menschen ernähren, als bereits darinnen wohnen, wenn man das Land besser, als es geschiehet, benüzte. Die Bayern sind recht brave, redliche, gute, offenherzige und ehrliche Leute, die von heucheln und schmeicheln nichts wissen, sondern gerade, wahr und ohne alle Complimente heraus gehen. Sie sind auch keineswegs so bigott und dumm, als es die meisten Reisebeschreiber in die Welt hinein fasseln; ja man findet in bedeutenden protestantischen Ländern dermalen weit mehr Intoleranz als in Bayern. — Das beste Bier in Deutschland wird unstrittig in Bayern gebraut. — **München**, die Residenzstadt des Kurfürsten und die Hauptstadt des ganzen Landes, ist eine der schönsten Städte in Deutschland, und es leben dermalen an 44 tausend Menschen darinnen. —

Das Salzburger **Land** sieht gut aus, und ist auch wohl angebaut: aber so bergigt, daß die Einwohner nicht die Hälfte Getraid zum alljährlichen Gebrauch bauen können, sondern über die Hälfte aus Bayern und Oesterreich zukaufen müssen. Dagegen ist der Wiesen- und künstliche Futterbau und die Viehzucht ansehnlich. Es giebt Bauern, wel-

che ihre 60 bis 80 Stücke Rindvieh haben. Die hohen Gebirge, die man da Alpen oder Almen nennt, geben köstliches Futter, und es finden darauf ansehnliche Heerden Vieh den Sommer hindurch ihre reichliche Nahrung. Im Winter füttert man das Vieh mit getrockneten Klee und Heu. Den Klee bauet man in den Thälern und am Fuß der Gebirge, und das Heu sammelt man in den Voralmen oder niedern Berggegenden. Neben dem Rindvieh werden noch viele Schaafe, Ziegen oder Geise und auch Schweine gezogen, die ebenfalls auf und an den Gebirgen ihre reichliche Nahrung finden. Der Salzburger Bauer kleidet sich vom Kopf bis zum Fuß in selbst gemachtes Zeuch. Jede Haushaltung hat einen eigenen Weberstuhl, worauf sie aus selbst gesponnener Wolle eine Art grobes graues Tuch weben, worein sich Vater, Mutter und Kinder kleiden; sie machen sich auch ihre Schuhe selbsten. Was sie aber an den Kleidern erspahren, das wenden sie an Essen und Trinken. Sie halten des Tags wohl vier Mahlzeiten, und wenn sie auch fettes Fleisch haben, so tunken sie es doch noch bissenweis in zerlassenes Schmalz. Gutes Bier, Brantwein und Brod darf niemals fehlen. Sonst sind die Salzburger offenherzige, ehrliche und gute Leute; einige tragen noch lange Bärte, und in den Gebirgsgegenden nennen sie alle Leute du, meynen es aber recht redlich dabey.

Mitten im Salzburgischen liegt die gefürstete Probstey Bertels = oder Berchtollsgaden, ein kleines Landl mit schönen Thälern zwischen den hohen Bergen. Die Viehzucht wird da getrieben wie im Salzburgischen, und die Weibsleute, welche Butter und Käs verfertigen, heißt man Sennerinnen.

Die

Die Bauern, welche nicht in Dörfern beysammen, sondern einzeln auf ihren Höfen wohnen, haben eigene große Triften oder Weideplätze auf den Alpen oder Almen; ein solcher Weidplatz heißt daselbst eine Alm, und die dabey stehende Hütte die Sennhütte. Daselbst wird das Vieh täglich zweymal gemolken, und die Milch von der Sennerinn zu Butter und Käs bereitet. In den Abendstunden und im Winter verdienen die fleisigen Einwohner im Bertelsgadner Landl und in der herumliegenden Gegend vieles Geld durch allerley Schnitzwerk und Spielzeug, Drechslerarbeit und dergleichen, welches in die ganze Welt verführt wird. Sogar die Steine macht man sich in diesen Gegenden zu Nutzen; Kinder zerschlagen eine Art wilden Marmorstein, den man da überall auf dem Feld findet, in kleine Stücke, die nachher auf den dazu eigens hergerichteten kleinen Mühlen, deren man daselbst bey jeder Mahlmühle mehrere findet, im Wasser rund gerieben und polirt werden. Es werden aus diesen Steinen die sogenannten Schusser, Bockser, Marmel oder Schnellkäulgen, womit die Kinder spielen, gemacht, und Faßweise nach Ost- und Westindien verschift.

Aus dem bayerschen Kreis gegen Mitternacht kommt man nach Franken. Da sind gleich oben der Fürstbischof von Eichstett; der Markgraf von Ansbach und Bayreuth; die freye Reichsstadt Weissenburg im Nordgau; die Graf- und Herrschaft Pappenheim; die Oberlande des hohen deutschen Ordens Meisterthum Mergentheim, oder die ehemalige teutschordens Balley Franken; die Fürsten und Grafen von Hohenlohe und die freye Reichsstadt Rothenburg

ob der Tauber. Die unmittelbare freye Reichsritterschaft in Franken breitet sich in Ansehung ihrer Besitzungen durch den ganzen Kreis aus, und hat 6 sogenannte Orte oder Kantone, nämlich: Odenwald, Steigerwald, Gebürg, Altmühl und Rhönwerra. In der Mitte des Kreises liegen die freyen Reichsstädte Nürnberg und Windsheim; die gefürstete Grafschaft Schwarzenberg; des hohen deutschen Ordens Meisterthum Mergentheim; ferner haben daselbst die Länder der Grafen von Kastell, Erbach, Nostitz, Rieneck, Schönborn, Pückler, u. a. m. zerstreut ihre Lage; dann liegt auch ein Theil des Kurfürstenthums Maynz in dieser Gegend. Weiter unten regieren der Fürst-Bischof von Wirzburg und Bamberg und die freye Reichsstadt Schweinfurth. Das Fürstenthum Bayreuth oder Culmbach, welches sich in der Mitte des Kreises anfängt und sich hinten hinauf längst Böhmen und Obersachsen hinziehet. Gegen Mitternacht schließt sich endlich der Kreis mit der gefürsteten Grafschaft Henneberg, welche Kursachsen, die Herzoge von Sachsen-Weimar-Gotha-Koburg-Meinungen, nebst dem Landgrafen von Hessenkassel unter sich getheilt haben.

Franken ist ein geseegnetes Land an allen Arten von Getraid, Baumfrüchten und Wein: aber vor allem thut es sich in der Rindviehzucht hervor. Jährlich werden für viele tausend Gulden Mast-Ochsen nach Frankreich verkauft; so geht auch viel Dinkel, Veesen oder Spelt, auch viel Hopfen, Taback und allerley Saamwerk in's Ausland. Der Kleebau wird überall besonders aber im Hohenlohischen stark betrieben. Im Bambergischen bauet man viel Süsholz,

holz, Obst und Gemüs, auch zieht man da erstaunlich viel Fruchtbäume zum Verkauf. Der Holzhandel mit Brettern, Latten, Diehlen, Bohlen u. dgl nach Holland wird auf dem Mayn sehr stark betrieben; imgleichen der Handel mit Pot- oder Waidasche.

Unten rechter Hand an Franken stößt Obersachsen. Darinnen regieren der Kurfürst von Sachsen; und die Herzoge von Sachsen-Weimar-Gotha-Koburg-Meinungen und Hildburghausen; die Fürsten von Anhalt-Dessau-Zerbst-Köthen und Bernburg; die Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen und Schwarzburg-Rudolstadt; die Fürsten und Grafen Reuß von Plauen; die Grafen von Schönburg, Stollberg und Wernigrode, auch der Fürst von Hatzfeld. Der König von Preussen besitzt darinn die ganze Mark Brandenburg und das Herzogthum Pommern. Der König von Schweden einen Theil von Vorpommern. Auch hat der Kurfürst von Mainz darinnen die Stadt Erfurth und das Eichsfeld. Von der Grafschaft Hohenstein ist ein Theil Handvrisch, ein Theil Braunschweigisch und der größte Theil Preussisch.

Mit dem Feldbau oder mit der Landwirthschaft ist es in Obersachsen an den meisten Orten nicht allzuwohl bestellt; ohngeachtet sich die meisten Landesherren daselbst alle Mühe geben, durch Belohnungen und andere Aufmunterungen solchen empor zu heben. In keinem Land werden so viele gute Bücher über die Oekonomie oder Feld- und Landwirthschaft geschrieben als in Obersachsen, und überall wird mehr darnach gethan als hier. Es giebt

wohl hie und da Plätze und Gegenden, wo man sich Mühe giebt besser zu werden, allein im Ganzen will es doch nicht viel sagen.

Im Erzgebirg in Kursachsen wird der Bergbau oder das Bergwerkswesen stark betrieben, und man rechnet, daß über 10 tausend Menschen ihre Nahrung dabey finden. Es tragen die Bergwerke nicht allein dem Landesherrn, sondern auch allen Einwohnern oder dem ganzen Land viele tausend Gulden ein. Ueber 15 tausend Weibsleute sind auch im Erzgebirge mit Spitzenwirken oder Klöppeln beschäftigt; sie essen die ganze Woche fast nichts anders als Erdäpfel mit Salz und Brod, und sind doch vergnügt dabey. In der Gegend von Meissen haben viele fleisige Bauern eigene kleine Kalköfen, die sie selbst bauen. Darinnen brennen sie jährlich eine große Menge Kalk, und streuen ihn als Dung mit großem Vortheil auf ihre Felder.

Bey der kurmainzischen Stadt Erfurth in Thüringen bauet man sehr viel Obst und Gemüs, auch Kräutel- und Wurzelwerk für die Apotheken und eine erstaunliche Menge Garten-Sammwerk, aus welchem allen sowohl frisch als gedörret eine beträchtliche Menge Geld gelößt und ein starker Handel damit getrieben wird.

Im Brandenburgischen ist jeder Bauer, wenn er anders das Maas hat und nicht übel gewachsen ist, Soldat gewesen oder ist es noch; doch aber wird keiner Wittwe ihr Sohn, noch sonst ein junger Mensch zum Soldaten genommen, den seine Eltern nicht entbehren können; auch wird jeder, wenn er ein Gut selbsten antritt und heyrathet, frey vom Soldatenstand. Da die Landskinder im Brandenburgischen in Friedenszeiten nur des Jahrs 6

oder 8 Wochen beym Regiment bleiben und die übrige Zeit zu Haus zubringen dürfen, so dient diese Zeit gleichsam zu ihrer Lehre in guter Aufführung, und es ist keinem kein Schade, wenn er ein wenig polirt wird. Zudem ist auch jeder Unterthan verbunden, für seinen Landesherrn und für sein Vaterland mit Leib und Leben zu dienen. Durch die Preise und sonstige Aufmunterungen, die der König von Zeit zu Zeit giebt, wird die Landwirthschaft ziemlich verbessert, und man baut schon allerley nützliche Gewächse, die man sonst nicht hatte. Es wird auch die Viehzucht verbessert und derselben durch den Anbau künstlicher Futterkräuter, als Klee, Raygras u. dgl. aufgeholfen.

In Niedersachsen regieren der König von England als Kurfürst von Hanover; der Herzog von Braunschweig; der König von Preussen als Herzog von Magdeburg, und Fürst von Halberstadt; und der König von Dänemark als Herzog von Holstein. Ferner haben ihre Länder in diesem Kreis die Herzoge von Mecklenburg-Schwerin und Strelitz, und der Fürstbischof von Hildesheim. Freye Reichsstädte sind: Lübeck, Goslar, Mühlhausen, Nordhausen, Hamburg, welches die größte und reichste unter den deutschen Handels- und Seestädten ist, und Bremen, welche auch große Schifffahrt und guten Handel hat. In den Seestädten Rostock, Lübeck, Hamburg und Bremen wird der meiste Handel zur See mit Schiffen getrieben, und man siehet oft in den Seehäfen oder Schiffsammelplätzen dieser Orte, so viel Schiffe, wie große schwimmende Häuser beysammen, daß es einer schwimmenden Stadt ähnlich sieht. Im Mecklenburgischen

und auch zum Theil im Holsteinischen giebts so viel Ackerland, daß man bey jedem Bauerngut die Aecker in Schläge abtheilt. Jeder Schlag ist mit Gräben und Zäunen eingefaßt, und heißt eine **Koppel**, daher man auch die ganze Einrichtung die **Koppelwirthschaft** nennt. Ein Schlag nach dem andern wird 5 Jahre nach einander mit verschiedenen Getraidarten bestellt; alsdann ein Jahr liegen gelassen, und hernach 5 Jahre als Weide fürs Vieh genutzt. Darauf bricht man das Land wieder um zum Getraidbau, und da heißt es **Neubruch**. So verfährt man mit jedem Schlag, und richtet es so ein, daß alle Jahre ein anderer Schlag Neubruch wird. So reines Korn, ohne Unkraut, wird nur in wenig Gegenden gebaut, als da, wo die Koppelwirthschaft eingeführt ist. Es ist aber dieses Verfahren nur da nützlich und ausführbar, wo man sehr viel Feld hat, und wo man im Stande ist auch viel Vieh zu halten. In Bayern, wo die Bauernhöfe sehr beträchtlich und vielfältig allein stehend sind, gienge die Koppelwirthschaft auch an, und würde gewiß vielen Nutzen bringen.

Das **Holsteinische** und **Bremische**, auch zum Theil das **Lüneburgische**, besteht theils aus sogenannten **Marschländern** oder **Maschen**, welches sehr fette, eben und tiefliegende Landstriche an der Elbe, Weser und andern großen Flüssen sind, die durch kostbare **Dämme**, welche man da **Deiche** nennet, gegen die Ueberschwemmung geschützt werden müssen. — Diese Marschländer sind wie ein Garten mit Obstbäumen bepflanzt, und haben den schönsten Getraid- und Gemüsbau, zeugen auch vortreflichen Hanf und Flachs. Die Ländereyen, welche höher liegen und meist trocken und sandig,

aber

aber doch auch ziemlich fruchtbar sind, nennt man **Geest** oder **Geestland**, und benutzt sie zum Getraidbau. Man baut auch da, besonders im Lüneburgischen, viel **Haidel** oder **Haidekraut** (Buchweitzen) der Bienenzucht wegen; imgleichen wird auch die Schaafzucht stark betrieben, und man nennet die dasigen Schaafe, die sehr klein sind, **Haidschnucken**. Es giebt auch in diesen Gegenden viel **Moorland**. Dieses ist eine nasse, schwammichte, vermoderte Sumpf- und Wurzelerde, welche an und für sich ganz unfruchtbar ist, und das gute Erdreich oft 3 bis 4 Schuh hoch bedeckt. Man sticht aber diese Schlammerde allmählich heraus, schneidet sie in länglichte viereckigte Stücke, und trocknet diese an der Luft. Dieß heißt man **Torf**, und es werden davon jährlich viele tausend Fuhren statt des Holzes in den Oefen und Kaminen verbrennt. Der nun auf solche Weise von der Moorerde befreyte Boden wird hernach angebaut, und durch Kunst, Fleis und Geduld, in Acker- und Gartenland verwandelt. Die hohe Landesherrschaft läßt zur Abführung des Wassers, wo es nöthig ist, Kanäle graben, und muntert den Fleis der Einwohner durch Belohnungen auf. Im Bremischen gehen viele Bauersmänner zur See, und dienen als Matrosen, wodurch sie viel Geld verdienen; Weiber und Kinder besorgen dann indessen den Feldbau, und es geht gut, wenn diese brav und fleisig sind.

Eine der merkwürdigsten Gegenden von **Niedersachsen** ist der **Harzwald**, der **Harz** oder das **Harzgebirge**; besonders wegen seiner einträglichen Bergwerke. Sie liefern Silber, Kupfer, Eisen, Bley, Vitriol oder Kupferwasser, Schwefel, Galmey, den man unter das Kupfer schmelzt und es da-

durch zu Messing macht, Zink, Arsenik oder Hüttreich; (Hüttenrauch) Farbenerden und auch etwas Gold. Die Zahl der Harzberge reicht an 2000, und an ihnen herum liegen 40 Städte und Märkte, es ernährt sich auch eine Volksmenge von mehr als 50 tausend Menschen daselbst. Die höchste Spitze des Harzgebirgs ist der berühmte **Blocksberg** oder der **Brocken**. Auf diesem Berg wächst fast nichts als Moos und kurzes Gesträuch, und es liegen allenthalben darauf große Felsenstücke umher. Ein solcher Klumpen, welcher ganz ordentlich auf einander liegt, wie eine Tafel, heißt der **Hexenaltar**; ein anderer die **Teufelskanzel**, und wieder ein anderer der **Taufstein**. Der Brunn, der fast auf der höchsten Höhe entspringt, heißt die **Zauberquelle**. Diese Namen sowohl als der Glauben, daß die Hexen hier jährlich in der Walpurgisnacht eine Zusammenkunft mit dem Teufel halten sollen, ist daher entstanden: vor tausend Jahren und drüber, ehe das Christenthum in Sachsen eingeführt war, wurde auf diesem Berg am jeden ersten May ein heydnisches Götzenfest von den Weibern und Mädeln gefeyert, wobey keine Mannsleute seyn durften. Als nun Kaiser Karl der Große die Sachsen nöthigte den christlichen Glauben anzunehmen, blieben die Weibsleute auf dieses Fest noch lange so erpicht, daß sie es heimlich und bey Nacht feyerten. Die Geistlichen sagten daher den Leuten: es wäre ein Teufelsfest, woran sie auch so unrecht nicht hatten; allein der Aberglaube selbiger Zeiten setzte noch hinzu, daß der Teufel in Gestalt eines schwarzen Bocks leibhaftig erschiene und mit den Weibsleuten allerley Unfug triebe, die sich ihm verschreiben müßten, von ihm mit andern Namen getauft und diesfalls ewig verdammt würden.

den. Da sich auch die Weibsleute ganz unbemerkt und heimlich dahin schlichen, so sagte man sie ritten auf Besen, Ofengabeln und schwarzen Geisböcken durch die Luft dahin. Dieser Glaube, so lächerlich er auch war und ist, gieng hernach von Mund zu Mund weiter, und erhält sich noch, ohnerachtet jenes Fest längst nicht mehr gefeyert wird; weil man Albernheiten und ungereimtes Zeug immer lieber glaubt als etwas gescheides. Der Blocksberg ist sehr hoch; seine Spitze ist oft mit Nebel bedeckt, und der Wind hauset so erschrecklich auf ihn herum, daß in der Höhe kein Baum aufkommen kann. Dies schreiben einfältige und abergläubische Leute dem bösen Feind zu, und glauben, daß er auf oder in diesem Berge, wo es so viel stürmt, sein Residenzschloß habe. Ferner dient auch die Spitze dieses Bergs der ganzen Gegend zu einem Wetterglase. Wenn sich des Abends ein Nebelfleck darauf zeigt, so giebt es den andern Tag gewiß Regen. Dieser Umstand ist auch mit Ursache, daß einfältige Leute das Mährchen von den Hexen noch jetzt für wahr halten, und meynen, der Teufel oder die Hexen machten das Wetter.

An **Niedersachsen** gränzt gegen Abend **Westphalen.** Darinnen besitzt der **Kurfürst** von **Köln** das eigentliche **Herzogthum Westphalen** und das **Hochstift Münster.** Der **König** von **Preussen** besitzt das **Herzogthum Cleve,** die **Fürstenthümer Minden, Ostfriesland, Mörs** und die **Grafschaften Mark, Ravensberg, Teklenburg** und **Lingen.** Der **König** von **England** hat als **Kurfürst** von **Hannover** das **Fürstenthum Verden,** die **Grafschaften Hoya** und **Diepholz.** Der **Kurfürst** von der **Pfalz** die

Herzog-

Herzogthümer Jülich und Berg. Der Landgraf von Hessenkassel einen Theil der Grafschaft Schaumburg und Hoya. Ferner haben ihre Länder in diesem Kreis die Bischöfe von Osnabrück, Paderborn und Lüttich; der Herzog von Oldenburg; die Grafen von der Lippe; die Fürsten und Grafen von Wied; der Fürst von Waldeck, und noch verschiedene Grafen, Aebte, Aebtissinnen und andere Herren. Auch liegen die freyen Reichsstädte, Kölln, Aachen und Dortmund darinnen. Die Bauern wohnen in Westphalen an verschiedenen Gegenden nicht in Dörfern, sondern jedes Gut liegt einzeln, hat seine Aecker, Wiesen und Hölzung um sich herum, und ist mit Gräben und lebendigen Hecken eingeschlossen. Die Häuser sind meistens so gebaut, daß Menschen und Vieh unter einem Dache und in einem Raum beysammen wohnen Es sind Kuchel, Kammern, Wohnstuben und Viehstall beysammen, und keine Wand oder Unterschied darzwischen. Es hat diese sonderbare Einrichtung wohl das Gute an sich, daß der Hauswirth und die Hauswirthinn alles leichter übersehen können, alleine vernünftig und anzupreisen ist sie darum doch nicht. Der Bauer hat neben seinem Hause einige Nebenhäuser, in welchen sogenannte Beysitzer oder Hintersassen wohnen, die ihm als Taglöhner dienen. Diese Leute sind zum Theil Hollandsgänger, welche alle Jahre auf eine lange Zeit ihre Heimath verlassen, und in Holland den Sommer über mit Torf graben und stechen, Gräben aufwerfen, Gras mähen und anderer Feld- und Gartenarbeit, auch in Bierbräuereyen, Thran- und Zuckersiedereyen, desgleichen zur See auf dem Herings- Stockfisch- und Wallfischfang sich nähren,

und

und im Spatherbst mit dem Ersparten ihres Verdienstes heimkommen und den Winter davon leben. An dem Humling, einem hohen Gebirge im Niederstift Münster halten die Bauern mit ihren Nachbarn, den Ostfriesländern, eine ordentliche Bienen-Freund- und Nachbarschaft. Im Ostfriesischen wird nämlich viel Rübsaamen oder Reepsaat gebaut. Die Bewohner des Humlings fahren daher ihre Bienenstöcke im Frühjahr dahin, wenn sie zu Hause keine Nahrung haben. Ist nun die Blüthe des Rübsaamens zu Ende, so fängt in den Mooren oder Moosen der Buchwaitzen (Heidel oder Heydekorn) an zu blühen. Da holen sie ihre Bienen wieder nach Hause, und die Ostfriesländer schicken die ihrigen mit herüber zu Gaste auf die Heidelblüthe. Das ist nun gar schön, wenn Menschen und ganze Dorfschaften so freundschaftlich und nachbarlich gegen einander handeln. Mancher Imker, so nennt man die Bienenzieher, verdient mit seinen Bienen (Imen) jährlich auf 400 fl. und noch drüber. Die Strumpfstrickereyen sind auch in diesen Gegenden sehr stark im Gang; von Jugend auf bis in das höchste Alter strikt jedermann auf dem Lande Strümpfe. Herr und Frau, Knecht und Magd, ja selbst Kinder von 5 Jahren, stricken, wenn sie nur eine müssige Stunde haben, und verdienen damit manchen Gulden, obgleich der Arbeitslohn sehr gering ist. Das Zeug zu Kleidern wirken hier die Bauern alle selbst aus eigener Wolle, und färben es in Moor- oder Sumpfwasser braun. Im Detmoldischen hat die Landesherrschaft dafür gesorgt, daß die Dorfschulen recht gut eingerichtet sind.

Im kurrheinischen Kreise, welcher gegen Mittag und Abend an Westphalen gränzt, haben

die drey geistlichen Kurfürsten und Erzbischöfe zu Mayntz, Trier und Kölln ihre Länder; auch der Kurfürst von der Pfalz einen Theil; ferner der Herzog von Aremberg; die Fürsten von Nassau; die Grafen von Wied und noch andere. In diesen vom Rheinstrom durchflossenen Gegenden leben viele Bauersleute mehr vom Weinbau, als vom Ackerbau; doch aber haben sie schöne Viehzucht.

Im oberrheinischen Kreise hat der Kurfürst von der Pfalz einen Theil seiner Länder; ferner die Bischöfe von Speyer, Worms, Fulda, Strasburg und Basel; die Landgrafen von Hessenkassel und Darmstadt; der Herzog von Zweybrücken; die Fürsten von Nassau-Saarbrücken, Nassau-Usingen und Weilburg, und auch Nassau-Oranien; der Fürst zu Salm und der zu Waldeck; die Grafen von Leiningen, von Solms, von Isenburg, von Witgenstein und die Rheingrafen. Auch liegen darinnen die freyen Reichsstädte Speyer und Worms; die reiche und ansehnliche Reichsstadt Frankfurth am Mayn, wo der Kaiser gewählt und gekrönt wird: auch die Reichsstädte Friedberg und Wetzlar, in welcher letztern Stadt das kaiserliche Reichskammergericht ist. Die freye unmittelbare Reichsritterschaft am Rhein hat auch ihre Besitzungen in diesem Kreise, und theilet sich: in den Kanton am Oberrheinstrom, so auch der OrtGau und Wasgau genennet wird; in den Kanton am Mittelrheinstrom, wozu, nebst vier Theilen, auch der Sebacher Grund gehört; und in den Kanton am Niederrheinstrom, wozu der Hundsrück und Eberwald gehört.

Die Pfalz ist ein schönes Land, woselbst man

deut=

deutlich sehen kann, was der Fleis der Menschen vermag. Da sieht man alle Arten von Klee und andern nützlichen Futterkräutern angebaut; die schönsten Gemüse, nebst dem Wein = Obst = Taback= Grapp= oder Färberröthebau, stehen da alle vortreflich. Man bauet auch schönen Flachs, und die Viehzuch ist auch nicht unansehnlich. Ganze Dorfschaften füttern ihr Vieh im Stalle und lassen keine Handbreit Land zur Trift oder Viehweide liegen. An vielen Orten weiß man gar nichts von der Brache, und dennoch tragen die Aecker ein Jahr so reichlich wie das andere, welches von den fleisigen düngen und bearbeiten des Feldes herkommt.

Im Fuldaischen sind die Einwohner fleisige Leute, und bauen ihren magern Boden sehr gut; besonders ist der Flachsbau und die Spinnerey sehr im Gang. In wenig Ländern hat man sich so sehr bemüht, nützliche Lehren und Nachrichten durch die Kalender und andere Volksschriften unter die Bauersleute zu bringen und schädliche, falsche und lächerliche Meinungen abzuschaffen, als wie es im Fuldaischen geschieht. Im Hessenkasselschen, besonders in der Gegend am Diemelstrom, sind die Leute arbeitsam und fleisig. Die hochfürstlich hessische Gesellschaft des Ackerbaus und der Künste pflegt jährliche gewisse Preise an fleisige und kluge Bauern auszutheilen, die sich durch den künstlichen Futterbau, geschickte Anpflanzungen, gute Viehzucht, Bienenzucht u. dgl. hervorthun; solche Leute werden auch andern zum Exempel und zur Nachfolge in Zeitungen gerühmt.

Im Nassau-Usingischen wird der Bauernstand so werth geachtet, daß der Fürst im Jahr 1780. eine Summe von 30 tausend Gulden zur Stiftung

einer Unterrichtsschule für Schulmeister verwendet hat, und sein Regierungs-Präsident hat selbst ein Lehrbuch von der Landwirthschaft für sie verfasset, damit sie die Bauernkinder daraus unterrichten können.

Im Fürstenthum Nassau-Siegen giebt es besonders fleisige und erfindsame Leute. Im Dorf Helberhausen und in der Gegend dort herum werden zum Beyspiel sehr viel hölzerne Löffel gemacht, und jährlich über 8 tausend Gulden damit ins Land gebracht. Aus einem Gulden werths Holz bringen diese Leute für 16 Gulden Löffel heraus, ohngeachtet das ganze Hundert nur 48 kr. kostet.

In keinem deutschen Reichskreis sind so viele verschiedene Herrschaften als in dem schwäbischen Kreis. Da sind der Kaiser, der Herzog von Wirtemberg, der Markgraf von Baaden, der Fürst von Thurn und Taxis, die Fürsten von Hohenzollern, von Fürstenberg, von Oettingen, von Auersberg, von Schwarzenberg und von Lichtenstein. Die Fürst-Bischöfe von Konstanz und Augsburg, die gefürsteten Aebte zu Elwangen und Kempten, und die gefürsteten Aebtissinnen zu Lindau und Buchau. Ferner die Grafen Truchses von Waldburg, Königsegg, Fugger, Stadion, Montfort, Traun, Neipperg u. a. m. Sonst sind noch darinnen: 20 freye Reichsstifter und 31 freye Reichsstädte, worunter Augsburg, Ulm und Memmingen die größten und angesehensten sind. Die freye Reichsritterschaft hat ebenfalls darinnen ansehnliche Güter und Herrschaften, und zählt 5 Kantone in diesem Kreise, als: den Kanton Donau, den Kanton Hegau, Algau und Bodensee, den Kanton am Neckar, Schwarzwald und Ortenau,

den

den Kanton am Kocher, und den Kanton im Creichgau. Die Verbesserung der Feldwirthschaft, durch den Kleebau und andere Anpflanzungen, ist fast in ganz Schwaben schon im Gang. Die Schwaben sind auch geschickt in vielen künstlichen Arbeiten, wie denn allein auf dem Schwarzwald jährlich für mehr als 100 tausend Gulden hölzerne, eiserne und messinge Häng- oder Gewichtuhren, mehrentheils von den Bauern, verfertigt und weit und breit verschickt werden. Es sind auch in Schwaben viele ansehnliche Fabriken und Manufacturen von verschiedener Art. — So viel von Deutschland!

Die ganze Erde ist eine große rauhe Kugel, welche fast über und über mit dem Meer überflossen ist, so daß die Länder, so über das Wasser empor ragen, für große Inseln anzusehen sind. Weil nun die Erde ziemlich rund ist, so fallen die Sonnenstralen auf den mittlern Theil gerad, und auf die beyden abhängigen Seiten schräg auf. Darum ist es unter dem Strich, der die Mitte macht und den man die **Linie** nennt, am heisesten. Je weiter man von der Mitte gegen Mitternacht oder gegen Mittag zu kömmt, wovon man das eine äusserste Ende den **Nordpol** und das andere den **Südpol** nennt, desto kälter ist es. Man kann daher wegen der Kälte und des beständig vorhandenen Eises um die beyden Pole, nämlich von Mitternacht gegen Mittag, nicht herumschiffen, wohl aber von Abend gegen Morgen; wie das schon mehrere geschickte und kühne Seefahrer gethan, und den ganzen Umfang der Erde ausgemessen und 5400 Meilen oder 10 tausend 8 hundert Stunden groß befunden haben. Alle Länder der Erde werden in 5 Hauptheile abgetheilt, welche sind: **Europa**, so gegen Mitternacht liegt; Asia,

so gegen Morgen belegen ist; Afrika, so seine Lage gegen Mittag hat; Amerika oder die sogenannte neue Welt, so man gegen Abend findet; und endlich Australien oder das Südland, so hinter Afrika zwischen Mittag und Abend liegt, und größtentheils erst in diesem Jahrhundert entdeckt worden ist, auch eigentlich aus lauter Inseln besteht.

In Europa liegen, von Deutschland aus, gegen Mitternacht Dänemark, Schweden, Preussen und Rußland. Gegen Morgen liegen Pohlen, Ungarn und die Türkey. Gegen Mittag die Schweitz, Italien, Frankreich, Spanien und Portugall. Gegen Abend Holland, oder die sämtlichen Niederlande, England, welches mit Schottland zusammen Großbrittanien heißt, und das dazu gehörige Irrland.

Aus Asien, und besonders aus Ostindien, holen die Kaufleute allerley feine und gemeine Gewürze, Baumwolle, Seide und Apothekerwaaren. Aus Afrika Goldstaub, Elfenbein, welches von den grossen Hauzähnen der Elephanten kommt, wilde Thierhäute und Mohrensclaven, welche eben so gut Menschen sind als wie wir, daher es sehr unchristlich ist, daß man sie kauft und verkauft, als ob es Vieh wäre. Sie werden nämlich meistens nach Amerika und auf die amerikanischen Inseln, die man Westindien heißt, gebracht, wo sie in den Zuckerpflanzungen beym Tabackbau und sonsten wie das Vieh zur Arbeit gebraucht und sehr hart gehalten werden. Aus Amerika holen die Portugiesen und Spanier Edelgesteine, Gold und Silber; die Engländer, Franzosen, Holländer, Dänen, Schweden und andere Seefahrer, Taback, Zucker, Kaffe und sonst noch mancherley Spezerey- und Apothekerwaaren, auch Pelzwerk. Aus Australien oder dem Südlande,

hat

hat man noch nichts besonders merkwürdiges oder nützliches gebracht. Es ist aber dieser große Theil von unserer Erdkugel auch noch nicht lange entdeckt, man kann also in der Folge wohl noch nützliche Sachen daselbst finden. Soviel man bis jezt weis, so besteht Australien oder das Südland aus lauter Inseln, darunter so sehr grosse sind, daß eine fast mehr ausmacht, als einige beträchtliche Reiche in Europa zusammen genommen. Die Einwohner sind größtentheils stille, gutmüthige und freundliche Leute.

Soviel hatte sich Wilhelm Denker theils aus eigenen Bemerkungen und Nachfragen, theils aus dem mündlichen Bericht, den ihn sein Herr gab, gesammelt und in sein Reisebuch eingeschrieben. Er machte hier und da seine eigene Anmerkungen über dieses und jenes, allein es wäre zu weitläuftig solches alles hier anzuzeigen, da man dergleichen Anmerkungen sonst noch in guten Reisebeschreibungen lesen kann, deren viele gedruckt sind, und die man von guten Leuten gerne gelehnt bekommen kann, wenn man nur Lust hat darinnen zu lesen und sich Nutzen daraus zu ziehen.

Nro. 29.

Vom Planetensystem der Sonne, und etwas vom Kalender und von der Zeitrechnung.

Wilhelm Denker war nicht allein wißbegierig in dem, was einst seine Nahrungsgeschäften betraf, sondern er war es auch in andern Stücken, die ihm eigentlich nichts angiengen, doch aber schön stehen, wenn sie ein Mensch weis. Man pflegt zu sagen, daß man an keiner Sache, die man lernt, schwer trage, daher soll man keine Gelegenheit vorbey gehen

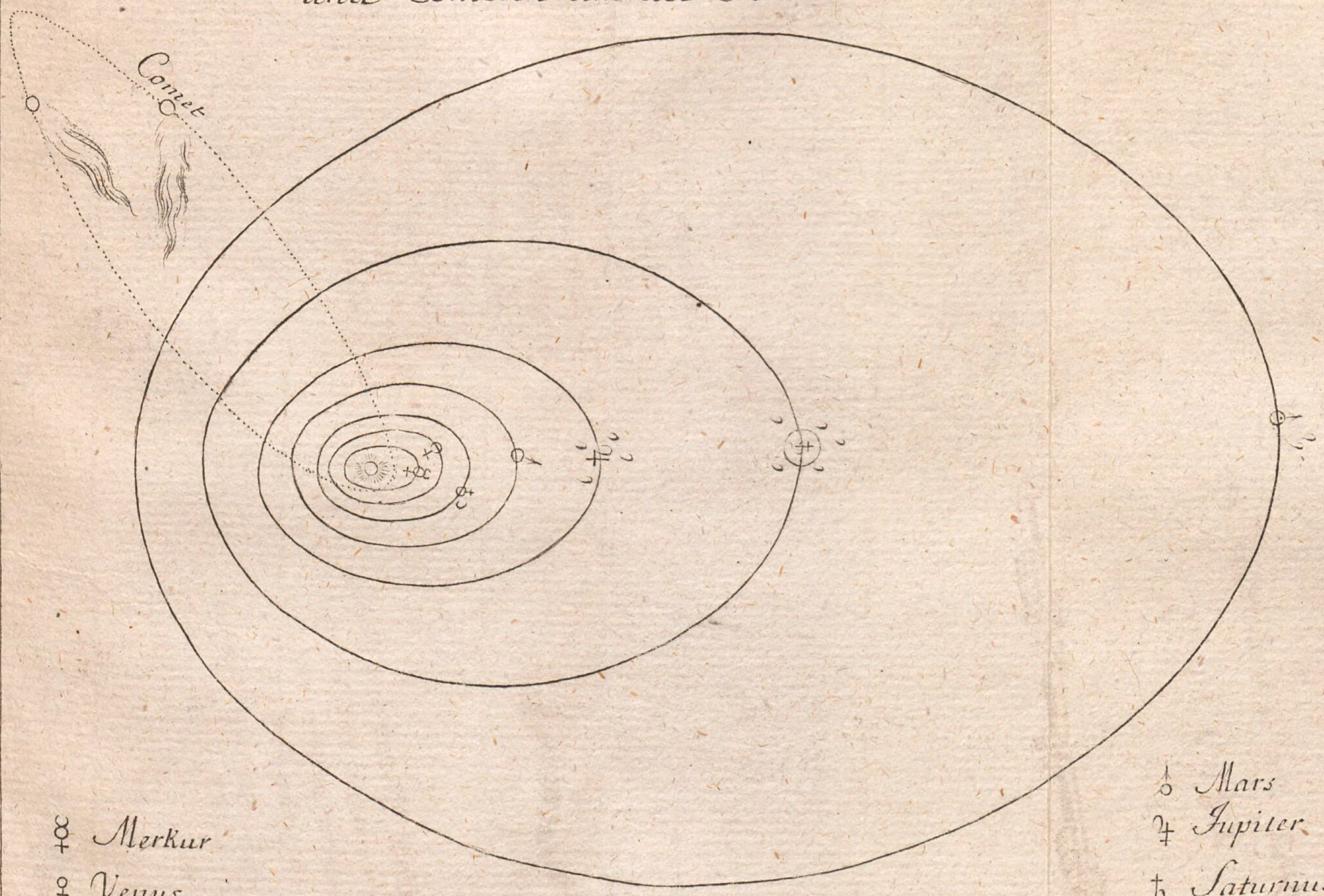
lassen, wo man etwas lernen kann. Da nun der Herr, bey dem Wilhelm im Dienst war, jedermann gerne belehrte, und es wohl leiden konnte, wenn man ihn um Belehrung ansprach, so machte sich Wilhelm Denker dieses wohl zu Nutzen. Einst wünschte er eine genaue Belehrung von der wahren Beschaffenheit und den richtigen Lauf der Sterne, der Sonne und des Mondes zu haben, und der Herr von Grosheim war auch so gütig sie ihm zu ertheilen. Er zeichnete sich das, was er gemerkt hatte, in sein Reisebuch, woraus es abgeschrieben und gedruckt, auch durch beyliegende Kupferblatte Tab. II. noch mehr erläutert worden ist. Es lautet aber dieser Bericht wie folget:

Den unbegreiflich großen und unermeßlichen Raum, der unsere Erde umgiebt, und die erstaunlich vielen uns sichtbaren sowohl als unsichtbaren Sterne einschließt, nennt man den Himmel, und daher die darinne schwebende Sterne **Himmelskörper.** Die Wissenschaft, wodurch wir nicht allein die Beschaffenheit, sondern auch die Ordnung, Grösse, Bewegung und andere Erscheinungen der himmlischen Körper kennen lernen, nennt man die **Astronomie** oder **Sternkunde, Sternkenntniß.** Es ist aber diese Wissenschaft von ungemeinen Nutzen, und ohne dieselbe könnten weder Handlung noch Schiffahrt bestehen, und manche nützliche Erfindungen würden wir ohne die Astronomie vermissen.

Anstatt einer Sonne und einer Erde, wie derjenige, der in der Astronomie ganz unerfahren ist, glaubt, entdeckt uns diese grosse Wissenschaft eine ganz unbegreifliche Anzahl Sonnen, die wir gemeinhin Sterne nennen, und die uns in hellen Nächten so prächtig am Himmel in die Augen fallen. Selbst

die

Bildliche Vorſtellung der elliptiſchen Bahnen, die die Planeten und Cometen um die Sonne beſchreitten.



☿ Merkur

♀ Venus

♁ Erde

☾ Mond

♂ Mars

♃ Jupiter

♄ Saturnus

♅ Uranus

196/

die Sonne, die uns leuchtet, ist ein solcher Stern, und blos daher so glänzend und hell, weil sie uns, gegen andere Sterne ihres gleichen betrachtet, gar sehr nahe stehet.

☀ Die Sonne.

Die Sonne ist eine ungeheuer große, hellleuchtende und erwärmende Kugel, sie drehet sich in 25 Tagen und 15 1/4 Stunden um sich selbst herum, so, daß die Seite, welche uns heute leuchtet, in nicht gar 26 Tagen wieder die nämliche Stellung und Platz einnimmt. Den **Durchschnitt** oder **Durchmesser** (Diameter) der Sonne rechnet man auf 194 tausend deutsche Meilen, so, daß wenn's möglich wäre, daß ein Mensch zu Fuß hindurch reisen könnte, er 44 Jahre 3 und 1/2 Monate brauchen würde, wenn er auch beständig und Tag und Nacht reisen wollte. Der ganze Körper der Sonne ist eine Million und 385 tausendmal größer als der ganze Körper unserer Erde; man könnte daher aus der Sonne über eine Million oder tausendmal tausend solcher Körper machen, wie unsere sogenannte Welt oder eigentlich unsere Erde ist. Von uns ist die Sonne, um die Zeit der Tag- und Nachtgleiche, 18 Millionen Meilen entfernt; man kann sich daher vorstellen, daß die Hitze auf der Sonne selbst einen ganz unbegreiflich hohen Grad haben müsse, da in einer solchen erstaunenden Entfernung auf unserer Erde die Wärme der Sonnenstrahlen, besonders in den mittägigen Ländern, schon so heftig ist. Durch das Sonnenlicht werden uns alle Gegenstände sichtbar, und es brauchen diese Lichtstrahlen zu ihrer Bewegung, durch den ungeheuern Raum bis zu uns, nur eine Zeit von 8 Minuten, da doch eine Canonenkugel in dem im-

mer gleich schnellen Flug, als wie sie aus der Canone abgeschossen wird, eine Zeit von 25 Jahren brauchen würde, bis sie von der Sonne aus zu uns käme. Ein Reisender zu Fuß würde, wenn die Reise möglich wäre, wenn er auch Tag und Nacht beständig fortreisen wollte, eine Zeit von 4000 Jahren nöthig haben, von uns bis zur Sonne zu gelangen.

Das, was man gewöhnlich eine **Sonnenfinsterniß** nennet, ist eigentlich eine Verfinsterung eines Theils unserer Erde; denn die Sonne kann niemals verfinstert werden. Die Verfinsterung auf unserer Erde entsteht dadurch, wenn der Mond auf seinem gewöhnlichen Lauf um die Erde zwischen diese und die Sonne zu stehen kommt, und durch seinen dunklen Körpertheil uns des Sonnenlichts beraubt. Bey einer solchen Verfinsterung scheint es uns, als ob eine dunkle Scheibe über die Sonne geschoben würde, so daß man deutlich das Zu- und Abnehmen der Verfinsterung wahrnehmen kann. Steht der ganze Körper des Monds zwischen unserm Gesichtspunct und der Sonne, so heißt man die Finsterniß **total**, ist aber der Stand des Monds etwas seitwärts, so nennt man die Verfinsterung **partial**, weil uns nur ein Theil des Sonnenlichts und nicht das ganze, wie bey der totalen Finsterniß, entzogen wird. Eine solche sogenannte Sonnenfinsterniß ist aber niemals in allen Ländern des Erdbodens gleich, in einem ist sie total, in einem partial und in einem andern ganz unsichtbar, welches daher kommt, weil unsere Erde rund ist, und daher die Verfinsterung nicht überall gleich kann gesehen werden. Von einer Sonnenfinsterniß haben wir nicht das geringste nachtheilige zu befürchten, weil sie auch nicht den geringsten

ringsten Einfluß weder auf die Witterung noch auf Regen, Thau und Wind hat. Es ist daher sehr lächerlich und abergläubig, wenn man an den Tagen, woran eine Sonnenfinsterniß einfällt, die Brunnen verdeckt und das Vieh nicht auf die Weide treibt, aus Besorgniß es möchten vergiftete Thaue fallen und Schaden bringen. Dergleichen und andere elende Possen und Albernheiten sollte man möglichst, besonders durch die Kalender, auszurotten trachten. Die Sonne dreht sich um sich selbst herum, und das in Anbetracht ihrer ungeheuern Größe sehr schnell; sie rückt aber bey diesem Umdrehen nicht weiter, als wie die Planeten, sondern bleibt immer auf einer beständigen Stelle. Man zählt sie aber zu den Fixsternen, zu welchen sie auch gehört. Die Sonne geht demnach weder auf noch unter, es scheint uns nur so, weil sich unsere Erde nicht allein um sich selbsten, sondern auch zugleich mit um die Sonne drehet und unser Standpunct gegen die Sonne alle Minuten eine andere Richtung bekömmt, und uns daher das Umdrehen und Zu- und Abwenden der Erde, das Auf- und Untergehen und Steigen und Sinken der Sonne zu seyn scheinet, und wir durchs erstere des Nachts die Sonne ganz aus den Augen verliehren.

Jeder Fix- oder unbewegliche Stern am Himmel, deren es unzählich viele giebt, ist wahrscheinlich eine solche Sonne, wie unsere Sonne ist; hat auch wahrscheinlich die nämlichen Eigenschaften wie diese. Es ist sehr glaublich, daß auch jeder Fixstern seine Planeten oder Wandelsterne um sich habe, so wie unsere Sonne die ihrigen hat, und daß es daher eben so viele Sonnensysteme oder Ordnungen als unbewegliche oder Fixsterne gebe. Platz

ist dazu genug vorhanden, so daß kein Fixstern dem andern, noch seine Planeten in ihrem Laufe hindert. Dann von dem Sirius oder Hundsstern, welches der nächste Fixstern an unserer Erde nach der Sonne ist, ist bis zu uns eine Entlegenheit von 570,984,960,000 Meilen, welches mehr als 31 tausendmal weiter als von uns bis zur Sonne ist. Die Planeten oder Wandelsterne der Sonne sind folgende:

☿ Merkurius.

Der nächste Planet oder Wandelstern an der Sonne ist der Merkurius. Er ist 7 Millionen Meilen von ihr entfernt, und vollendet seinen Lauf um sie in 88 Tagen, welche Zeit eins seiner Jahre ausmacht. Sein Lauf ist so schnell, daß er in jeder Stunde einen Flug von 20 tausend 400 Meilen oder 40 tausend 800 Stunden macht. Die Wärme und Helle auf dem Merkur ist 7mal stärker als bey uns, daher auch die Sonne seinen Bewohnern, wenn er deren hat, 7 mal so groß scheinen muß als uns. In Ansehung der Größe ist er 27mal kleiner als unsere Erde, er kann daher auch nur selten mit bloßem Auge und ohne Fernglas gesehen werden.

♀ Venus.

Venus ist der nächste Planet in der Ordnung nach dem Merkurius, und der zweyte im Abstand von der Sonne. Man rechnet die Entfernung dieses Planeten von der Sonne auf 13 Millionen Meilen. Seinen Umlauf um die Sonne vollendet er in 224 Tagen 16 3/4 Stunden, wobey er jede Stunde 14 tausend 800 Meilen auf seiner Bahn fortläuft. Diese Zeit macht eines seiner Jahre aus, wovon ein einzelner Tag und Nacht so lang ist, als 24 3/4 unserer Täge und Nächte. Venus hat ungefähr an

körper=

körperlicher Größe etwas mehr als zwey Drittel so viel wie unsere Erde, ist also nicht gar ums Drittel kleiner. 290 Tage macht sie allezeit den **Morgenstern**, und 290 Tage wieder den **Abendstern** aus, ist auch jederzeit der helleste Stern am ganzen Himmel. Venus und Merkur, als die beyden untersten Planeten, gehen zuweilen als dunkle Scheiben durch die Sonnenscheibe, das ist, sie kommen zuweilen auf ihren Lauf um die Sonne, zwischen dieselbe und unsern Gesichtspunkt zu stehen, so, daß es uns scheint, als giengen sie dicht über die Sonnenscheibe weg.

♁ Die Erde.

In der Ordnung ist unsere Erde der dritte Planet von der Sonne und der nächste an der Venus. Die Entfernung der Erde von der Sonne ist 18 Millionen Meilen, und der Umlauf um letzte geschieht in 365 Tagen 5 Stunden und 49 Minuten, von einem der längsten oder kürzesten Tage bis wieder zu dem andern. Dabey dreht sich die Erde alle 24 Stunden einmal von Abend gegen Morgen um sich selbst um, wodurch nicht nur Tag und Nacht verursacht wird, sondern auch in unsern Augen die scheinbare Bewegung der Sonne und Sterne, von Morgen gegen Abend, entsteht. Durch das Umlaufen der Planeten um die Sonne, welches nicht in ganz runden Kreisen, sondern in eyförmigen oder ablangen Bahnen geschiehet, wie auf der beyliegenden Kupfertafel Tab. II. zu ersehen ist, werden, da die Sonne nicht gerade in die Mitte ihres Systems oder ihrer Ordnung gegen die Planeten stehet, die Jahrszeiten hervorgebracht. Unsere Erde stehet um die Zeit, wenn ihm Fruhjahr und Herbst Tag und Nacht

gleich sind, im mittlern Abstand von der Sonne, daher wir im Herbst und Fruhjahr gleiche Tageslänge und auch fast gleiche Witterung haben; im Sommer oder in den Monaten Juny und July stehet die Erde der Sonne am nächsten, daher lange Tage, Hitze und warmes Wetter erfolgen; im December ist der weiteste Abstand von der Sonne, woraus kurze Tage und Kälte entstehen. Es gehen jedoch diese Veränderungen mit allen Planeten nicht zu gleicher Zeit vor, sondern jeder hat seine eigene Annäherungs- und Abweichungszeit. Die Annäherung nennen die Astronomieverständigen das Perihelium oder die Sonnennähe, und die Abweichung das Aphelium oder die Sonnenferne. Der Durchmesser oder Durchschnitt (Diameter) der Erde ist 1720 Meilen, oder 2440 Stunden. Das Verhältniß zwischen dem festen Land und dem Wasser auf unserer Erde ist ein Drittel Land oder Erde und zwey Drittel Wasser. Die Erde macht auf ihren jährlichen Flug um die Sonne ebenfalls eine sehr schnelle Bewegung, sie durchfliegt in jeder Stunde 12 tausend 500 Meilen, welches 120 mal geschwinder ist, als eine abgeschossene Canonenkugel fliegt. Wir, die darauf Wohnenden, werden diese beständige und überaus große Geschwindigkeit nicht gewahr, weil sich auch zugleich der Dunstkreis, der fast einen jeden Planeten umgiebt, und der rings um unsere Erde her wohl 20 tausend Schuh dick ist, mit fortbewegt, folglich es uns nicht anders merklich werden kann, als durch den Stand der Sonne und die Veränderungen in den Jahrszeiten.

☽ Der Mond.

Der Mond ist kein Planet, sondern nur ein

Trabant

Trabant oder Begleiter unserer Erde, deren andere Planeten auch haben, ohne daß es noch jemalen jemanden eingefallen wäre, sie vor Planeten auszugeben. Der Mond läuft alle 27 Tage, 7 Stunden und 43 Minuten um die Erde, geht zugleich mit dieser alle Jahre einmal mit um die Sonne, und dreht sich auch in der nämlichen Zeit, da er um die Erde geht, zugleich um sich selbsten um. Er ist klein, denn sein Durchmesser ist nur 470 Meilen; sein Abstand vom Mittelpunkt der Erde ist auch nur 52 tausend Meilen. Des Monds Täge und Nächte sind eben so lang, als unsere Mondsmonate, nämlich ein Tag und eine Nacht, als etwa 28 Täge und Nächte bey uns. Er ist ein dichter und undurchsichtiger Körper, wie unsere Erde, und erhält sein Licht, wie diese und alle Planeten, durch das zurück geworfene Licht der Sonnenstralen. Die eine Seite der Mondskugel ist immer dunkel, während die andere der Sonne zugekehrte Seite erleuchtet ist. Der Mond ist uns also unsichtbar, wenn er zwischen der Sonne und unserer Erde steht, weil er uns da seine dunkle und der Sonne die von ihr erleuchtete Seite zukehrt. Diesen Stand heißen wir den **Neumond**. Sobald er weiter fortrückt, bekommen wir nach dem Maase seines Fortrückens immer mehr Licht von ihm zu sehen; und dies nennen wir das **erste Viertel**. Ist er so weit fortgerückt, daß sein Stand der Sonne gegen über und unsere Erde zur Seite darzwischen ist, so haben wir das, was wir den **Vollmond** nennen. Stehet unsere Erde gerade zwischen dem vollen Mond und der Sonne, so daß der Schatten von der Erde auf die Mondsscheibe fallen muß, so beobachten wir eine **Mondsfinsterniß**; die nach Beschaffenheit der

Stel-

Stellung, die die Erde zu der Zeit hat, eine totale oder partiale Finsterniß seyn kann. Das Abnehmen des Mondes geschieht auf die nämliche Art, wie das Zunehmen desselben, nur von einer andern Seite her. Vom Neumond bis zum Vollmond hat der Mond die erste Hälfte seiner Bahn um die Erde vollendet, und bis wieder zum Neumond vollendet er auch die andere Hälfte. Unsere Erde ist dem Monde ein Mond, und hat gegen ihn die nämlichen Veränderungen des Lichts, die er gegen uns hat, blos umgekehrt; denn wenn wir dem Monde im vollen Lichte leuchten, so leuchtet er uns gar nicht u. s. w. Den Mondsbewohnern ist unsere Erde der größte Körper am Himmel, denn sie scheinet ihnen 13 mal größer, als der Mond uns scheint, sie erhalten auch 13 mal mehr Licht von unserer Erde, als wir von dem Mond. Allein von der einen Hälfte der Mondkugel kann unsere Erde gar nicht gesehen werden, und von der Mitte der andern Hälfte wird sie allezeit über den Kopf stehend erblickt. Die Erde dreht sich auch 30 mal geschwinder, als der Mond.

♂ Mars.

Mars ist der nächste Planet nach der Erde, der vierte in der Ordnung und im Abstand von der Sonne. Er ist über 27 Millionen Meilen von der Sonne entfernt, um die er in 686 Tagen 23 Stunden, nach unserer Zeitrechnung, welche Zeit auch eins seiner Jahre von 667 3/4 seiner Tage ausmacht, herumläuft. Er ist nur den fünften Theil so groß als unsere Erde, hat auch nur halb so viel Licht und Wärme von der Sonne, als wir. Seine Täge und Nächte sind um 40 Minuten länger als die unsrigen. Unsere Erde und unser Mond müssen den

Bewoh-

Bewohnern des Mars zwey Monde von ungleicher Größe zu seyn scheinen, und so zwar, daß ihnen unsere Erde in der Größe, die die Venus gegen uns hat, vorkommen muß.

♃ Jupiter.

Jupiter ist der größte unter den Planeten, und der fünfte in der Ordnung und im Abstand, so daß seine Entfernung von der Sonne nahe an 92 Millionen Meilen beträgt. Er vollendet seine Bahn um die Sonne in 11 Jahren 314 Tagen und 12 Stunden. Um sich selbst drehet er sich in 9 Stunden und 56 Minuten, so daß sein Jahr 10470 Tage enthält. Jupiter ist über 1000 mal grösser als unsere Erde, und wird von 4 Monden begleitet, davon einige grösser, einige kleiner als unsere Erde sind. Der erste seiner Monden, der dem Jupiter am nächsten ist, läuft um ihn in 1 Tag 18 Stunden und 36 Minuten, und stehet 49 tausend Meilen von seinem Mittelpunct. Der zweyte in 3 Tagen 13 Stunden und 15 Minuten, und stehet 78 tausend Meilen von ihm. Der dritte in 7 Tagen und 4 Stunden, und stehet 124 tausend Meilen von ihm. Und der vierte in 16 Tagen und 18 Stunden und 30 Minuten, und stehet 215 tausend Meilen vom Centro des Jupiters. Die Sonne scheint den Bewohnern des Jupiters nur den acht und zwanzigsten Theil so groß als uns; sie haben auch nur in diesem Verhältnisse Licht und Wärme von ihr. Die Wärme wird ihnen durch die schnelle Wiederkehr des Sonnenlichts, weil sich der Planet sehr schnell um sich selbst drehet, und die Helle oder das Licht durch die 4 Monde ersezt.

♄ Saturnus.

Saturnus ist der sechste Planet in der Ord-

nung, und 179 Millionen Meilen von der Sonne entfernt. Er durchläuft seine Bahn um die Sonne in 29 Jahren, 164 Tagen und 7 Stunden, welche Zeit eines seiner Jahre ausmacht. Dieser Planet ist mit einem dünnen und breiten Ring umgeben, der den Bewohnern des Saturns ein leuchtender Bogen am Himmel zu seyn scheinen muß, und 4500 Meilen breit und eben so weit von dem Planeten entfernt ist. Die Sonne scheint den Bewohnern des Saturns nur den neunzigsten Theil so groß als uns zu seyn, giebt ihnen auch nur in diesem Verhältniß Licht und Wärme. Da das Licht der Sonne 90 tausendmal stärker als das Licht des vollen Mondes bey uns ist, so läßt sich daraus der Schluß machen, das die Sonne auf dem Saturn doch 1000 mal, und auf dem Jupiter 3000 mal mehr Licht giebt, als das Licht des vollen Mondes bey uns beträgt. Zu diesem kommen noch, aufserhalb dem Bogen des Saturns, 5 Monde, die um den Planeten beständig laufen und das Licht vermehren. Der erste geht um ihn in 1 Tag 21 Stunden und 19 Minuten, und ist 30 tausend Meilen vom Saturn entfernt; der zweyte in 2 Tagen 17 Stunden und 40 Minuten, und hat eine Entfernung von 40 tausend Meilen; der dritte in 4 Tagen 12 Stunden und 25 Minuten, und stehet 56 tausend Meilen vom Planeten ab; der vierte vollendet seinen Lauf in 15 Tagen 22 Stunden und 41 Minuten, und ist 130 tausend Meilen von ihm; und der fünfte in 79 Tagen 7 Stunden und 48 Minuten, und stehet 400 tausend Meilen von seinem Mittelpunct. Saturn ist beynahe 600 mal grösser als unsere Erde.

♅ Uranus.

Uranus ist ein zwar eben so alter Planet, als

die

die übrigen und der siebente in der Ordnung, ist aber erst seit dem 13 Merz 1781. von dem geschickten Astronomus, Hrn. Friedrich Wilhelm Herschel aus Hannover, entdeckt worden. Seine Entfernung von der Sonne beträgt ungefähr 388 Millionen Meilen, und seinen Lauf um selbe vollendet er den Berechnungen nach, in 83 Jahren und 4 Monaten. Er ist 80 mal grösser, als unsere Erde, und es begleiten ihn 2 Monde, die erst am 15ten Febr. 1787. auch von gedachten Hrn. Herschel sind entdeckt worden. Herr Herschel gab diesen Planeten, da er ihn auf seiner Sternwarte zu Bath in England entdeckte, dem König Georg III. zu Ehren, den Namen Georgium sidus, oder Georgsstern; der berühmte Astronomus, Hr. Tobias Mayer, der ihn lange vorher entdeckte, aber für einen Fixstern hielt, nannte ihn Uranus, welchen Namen er auch behalten hat. Nähere Entdeckungen von diesem Planeten stehen noch zu erwarten,

Von den Kometen.

Nicht allein die Planeten oder Wandelsterne drehen sich um die Sonne, sondern auch die Kometsterne. Die Kometen sind sowohl ihrer Gestalt als auch ihrer Bewegung nach ganz von den Fixsternen, Planeten und Monden unterschieden. In Ansehung ihrer Gestalt unterscheiden sie sich von den Fixsternen als dunkle Körper, die nicht mit eigenem Lichte leuchten, sondern ihr Licht von der Sonne borgen; von den Planeten und Monden aber durch ihren besonders dichten Dunstkreis, und durch den hellen Strahlenschweif, den sie nach sich schleppen, auch durch ihre ungleiche mehr ablangere Bahn, auf der sie um die Sonne laufen. Die Kometen sind also dunkle

Körper,

Körper, von verschiedener Grösse, mit einem leuchtenden und dichten Dunstkreis umgeben, von welcher Materie auch ihr langer Strahlenschweif ist. Dieser lichte Dunstkreis und der Schweif müssen nothwendig eine grosse Helle auf den Kometen verursachen, und daher scheinen sie uns auch noch erleuchtet, wenn sie sich schon zwischen der Sonne und unserer Erde befinden. Es ist auch gewiß, daß die Kometen, gleich allen Planeten und Monden, ihr Licht von der Sonne empfangen, weil sie immer weniger erleuchtet scheinen, je weiter sie sich von der Sonne entfernen. Die Menge der Kometen ist unbekannt, und da sie nur selten erscheinen, so ist die Zeit ihrer Wiederkehr zur Sonne noch nicht mit völliger Gewißheit zu bestimmen. Für 3 Kometen hat man bisher erst bestimmte Berechnungen. Der erste von diesen dreyen war in den Jahren 1531., 1607. und 1682. sichtbar, und erschien im Jenner 1759. wieder. Der zweyte erschien in den Jahren 1532. und 1661., und wird in diesem Jahr 1789. und in jedem folgenden 129ten Jahre abermals sichtbar. Der dritte erschien zum leztenmal 1680., kann aber, den Berechnungen nach, vor dem Jahr 2255. nicht wieder kommen. Dieser lezte Komet war in seinem größten Abstande beynahe 2400 Millionen Meilen von der Sonne entfernt; seine größte Annäherung zur Sonne war bis auf eine Nähe von 32 tausend Meilen. In dieser großen Annäherung durchflog er in einer Stunde 188 tausend Meilen, und die Sonne schien ihm 40 tausend mal grösser als uns zu seyn. Die Kometen haben das Eigene, daß sie, je näher sie der Sonne kommen, immer schneller, und je weiter sie sich davon entfernen, immer langsamer laufen. Das Erscheinen und Verschwinden der Kometen, die

kurze

kurze Dauer ihrer Sichtbarkeit; ihre sonderbare Gestalt; ihr ruthenförmiger Schweif; hauptsächlich aber die Unwissenheit voriger und die daher angeerbten Vourtheile der jetzigen Zeiten, machten aus den Kometen Unglücksboten. Noch ist es einem grossen Theil der Menschen nicht aus dem Kopf zu bringen, daß die Kometen Vorboten sind, die die erzürnte Gottheit sendet, künftige Strafen und Unheil anzukündigen; ja der Aberglaube stützt sich auf einige üble Zufälle, die, ohne Zuthun der Kometen, zufällig nach ihrem Erscheinen erfolgt sind, und will hieraus den Beweis führen. Alleine seit man auch dieser Himmelskörper Bewegungen und Erscheinungen erforscht und berechnet hat, seitdeme fürchtet kein vernünftiger Mensch die Ankunft eines Kometen mehr, es hat sich auch niemand dafür zu fürchten, weil ihr Erscheinen und Verschwinden eben so unschädlich ist, als das Auf = und Untergehen des Monds.

Dieses ist es, was Herr von Grosheim dem mit ihm reisenden Wilhelm Denker von der Sonne, den sie umlaufenden Planeten und deren Monden, und von den Kometen erzählte. Es ist aber die Ordnung, die hier Herr von Grosheim beschreibt, das Planeten = oder Sonnensystem, oder die Ordnung des Nicolaus Copernicus. Dieser Copernicus war ein grosser Weltweiser und Sternbeobachter, und wurde im Jahr 1473. zu Thorn in Pohlen geboren. Da mehrere geschikte Leute und Astronomieverständige dieses System oder diese Ordnung genau untersucht, geprüft und vollkommen richtig befunden haben, so ist es so sicher und gewiß geworden, daß es keinem vernünftigen Menschen mehr einfällt oder einfallen kann, Einwürfe dagegen zu

machen, oder auch nur den geringsten Zweifel diesfalls zu hegen. Wilhelm fragte seinen Herrn ferner, ob denn auch die Planeten, ihre Monde, die sie umlaufen, ja selbst die Kometen bewohnt wären? Herr von Grosheim bejahete es, und unterstützte seine Bejahung mit lauter wichtigen Gründen. Ein jeder vernünftiger Mensch, sagte er, der dieses alles bedenkt und das ganze Planetensystem der Sonne zusammen nimmt und die einzelnen Körper gegen einander vergleicht, muß über die mehrern ungleich grössern Körper, als unsere Erde ist, erstaunen. Er wird sich nie überreden können, daß unser unendlich weiser Gott und Schöpfer alle seine Creaturen und Gewächse blos unserer kleinen Erde zugetheilt, und alle andere Planeten, Monde und Kometen von Geschöpfen sollte entblößt und leer gelassen haben. Vorzugeben, daß Gott nur einzig damit unser Bestes zur Absicht gehabt habe, als er alle diese Welten erschuf und ihnen ihre und ihrer Monden Begleitung und Bewegung mittheilte, wäre thöricht und der Weisheit Gottes zuwider. Sich einzubilden, daß diese grosse Körper nur unsertwegen da wären, wäre ein lächerlicher Stolz, da Gott wohl wußte, daß sie nur von einigen wenigen Sternkundigen blos durchs Fernrohr würden beobachtet und gesehen werden. Da nun der weise Schöpfer den Planeten ihre regelmässige Abwechslungen von Tag und Nacht und verschiedene Jahrszeiten nach eines jeden Bedürfniß gab, ohne daß dieses uns, ausgenommen was unserm Planeten, der Erde, davon widerfährt, etwas nützen konnte, so wäre es boshaft, sich einzubilden, daß der Schöpfer dieses alles blos unsertwegen gethan haben solle. Es käme gerade so heraus, als wollte man Gott beschuldigen, er

habe

habe vieles umsonst gethan; und es wäre eben so thö- richt, als zu glauben, daß in unserer Erde wiederum eine kleine Sonne und ein Planetensystem erschaffen wäre, wovon wir doch nicht den geringsten Nutzen hätten. Daß die Planeten, Monde und Kometen bewohnt sind, ist demnach wohl ausser Zweifel; auch daß unter den Creaturen, die sie bewohnen, vernünftige seyn werden, die die Güte und All- macht unsers Schöpfers loben, preisen und bewun- dern, ist wohl zu glauben; daß aber diese Creatu- ren denen auf unsern Planeten, der Erde, voll- kommen gleich seyn sollten, muß der Natur der Sache nach mit Grund bezweifelt werden. Die Gestalt, Lebensart, Handlung und Bewegung; die Nahrungsmittel und die Natur der Geschöpfe auf den übrigen Planeten, Monden und Kometen, ausser unserer Erde, ist gewiß, nach der Verschie- denheit, die Gott an den Creaturen auf unserer Er- de wahrnehmen läßt, eben so verschieden, als die Körper sind, worauf diese wohnen. Es läßt sich schließen, daß die Bewohner des Merkurs und der Venus sicher solche Eigenschaften besitzen, die sie fähig machen, die ungleich grössere Sonnenhitze und Klarheit besser zu ertragen als wir; wiederum sind der Bewohner der höhern Planeten, als des Mars, Jupiters, Saturn und Uranus zuverlässig so be- schaffen, daß ihnen die Kälte und das mindere Son- nenlicht nicht beschwerlich fällt. Die Bewohner der Kometen haben wahrscheinlich die Natur, daß sie die allergrößte Kälte und Dunkelheit, und auch wie- derum die allergrößte Hitze und Klarheit gleich gut zu ertragen im Stande sind. So wie es sich auf jedem Planeten, Mond und Kometen mit den Ei- genschaften der Creaturen verhält, eben dergleichen

Beschaffenheit hat es sicher auch mit den Bestandtheilen des Körpers selbst, und mit den Nahrungsmitteln der Bewohner desselben. Da es eine ausgemachte Wahrheit ist, daß Gott überall, wo er Beweise seiner Allmacht und Grösse sehen läßt, er auch die Beweise seiner Fürsorge, Weisheit und Güte offenbaret, so wollen wir dann nicht zweifeln, sondern niederfallen und anbeten. —

Vom Kalender und der Zeitrechnung.

Der **Kalender** ist eine Vorschrift der Eintheilung eines bestimmten Jahres in seine Monate, Wochen und Tage. Eigentlich sollte ein Kalender sonst gar nichts als dieses enthalten. Alleine da die meisten Menschen gewohnt sind jede gute und einfache Sache zu verunstalten, so kam es, daß nach und nach die unzähligen Misgeburten von Kalendern, die uns gleich einer Sündfluth von Jahr zu Jahr überschwemmen und den gesunden Menschenverstand, besonders beym Bauersmann, zu ersäuffen drohen, entstanden sind und noch täglich entstehen. Es liegt einer jeden Landespolizey streng ob, dumme, elende und den Aberglauben nährende Kalender scharf im Lande selbst zu verbieten, und die sich einschleichen wollende schlechten Kalender der Ausländer, gleich der Pest von den Gränzen zu weisen.

Den ersten deutschen Kalender hat ein gewisser **Johann Regiomontanus** (Johann Müller) aus Königsberg in Franken im Jahr 1476. auf 30 Jahre erfunden und zu Nürnberg herausgegeben. Die in Europa eingeführten Kalender werden in den **Julianischen** oder **alten**, den **Gregorianischen** oder **katholischen**, und in den **Neuverbesserten** oder **Reichskalender** eingetheilt. Der **Julianische**

ist

ist vom Julius Cäsar vorgeschrieben, und zuerst bey den Römern gebräuchlich gewesen; die Russen führen ihn dermalen noch. Der Gregorianische wurde auf Befehl Pabst Gregor XIII. von dem Jesuiten Klavius verfertigt und im Jahr 1582. eingeführt. Der Neuverbesserte, dessen sich die Protestanten bedienen, ist von Erhard Weigel und dem berühmten Leibnitz eingerichtet und berechnet worden; er ist mit dem Gregorianischen bis auf die Tage der Heiligen fast ganz gleich, und besteht seit dem Jahr 1700. Ein vernünftiger Kalender hat als wesentliche Eigenschaften nöthig: 1) die richtige Bestimmung des Jahrs in seine Monate, Wochen und Tage; 2) die richtige Anzeige der Zeitrechnung; und 3) die Anzeige der Tags- und Nachtslänge, Mondsveränderungen, Sonn- und Mondsfinsternisse, und Sonnen Auf- und Untergang. Da der Kalender ein Volksbuch und ein Hauptstück in der Büchersammlung des gemeinen Mannes ist, so haben vorlängst vernünftige Kalenderverleger aus guten ökonomischen Büchern und Schriften nützliche Vorschriften und Lehren angefügt, oder angenehme moralische und historische Erzählungen angehängt, um dadurch den gemeinen Mann zum Guten aufzumuntern. Alleine diesem Beyspiel folgten nur wenige; statt nützlicher Anweisungen und guten Lehren findet man in den meisten Volkskalendern die abgeschmacktesten und dümmsten Witterungslehren, astrologische Prophezeihungen, Aspecten, Säe- und Pflanzanweisungen, lächerliche Aderlaßtafeln, Purgier- und Schröpfzeichen, gut Haarabschneidungs- und Holzfällungstage, und ein solches Gemisch von Unsinn und Aberglauben, daß man darüber zugleich weinen und lachen möchte. Unmöglich kommen bessere Ka-

lender in die Hände des gemeinen Mannes, dem der Kopf von den abentheuerlichen Sachen schon einmal wirblicht gemacht worden ist, wenn nicht die Obrigkeiten die angeführten zweckwidrigen und schlechten Kalender durch geschärfte Verbote unterdrücken, und zu den vernünftigern und zweckmäßigen Gattungen dieser Volksschriften anrathen und ermuntern.

Die **Zeitrechnung** oder **Chronologie** ist die Wissenschaft von der Ausmessung und Eintheilung der Zeit. Dieses geschieht nach der Bewegung der Himmelskörper, insonderheit aber nach der Bewegung der Erde und des Monds. Die Zeit, in welcher unsere Erde, nach der gemeinen Bewegung, einmal sich um sich selbsten drehet, und dadurch das scheinbare Auf- und Untergehen der Sonne bewirkt, wird ein **Tag** genannt, und in 24 Theile oder Stunden getheilt. Die meisten Europäer, und also auch wir **Deutsche**, fangen mit Mitternacht zu zählen an, und zählen bis Mittag 12, und von da bis wieder zu Mitternacht abermal 12 Stunden. Die **Türken** fangen den Tag eine Viertelstunde nach Untergang der Sonne an, von da sie 12 gleiche Stunden, und wenn diese verflossen sind, wieder eben so viel, bis zu den Abend zählen. Die **Juden** fangen den Tag vom Untergang der Sonne an, und zählen von dieser Zeit, bis zum Aufgang der Sonne, 12 Stunden, und eben so viel vom Aufgang der Sonne bis zum Untergang, folglich sind ihre Stunden, nach Beschaffenheit der Tags- und Nachtslänge, bald länger am Tag, bald kürzer bey der Nacht, und so umgekehrt. Eine Zeit von sieben Tagen wird eine **Woche** genannt, und ist diese Einrichtung nicht allein sehr alt, sondern auch bey den meisten Völkern angenommen und bekannt. Die **Monate**

nate werden in Sonnen- und Mondenmonate eingetheilt. Ein Sonnenmonat ist eine Zeit, in welcher die Sonne eins von den 12 Zeichen des Thierkreises scheinbar durchläuft, ob solcher gleich nicht ganz genau mit dem Eintritt der Sonne in ein neues Zeichen angefangen oder beendigt werden kann. Ein Mondenmonat ist die Zeit von einem Neumonde bis zum nächstfolgenden, welche Zeit 29 Tage, 12 Stunden, 44 Minuten und 3 Secunden enthält. Die Jahre werden ebenfalls in Sonnen- und Mondenjahre eingetheilt. Ein Sonnenjahr ist eine Zeit von den 12 Sonnenmonaten, wie sie nacheinander im Kalender bezeichnet stehen, als Jenner, Hornung, Merz u. s. w., oder die Zeit, in welcher die Erde um die Sonne läuft, welche Zeit, genau berechnet, 365 Tage, 5 Stunden, 48 Minuten und 37 Secunden ausmacht. Da nun aber ein neues Jahr mit dem Anfange eines ganzen Tages, folglich bey uns um Mitternacht angefangen werden muß, so werden von der Länge desselben die 5 Stunden, 48 Minuten und 37 Secunden weggelassen. Diese machen in 4 Jahren 23 Stunden, 14 Minuten und 28 Secunden; daher wird alle 4 Jahre nach dem 23 Februar 1 Tag eingeschaltet, da denn dieser Monat 29 Tage, folglich das Jahr 366 Tage enthält, und ein Schaltjahr genennet wird. Da aber alle 4 Jahre ein ganzer Tag, folglich 54 Minuten und 32 Secunden zuviel eingeschaltet werden, welches in 100 Jahren wieder 18 Stunden, 58 Minuten und 20 Secunden beträgt, so wird alle 100 Jahre ein Schaltjahr ausgelassen, außer im vierten Jahrhunderte, um durch diesen Schalttag des vierten Jahrhunderts wieder zu ersetzen, daß man nur

18 Stunden, 58 Minuten und 20 Secunden hätte auslassen sollen.

Ein **Mondenjahr** ist eine Zeit von 12 Mondenmonaten, und enthält also 354 Tage, 8 Stunden, 48 Minuten und 38 Secunden. Diese Jahre sind bey den Juden und Türken gebräuchlich.

Eine Reihe von Jahren, welche nach einer bestimmten Zeit wieder von vorn gezählet werden, wird ein **Cyclus** oder **Zeitzirkel** genannt, dahin gehört:

1) Der **Römer Zinnszahl**, (indictio romanorum) welches eine Zeit von 15 Jahren ist. Die Zahl also, welche anzeigt, das wie vielste Jahr ein gewisses Jahr in dieser Reihe sey, wird gemeinhin der Römer Zinnszahl oder **Indiction** genannt.

2) Der **Mondszirkel** ist eine Zeit von 19 Jahren. Diejenige Zahl, welche anzeigt, das wie vielste Jahr ein gewisses Jahr in dieser Reihe sey, wird die **güldene Zahl** genannt. Nach Verfließung eines solchen Mondenzirkels fällt der Anfang des Mondenjahrs wieder mit dem Anfange des Sonnenjahres auf einen Tag; folglich ereignen sich auch die Mondswechsel wieder an denselben Tagen, an welchen sie sich vor 19 Jahren ereigneten.

3) Der **Sonnenzirkel** ist eine Reihe von 28 Jahren. Nach Verfließung eines solchen Sonnenzirkels fängt das Jahr wieder mit demselben Wochentage an, folglich fällt auch der Sonntag wieder auf dieselben Monatstage, an welchen derselbige vor 28 Jahren gewesen ist.

Der **Sonntagsbuchstab**. Man pflegt die 7 Tage der Woche mit den ersten 7 Buchstaben des Alphabets, A bis G, zu bezeichnen. Derjenige Buchstabe, welcher im Kalender alle Sonntage andeutet, wird der Sonntagsbuchstabe genennt. Man

hat

hat gewisse Täfelchen verfertiget, in welchen man durch Hülfe des Sonnenzirkels denselben allemal richtig finden kann. Z. B. Wir haben in diesem Jahre den Buchstaben E zum Sonntagsbuchstaben, folglich kommt F auf den Mondtag und G auf den Dienstag; A fängt mithin Mittwochs wieder neu zu zählen an, B bezeichnet den Donnerstag, C den Freytag und D den Samstag oder Sonnabend, und so geht es fort bis an den letzten Tag des Jahrs. Wenn aber ein Schaltjahr einfällt, so müssen für solches zwey Sonntagsbuchstaben gewählt werden, dann der eingeschaltete Tag erfodert dieses, um die angenommene Ordnung beyzubehalten.

Die Epacten. Diese werden in monatliche und jährliche eingetheilt. Die monatlichen Mondepacten sind der Ueberschuß eines Mondenmonats über einen gewöhnlichen Sonnenmonat. Z. E. Man nehme einen Sonnenmonat, der 31 Tage hat, und ziehe 29 Tage, 12 Stunden, 44 Minuten und 3 Secunden, als welche einen Mondenmonat ausmachen, von jenen 31 Tagen ab, so bleiben 1 Tag, 11 Stunden, 25 Minuten und 57 Sec. Dieser Ueberschuß heißt monatliche Mondsepacte. Hingegen der Unterschied zwischen einem gewöhnlichen Sonnenjahr und einem astronomischen Mondenjahr werden jährliche Mondsepacten genennet. Man darf nur die 12 monatlichen Epacten zusammen rechnen, so hat man die jährlichen Epacten, die zusammen 11 Tage ausmachen.

Die Epoche oder der Anfang einer Jahresrechnung ist ein Zeitpunkt, von welchem man angefangen hat, die folgenden Jahre in einer Reihe immerfort zu zählen. Dazu gehören insonderheit:

1) **Die jüdische Jahrzahl**, welche von der

angenommenen Zeit der Erschaffung der Welt oder 3760 Jahr vor Christi Geburt anfängt.

2) Die christliche Jahrzahl, welche von der Geburt Christi, oder nach einiger Rechnung 2 Jahre später anfängt.

3) Die türkische oder muhamedanische Jahrzahl, welche von der angeblichen Flucht Muhameds von Mecca nach Medina gezählet wird, welche Flucht im J. Christi 622 geschehen seyn soll.

Nro. 30.

Wilhelm Denker macht Bekanntschaft mit dem gescheiden Bauern Kleinjogg.

Als der Herr von Grosheim Deutschland durchreist hatte, besuchte er auch die Schweitz, wo auch noch deutsch gesprochen wird. Er hielt sich einige Zeit in Zürich auf, und erfuhr daselbst mancherley Schönes und Ruhmwürdiges von dem bekannten Schweitzerbauern Kleinjogg, der ein Muster von einem klugen und erfahrnen Landwirth ist. Da nun der Herr von Grosheim nichts lieber sah, als ein wohleingerichtetes Bauerngut, so entschloß er sich, den Bauern, Namens Jakob Gujer, den seine Miteinwohner nur Kleinjogg zu nennen pflegten, in seiner Wohnung zu Wermerschweil, im Kirchspiel Uster, selbst zu besuchen und seine Einrichtungen in Augenschein zu nehmen. Wilhelm Denker hatte über den Vorsatz seines Herrn eine große Freude, und versprach sich auch mit Recht davon große Vortheile. Sie fuhren also hinaus zu den berühmten Bauersmann, und fanden an und bey ihm alles das Rühmliche, was man ihnen schon zum voraus erzählt hatte. Er zeigte und erklärte ihnen alles mit der größten Freundlichkeit und Offen-

Herzigkeit, und Wilhelm merkte sich aus dem Gespräch, so sein Herr mit dem Kleinjogg führte, folgendes, so er in sein Reisebuch einschrieb.

Kleinjogg hatte 4 Brüder, so daß ihr väterliches Erbe in 5 Theile gieng. Der älteste Bruder nahm seinen Antheil an liegenden Gründen, und zwey andere ließen sich den ihrigen in Geld auszahlen. Kleinjogg behielt also mit seinem Bruder Felix einen Hof übrig, welcher ohngefähr 94 Morgen Landes enthält; nämlich 15 Morgen oder Tagwerk Wiesen oder Matten, wie man es dort nennt, 45 Morgen Feld, 24 Morgen Weideplätze, 10 Morgen Waldung; alles zusammen ohngefähr 8000 Gulden am Werth. Aber 5000 Gulden blieben sie darauf schuldig. Die Länderey war auch sehr im Verfall, und es foderte großen Geldaufwand, sie zu verbessern. Was noch mehr ist, so waren beyde Brüder verheurathet, und Kleinjogg hatte sechs, Felix aber fünf Kinder, wovon nur eine Tochter erwachsen, die andern zehn alle noch klein waren. Sie mußten also aus Mangel an arbeitsamen Händen viele Taglöhner halten, welche dort sehr theuer sind; und beyde Haushaltungen, von 15 Personen, sollten von dem Gut leben, und jährlich 200 Gulden Interesse davon abtragen. Die ganze Nachbarschaft prophezeyte daher beyden Brüdern den baldigen Untergang. Allein Kleinjogg meynte: der liebe Gott lasse dem Menschen deswegen Hindernisse und Schwierigkeiten in den Weg kommen, damit er sie durch Muth, Fleis und Klugheit überwinden, und durch diese Anstrengung im Verstand und Rechtthun immer weiter kommen solle, so lang er auf der Erde lebe. Er faßte also das feste Vertrauen zu Gott, daß er seine redliche Arbeit segnen werde. Und Gott hat ihn bisher so

gesegs

gesegnet, daß er, ein Jahr ins andere gerechnet, von seinem Gut 2 bis 300 Gulden reinen Ueberschuß hatte.

Die Kunst aber, durch welche Kleinjogg sein kleines Gut auf einen so hohen Nutzen bringt, besteht darinn, daß er es durch Dung und andere Mittel beständig verbessert. Er hält nicht mehr Vieh als andere, füttert es aber reichlicher. Alles Stroh verbraucht er zur Streu, und legt dem Vieh so viel unter, daß man in seinem Stall bis an die Knie in das weiche Lager einsinkt. Laub von den Bäumen, Moos, Riedgras, und was sich sonst zum Streuen schickt, sammelte er sehr fleißig dazu ein. Die Streu läßt er eine Woche lang unter dem Vieh liegen, streut aber alle Tage frisch oben drauf, so daß das Vieh trocken steht, und der Mist unten doch schon stark fault, ehe er auf die Miststätte kommt. Dabey wechselt er mit der Streu ab, damit die verschiedenen Arten schichtweis übereinander zu liegen kommen und besser durchfaulen. Auf der Miststätte darf der Mist niemals austrocknen; darum begießt er ihn oft mit faulem Wasser, daß sich neben dem Misthaufen in einer Lacke sammelt. Auch führt er dieses Mistwasser in Fässern auf seine Aecker und Wiesen, und läßt keinen Tropfen auf die Gasse fließen. Den abgestochenen Wasen von grasigten Aeckern und Weiden läßt er zwey Jahr auf Haufen liegen und verfaulen, und macht ihn dadurch zu Dung. So sucht er alles, was sich schickt, zu Mist zu machen, und bringt es dahin, daß er jährlich ein paar hundert Fuhren aus seinem Hof führte da vorher nur 50 Fuhren gemacht wurden. Und doch kauft er noch Mist dazu, und auch jährlich einige Fuhren Gerberlohe und Sägespäne (Sägklenen). Als er hörte, daß man im Amt Regensberg die Felder durch Mergel (eine Art fetter

aus Laim und Kalkerde bestehenden Erde) verbessere, reiste er ausdrücklich deswegen hin, um zu lernen, wie man damit umgehe. Er hatte aber in seiner ganzen Gegend noch keinen Mergel finden können. Dagegen hat er versucht, eine Art Gries oder mergelichten Kies, der blaulicht aussieht und sich in der Nähe befindet, dazu zu benutzen. Dieses hat ihm auch so geglückt, daß er damit den zähesten und unfruchtbarsten Boden in das beste Kornland verwandelt hat, indem er sich desselben auf folgende Art bedient: Er wirft beym Ausgraben die gröbern Kiesel auf die Seite, und den reinern Kies führt er auf seine leichten Aecker, und breitet ihn vor dem Pflügen darauf aus, wie sonst den Mist. Diese Arbeit verrichtet er meistens im Winter, wenn Schlittenbahn ist. Er findet nun, daß dieser Mergelkies die Erde erwärmet, den geilen Graswuchs verhindert, und insonderheit das schädliche Klapperkraut (Hahnenkamm, Quecken) ausrottet. Einen Acker, der 45 Gulden kostete, hat er auf solche Art auf den Werth von 200 Gulden gebracht. Durch diese Erfahrung ist er davon belehrt worden, daß überhaupt eine Art Erde die andere verbessert, schwerer Boden den leichten, Letten den Sand, rother Letten den blauen; und daß kein Boden so schlecht ist, der nicht durch Vermischung mit andern, und durch gehörige Bearbeitung und Düngung verbessert werden kann. Eine andere Verbesserung hat er mit den Wasserfurchen gemacht. Er sah, daß diese in den Fruchtfeldern viel Land unnütz machten, und daß zu beyden Seiten dieser Furchen auch das Getraid schlecht stand. Nun gräbt er allmählich auf seinen Aeckern anderthalb bis 2 Schuh tiefe Gräben, wirft bis auf die halbe Höhe grobe Kies: oder Bachsteine hinein, bedeckt solche

mit Tannenzweigen, und füllt den Graben mit der ausgegrabenen Erde wieder zu. Das Wasser seigert nun von selbst in die hohlen Räume zwischen den Kieseln, und er kann oben drüber wegpflügen. (bauen) und das Getraid wächst so schön darauf, als anderwärts. Auf diese Weise hatte er einen Acker, der neben der Strasse eine niedrige Lage hat und sonst bey jedem Regenguß überschwemmt wurde, völlig gegen das Wasser gesichert. Er pflanzt auch mehr Gemüs von allerhand Art, als seine Nachbarn, und die Erdäpfel hat er in seinem Dorf zuerst in Menge gebaut und ihren grossen Nutzen erkannt. Die Weideplätze, welche wüste Flecke in der Waldung waren, hat er durch gezogene Gräben und durch Mergelkies in gute Felder verwandelt, und 5 Morgen davon wieder mit Holz anfliegen (anstocken) lassen. Auf solche Art ist Kleinjogg in so gute Umstände gekommen, daß er die Schuld, die auf dem Gut haftet, leicht abtragen könnte. Er thut es aber nicht, sondern wendet lieber seinen jährlichen Erwerb wieder in das Gut, oder kauft neue Grundstücke dazu: weil er, nach seiner Art zu wirthschaften, mehr aus der Länderey zieht, als die Interessen zu 4 vom Hundert ausmachen. Und diese reichliche Nutzung seiner Felder beruht darauf, daß er bey allem überlegt, wie es aufs Beste einzurichten sey; daß er früh und spät selbst hinter der Arbeit her ist; daß er die 11 Kinder, so wie sie heranwachsen, nicht müßig gehen läßt; daß in seiner Haushaltung nicht ein Pfenning unnützer Weise ausgegeben, und alles, was er erübrigen kann, auf Verbesserung der Grundstücke verwendet wird.

Nro. 31.

Wie Wilhelm Denker das Heimweh bekommen, seinen Abschied erhalten, und eine eigne Haushaltung angefangen.

Alles, was nun **Wilhelm Denker** bey dem braven **Kleinjogg** gesehen und gehört hatte, nahm sein Gemüth so ein, daß er vor der Begierde, eine eben so schöne und ordentliche Wirthschaft anzufangen, nicht mehr schlafen konnte, und in seinen Geschäften ganz verwirrt wurde. Sein liebreicher Herr merkte, was ihm fehlte, und weil sich Denker in seiner ganzen Dienstzeit redlich und treu verhalten hatte: so dachte der Herr, er könne ein gutes Werk thun, wenn er ihm unter die Arme griff, daß er sein Vorhaben durchsetzen könne. Er schenkte ihm daher bey seinem Abschied 100 Dukaten. Etwas über 250 Gulden hatte sich Denker selbst gesammelt: so daß er 800 baare Gulden mit in seine Heimath brachte. Dafür kaufte er zu seinem kleinen Erbtheil so viel Land hinzu, als er dafür bekam, nebst einer Wiese von zwey Tagwerken. Er heurathete ein Mädel, die weiter nichts, als ein kleines Häusl mit einem ziemlichen Garten besaß, aber eine fleißige, ordentliche und geschickte Person war, welches mehr werth ist, als viel Geld. Damit es nun nicht gehen möchte, wie es vielen geht, daß sie eine Sache wissen, und nicht darnach thun: so machte er sich vor allen Dingen ein **Wirthschaftsbuch**, und schrieb folgende **Bauernregeln** hinein, die er auf seiner Reise gelernt hat.

Der ist nicht der reichste, der die meisten Grundstücke hat, sondern der, dessen Grundstücke die meisten und schönsten Früchte tragen.

Weniger Grundstücke, weniger Arbeit, weniger Leute zu ernähren, weniger Abgaben, weniger Miswachs und weniger Unglücksfälle.

Sol-

Sollen wenige Grundstücke viel und gute Früchte tragen, so müssen sie gut gedüngt seyn.

Soll dein Vieh viel Dung machen, so gieb ihm viel zu fressen.

Soll es viel fressen, so gieb ihm Futter, daß ihm gut schmeckt.

Willst du also reich werden, so fange damit an, daß du genug gutes Futter für dein Vieh schaffest.

Dann schaffe mehr Vieh an und noch mehr Futter.

Nun verbessere ein Stück Land ums andere durch bessere Düngung, und laß keine Furche ungenüzt liegen: so wirst du von wenigen viel erndten, und kannst die Unkosten und Abgaben, die dir das mehrere Land machen würde, jährlich zu einem Sparpfenning zurücklegen.

Wachsen nun deine Kinder heran, daß sie mitarbeiten helfen, so nimm von dem Sparpfenning, und kaufe allmählich ein Stücklein Land ums andere hinzu, so viel sie bestreiten können, und machs damit wie zuvor.

Jemehr Kinder, desto reicher wirst du nun, und kannst eins nach dem andern vom Erworbenen ausstatten, und den Stamm des Guts für dich behalten.

Was heut geschehen kann, verschiebe nicht bis morgen. Wer spät anfängt, wird spät fertig.

Das nothwendigste thue immer zuerst, und richte dich im Ackerbau lieber nach dem Himmel und dem Erdboden, als nach dem Kalender. — Ein Kluger thut alles mit Vernunft.

Willst du vom Pflug reich werden, so mußt du ihn selbst anfassen. Verläßest du ihn nicht, so wird er dich auch nicht verlassen.

Soll deine Sache gut gehen, so gehe selbst darnach. Soll sie schlecht gehen so schicke darnach.

Treibe du deine Arbeit, damit sie nicht dich treibt. Fleiß bricht Eisen und Stahl.

Der Faule begehrts und kriegts doch nicht: aber die Fleisigen kriegen genug.

Arbeitsamkeit ist ein Schatz, den kein Dieb raubt, und der sich immer selbst wieder füllet.

Was man nicht im Kopf hat, muß man in den Füssen haben, und oft im Beutel.

Unordnung ist des Lebens Pest, die zum Genuß nur selten läßt.

Das

Das Wirthschaftsbuch selbst hatte folgende Einrichtung: Es war so groß wie ein ganzer Bogen Papier, und jedes Ackerstück hatte sein Blatt darinn, wo es mit seiner Nummer eingeschrieben war. Nun schrieb Denker alle Abend in den Kalender das Datum, was den Tag über für eine Feld- oder Hausarbeit geschehen war: zum Exempel Nro. 9 gepflügt; Nro. 11 besäet; Nro. 7. so viel Fuhren Mist darauf geführt, und so weiter. Er schrieb auch das Wetter dabey, das den Tag gewesen war, da er dann oft lachen mußte, wenn er darinn blätterte, und sah, daß das geschriebene Wetter ganze Monate nach einander anders war, als das gedruckte, so der Kalendermacher hinsezte, wie's ihm einfiel. Des Sonntags nach der Kirche nahm er nun das Wirthschaftsbuch zur Hand, und schrieb aus dem Kalender, was die Woche über an diesem oder jenem Stück geschehen war, auf das Blatt, wo es hingehörte, auf folgende Art.

Nro. 3. 2 3/4 Morgen im Oberfeld zwischen Hellmanns Wittib und Peter Heinz. *)

1755.	Gepflügt.	Gedüngt.	Besäet.	Geerndet	Gedrosch.
	2. Jun. gebracht. 7 Jul gerührt. 30. Aug. zur Saat gepflügt.	15. Jul. 6 Fuhren Mist. 16. Jul gestreuet.	5. Septbr. 1 Schaff Winterweizen.	—	—
1756.	— 30. Octobr. gefelgt.	—	—	6. August geschnitten. 7. Aug. gebunden 5. Schober u. 15 Garben.	9. Schaff.

 *) Nebs

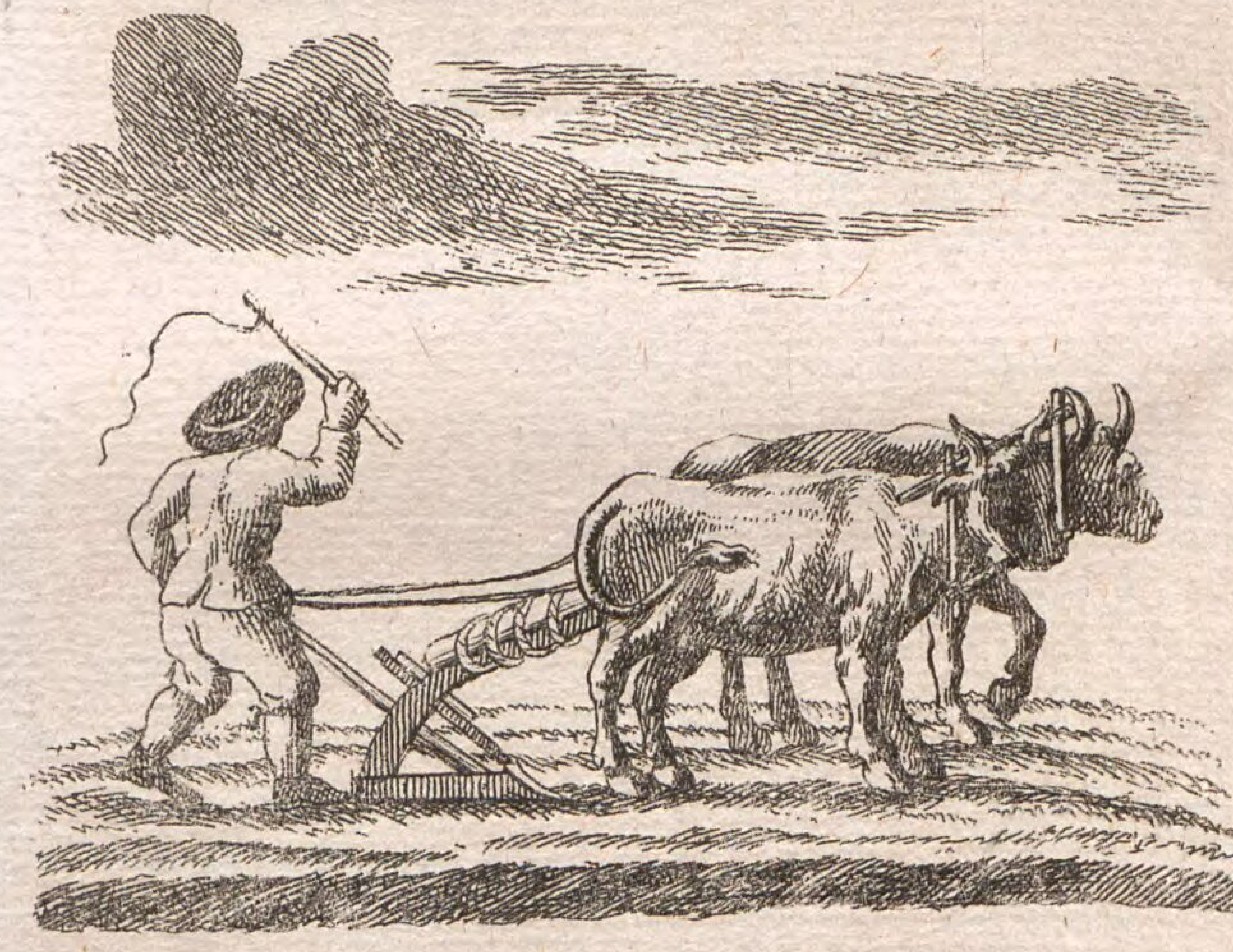
*) Nebige Tafel paßt nicht auf alle Gegenden: sondern wer sein Wirthschaftsbuch darnach einrichten will, zieht blos die Linien so wie hier, und richtet sich nach dem Acker- und Getraidemaaß, das bey ihm üblich ist. Man kann auch darinn anmerken, wie tief gepflügt oder geackert worden ist.

Dieses Einschreiben hatte den Nutzen, daß Denker aus dem Buche, wenn er seine Kalender dazu nahm, die er alle Jahre aufhob, ziemlich die Ursachen erkennen konnte, warum dieses oder jenes Stück einmal mehr, das andremal weniger getragen hatte, und da konnte er sich Regeln für die Zukunft daraus nehmen. In den Kalender schrieb er auch ein, wie viel Schober von jeder Art gedroschen und wie viel Früchte aufgehoben, und auf den Boden geliefert wurden; desgleichen was von Zeit zu Zeit in der Wirthschaft verbraucht, oder was verkauft wurde. Auf diese Weise konnte er zu jeder Zeit wissen, wie viel Vorrath von allem da seyn müsse; und kam bald dahinter, wenn ihm etwas veruntreuet wurde. Daß er auch alle Geld-Einnahmen und Ausgaben aufzeichnete, kann man wohl denken. Diese Mühe gab er sich auch deswegen, damit wenn ihn etwa eine Krankheit oder gar der Tod schnell überfiele, seine Angehörigen doch wissen könnten, wie es um alles stehe: und da meinte er sich mit ruhigerm Gemüthe aufs Kranken- oder Todtenbett legen zu können, wenn es Gottes Wille wäre. Im übrigen richtete Denker seine **Hausordnung** eben so ein, wie Herr **Flink**, und seine **Feld- und Viehwirthschaft**, wie hier folget.

Er dachte: so wie der Schuster das Leder, der Tuchmacher die Wolle, der Schmied das Eisen verstehen müsse, wenn er tüchtige Arbeit machen wolle: so müsse auch der Bauersmann die Beschaffenheit der Erde kennen, die er bearbeitet. Denn nicht al-

ler Boden taugt zu allem, und jede Erdart bringt dann die schönsten und reichlichsten Früchte, wenn sie so behandelt wird, wie es ihre Natur haben will. Er fieng also damit an, daß er sein Land nach den verschiedenen Erdarten ausstudirte, wie ein Buch. Es giebt nämlich 3 Haupterdarten: 1) zähe Erde, als Laimen und Thon oder Letten; 2) Sand, sowohl schwerer als Flugsand; 3) Faulerde, welche auch Damm- und Gartenerde heißt. Die Faulerde ist die beste. Man findet aber nicht leicht eine dieser Erden allein auf einem Acker, sondern alle drey vermischt, und jemehr Faulerde darunter ist, desto fruchtbarer ist er. Um nun zu erfahren, wie viel von jeder Art ein Acker halte, nahm Denker einen Schaufelstich Erde davon, und schnitt aus dessen Mitte einen Streif, etwa 4 Zoll breit und stark, aus, jedoch so, daß von der obern, mittlern und untern Erde daran befindlich war. Diesen Klumpen zerrührte er in einer alten Schüssel zu einer klaren Suppe, goß diese in einen erdenen Topf, und noch mehr Wasser dazu, daß es ganz dünn wurde, und rührte es mit einem Kochlöffel wohl eine Viertelstunde lang um. Alsdann ließ er es stehen, bis sich alles fest gesetzt hatte, und das Wasser ganz klar oben stand. Da schöpfte er es sachte ab, und ließ es noch stehen, bis die Erde trocken war. Da zerschlug er den Topf behutsam, ließ den Klumpen noch mehr abtrocknen, und schnitt ihn hernach mit einem Messer der Länge nach durch. Nun sah er deutlich oben die Faulerde, in der Mitte den Thon oder Leim, und unten den Sand; und konnte urtheilen, ob der Acker die rechte Mischung hätte. Er bemerkte auch, welche Stücke feucht oder trocken, und warm oder kalt waren, nach der Lage. Nach diesen Beschaf-

fenheiten beschloß er, die Verbesserungen einzurichten, die er vornehmen wollte. Den Fehler hatten aber seine Grundstücke alle, daß sie zu wenig gedungt waren. Er war also vor allen Dingen darauf bedacht, mehr und bessern Dung anzuschaffen. Zu vielem Dung gehört aber viel Vieh, viel Futter, und viel Stroh: und für den ersten Winter bekam er nicht mehr Futter, als reichlich für eine Kuh und für 8 Schaafe: damit mußte er sich behelfen. Er dachte aber: alles mit der Zeit, und suchte vor der Hand von dem wenigen Vieh so viel Mist zu bekommen, als nur möglich war. Er kaufte daher für 10 Gulden Stroh zu, um vollauf streuen zu können, und richtete alles so ein, wie ers bei Kleinjogg gesehen hatte. Um bald mehr Futter zu bekommen, bestellte er ein Morgen Land mit Klee. Er pflanzte viel gelbe Ruben, Erdkohlraben und Erdäpfel. Seine Wiesen verbesserte er schon im ersten Jahre dadurch, daß er die Graben hob, an einer Seite, wo sie sumpfig war, einen neuen Queergraben machte, und mit der ausgeworfenen Erde die Vertiefungen ausglich, auch daß er die Maulwurfshaufen eben machte, und auf alle leere Plätze Heusamen (Heuschneckel) streute. — Dadurch bekam er eine Fuhr Heu und eine halbe Fuhr Grummet mehr, als das vorige Jahr. Das nächste Jahr erndete er schon 150 Zentner Kleeheu. Er hatte aber dabei für so viel anderes Winterfutter gesorgt, daß er dieses nicht anzugreifen brauchte, sondern zum Vorrath liegen lassen konnte. Und nun richtete er sich allmählich so ein, daß er immer fast auf ein ganzes Jahr Vorrath an Fütterung hatte: indem er den Kleebau unter Waizen, Korn, Gerste und Haber fleißig fortsetzte, wenn es auch zuweilen fehlschlug.



Lit. F.

schlug. Dadurch kam er bald so weit, daß er 4 Kühe anschaffen, und sie im Stall füttern konnte; wobey er allen Mist behielt, und von jeder Kuh täglich ein Drittheil mehr Milch bekam, als seine Nachbarn. Zwey bis drey Stück junges Vieh zog er immer dabey auf. Die Schaafe ließ er allmählich bis auf 24 Stück anwachsen: weil er aber nicht mehr als 12 Stück zur Dorfheerde geben durfte, so fütterte er die eine Hälfte wechselweis zu Haus. Vom Stroh ließ er nur wenig verfüttern. Außerdem trug er Laub, Gassenkoth, und alles, was nur zu Mist taugte, zusammen, als wäre es Gold. Geld sah er auch nicht an, um Asche, Sägspäne und dergleichen zu kaufen. Auch ließ ers nicht an Arbeit mangeln, und zwang mit der Schaufel, was er nicht genug düngen konnte. Dadurch brachte ers dahin, daß man bald seine Felder in der ganzen Gegend unterscheiden konnte, und daß er immer mehr erndete, als andere Bauern des Orts.

Daß Denker reineres Korn bauete, als seine Nachbarn, dazu half es viel, daß er nicht mit dem in seiner Gegend gewöhnlichen Pflug ackerte, sondern mit dem Haaken, wie hier auf dem Bild Lit. F zu sehen ist. Er hatte im Mecklenburgischen gesehen, daß die Bauern daselbst mit einem Pflug ackerten, der ganz anders beschaffen war, als den man in seinem Land hatte. Er erkundigte sich also recht sorgfältig darnach, und erfuhr, daß dieses Ackerwerkzeug ein Haaken hieß. Zu seiner Verwunderung sah er, daß nicht das gerinste Eisenwerk daran war, außer einer eisernen Spitze, welche statt des Pflugschaars dient. Er hörte auch, daß jeder Bauer seinen Haaken selbst mache, und nichts dazu kaufe, als die eiserne Spitze. Denker sah, daß sich alle Arten von

Boden eben so gut, ja noch besser und leichter zurecht machen ließen, als mit dem Pflug, und daß insbesondere der Haaken das Unkraut viel besser ausrottete. Denker nahm sogleich sein Taschenmesser, und schnitzte sich einen solchen kleinen Haaken, etwa einer Hand groß. Er maß aber alle Theile an dem großen mit einem Maaßstab, den er immer bei sich trug, und schrieb die Größe von jedem ganz akkurat auf, damit er einmal zu Haus einen wirklich brauchbaren Haaken nach seinem kleinen machen könne. Er schrieb auch die Namen aller zum Haaken gehörigen Stücke auf, und machte Zahlen dabey, um es besser zu merken, wie es hier nach der Abbildung Lit. G. beschrieben ist.

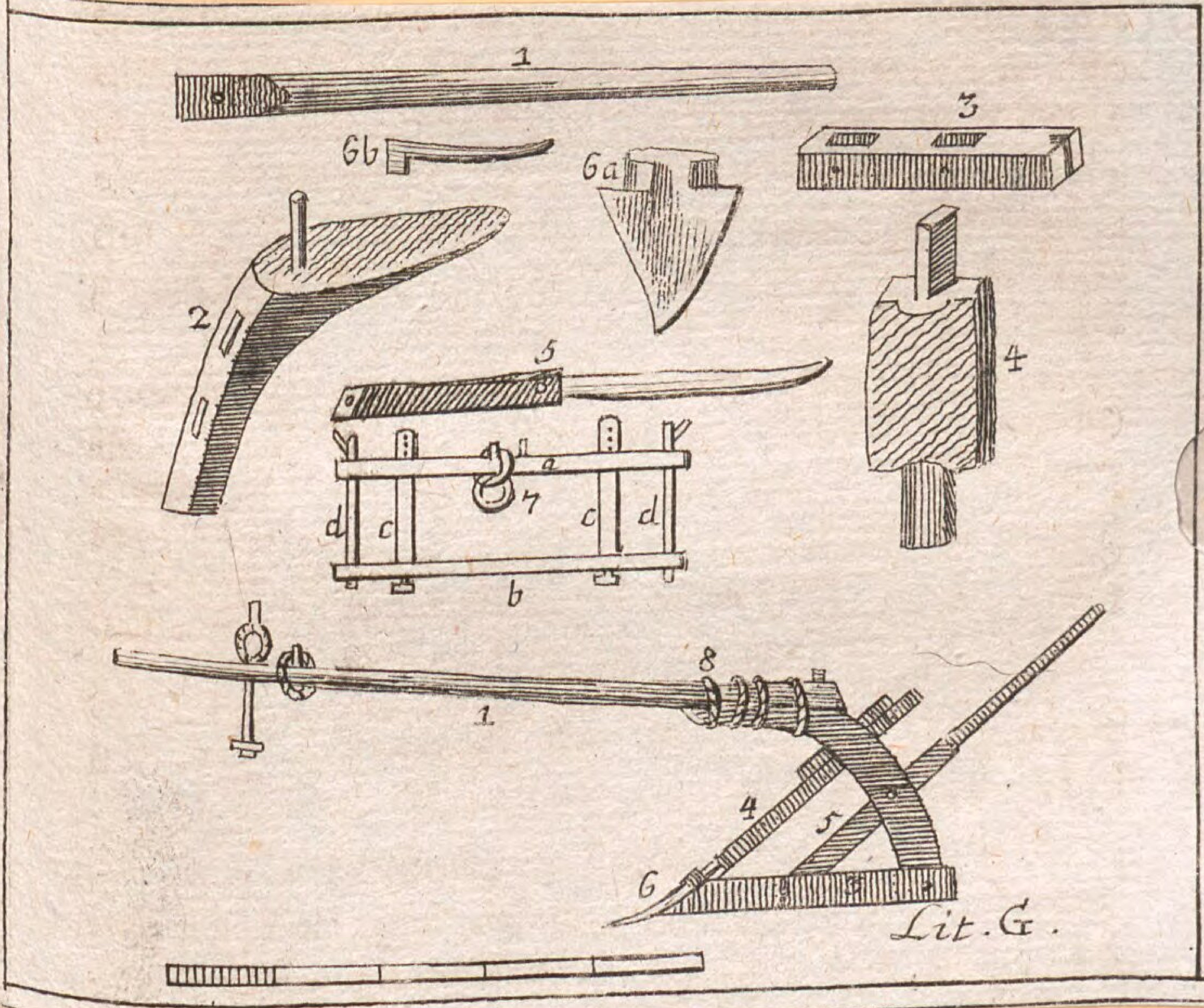
1. Der Haakenbaum, 7 bis 8 Fuß lang, nach der Größe der Ochsen, die ihn ziehen. Er ist von Eichen- oder Birkenholz, am dicken End 4 Zoll oder etwas drüber, und am dünnen 3 Zoll und drüber dick. Das dicke End ist, wie man sieht, bis auf eine Elle lang abgeschrägt, damit das folgende Stück darauf paßt und durch einen hölzernen Nagel daran befestigt werden kann.

2. Der Haakenkrümmel, ein krumm gewachsenes Stück Holz; von einer Spitze bis zur andern 3 1/2 Fuß lang, vom festesten Holz, das man hat.

3. Das Haakenhefft, 2 Fuß und 2 Zoll oder drüber lang, wie es an den Krümmel paßt; 3 bis 4 Zoll hoch und 3 Zoll dick. Bey b ist ein Loch eingestemmt, in welchem das Sterz fest gemacht wird. Unten daran nagelt man eine hölzerne Sohle mit hölzernen Nägeln oder ein Stück altes Eisen, damit sich das Hefft nicht zu bald abschleife. Das Hefft muß von sehr festem Holz seyn.

4. Das Haakbrett oder Reester, an welches das Haakeisen befestiget wird. Dieses richtet sich in der Länge nach dem Krümmel und Hefft. Die obere Angel etwa 5/4 Zoll breit, 2 Zoll dick und 8 Zoll lang, wird in den Krümmel eingekeilt. Der mittlere Theil ist etwa 1 1/2 Fuß lang und 10 bis 11 Zoll breit. Die untere Angel richtet sich nach der Größe des Haakeisens, welches daran

befestigt



1
Gb
Ga
3
2
5
4
a
7
d
c
c
d
b
8
1
4
5
G
Lit. G.

230/231

befestigt wird, und ist etwa 9 Zoll lang und 4 bis 4 1/2 Zoll breit. In der Mitte ist das Haakbrett etwa 1 Zoll dick, und an beyden Ecken mit altem Blech beschlagen. Unten am Hefft wird das Haakbrett entweder mit einer daran gehauenen Nute in eine am Hefft befindliche Falze eingepaßt, da man es dann vermittelst der Keile im Krümmel höher oder tiefer stellen kann, oder es wird aufgenagelt. Das Haakbrett muß von gutem Buchenholz seyn, und hält kaum ein Jahr aus.

5. Der Sterz, ein meistens gerades Stück Eichenholz, unten, wo es in das Hefft gesteckt wird, 2 1/2 Zoll breit und 3/4 Zoll dick. Die Länge dieses breiten Theils richtet sich nach der Weite des Krümmels vom Hefft. Der übrige Theil ist 4 bis 5 Schuh lang, nach der Größe des Ackermanns, denn dieser hält den Sterz beständig mit einer Hand und regieret den Haaken damit.

6. a Das Haakeisen, ist meistens 3 Achtel eines Zolls dick, sieht dreyeckigt aus, und hat oben ein paar einwärts gebogene Haaken, welche an die untere Angel des Haakbretts passen, daß man es an diese mit ein paar hölzernen Keilen befestigen kann. Die Spitze des Haakeisens läuft etwas verdickt zu, und vorwärts gebogen, wie man bey der Abbildung 6. b siehet. Es giebt auch Haakeisen, welche platt zugespitzt, und unten nur wenig dicker sind als in der Mitte. Andere haben eine viereckigte lange Spitze von 4 Zoll, die vor dem Haakbrett hervorragt, und besonders in strengem Bodem Dienste thut, oder wo tief geackert werden muß. Die Länge eines Eisens mit scharfer Spitze ist 15 Zoll, und eines mit platter Spitze 12 Zoll. Die Breite hält, da wo es am breitesten ist, 12 und 14 Zoll.

7. Das Haakenjoch (Jaar) bestehet aus dem Jochbaum a, welcher 6 Fuß lang und gegen 3 Zoll dick ist; dem Kehlholz b, und den zwey Jochscheiden c und zwey Vorsteckern (Jaarsprisseln) d, welche 4 Stücke jedes 2 Fuß lang sind. Der Jochbaum liegt beyden Ochsen auf dem Hals, und wenn sie angespannt werden, so zieht man nur den Vorstecker bey d und d heraus, welche leicht ein und ausgehen, und schiebt ihn wieder hinein, wenn der Ochs den Hals dazwischen gethan hat. Durch die Weidenringe e wird das Joch an den Haakenbaum befestigt.

8. Hier sind alle Theile des Haakens zusammen gefügt, und obige Zahlen wieder bey jedem Stück gesetzt, daß man es unterscheiden kann. Die Ringe, welche den Haakenbaum mit dem Krümmel verbinden, sind auch von Weidenzweigen zusammen gedreht. Nichts ist leichter, als den Haaken zu stellen, daß er flach oder tief ackert. Es kann geschehen durch das Haakeisen, indem man es höher oder tiefer anschlägt, oder durch den Sterz, auch durch das Haakbrett, und durch einen Keil, den man zwischen dem Haakenbaum und dem Krümmel hineintreibet. Wie es aussiehet, wenn einer mit dem Haaken ackert, zeigt das Bild Lit. F.

Denker hatte auch mit dem Haaken ordentlich ackern gelernt, und alles, was sonst dabey zu merken ist; zum Exempel, daß man damit nicht so, wie bey dem Pflug, von einer Furche zur andern zu ziehen braucht, wenn man umwendet, sondern die zweyte gleich neben die erste machen kann; auch wie man mit einem Ochsen oder mit Pferden haaket, welches letztere aber nicht so gut ist, und wie man das Vieh abrichtet, daß es sich gern anspannen und leiten läßt. In den ersten Jahren ackerte er aber nur mit seinen Kühen, und hielt es so damit: frühe spannte er zwey an, und ließ sie 3 bis 4 Stunden arbeiten, alsdann brachte ihm sein Weib die beyden andern vor den Haaken, und führte die ersten in den Stall, wo sie ihr Futter bekamen. Nachmittags machte ers wieder so, daß er mit jedem paar Kühen nur 3 bis 4 Stunden arbeitete. Die Kühe gaben bey dieser mäßigen Arbeit, und weil sie immer gutes Futter hatten, noch mehr Milch, als solche, die den ganzen Tag auf einer magern Weide spazieren gehen. Späterhin, da sich seine Umstände verbesserten, schafte er Ochsen an, und hielt es eben so, daß sie einander ablösen mußten; aber Rosse schafte er sich niemals an. Er dachte: die Ochsen sind wohlfeiler,

feiler, sie brauchen weniger Wartung, kosten jährlich nicht so viel an Riemer- und Schmiedearbeit, nehmen mit schlechterer Kost vorlieb, geben bessern Dung, und wenn sie alt werden, kann man sie noch mästen und theurer verkaufen, als man sie eingekauft hat: dagegen wenn die Rosse ausgedient haben, ist die erste Kaufsumme ganz verlohren. Auch kann man Ochsen leichter selbst aufziehen, als Pferde. Denker kehrte sich also nicht daran, daß reiche Bauern in seinem Dorf sich schämten, mit Ochsen zu fahren. Er blieb noch dabey, da er einer der reichsten worden war, und dieser Umstand half eben viel dazu, daß er reich wurde.

Ein anderes Mittel, immer mehr vom Ackerbau zu gewinnen, war dieses: daß er auf seinen Aeckern mit den Früchten, so viel möglich, abwechselte.

Bey dieser Abwechselung kann der Acker auch deswegen länger tragen, ohne frisch gedungt zu werden: weil jede Art der Gewächse nicht dieselben Nahrungssäfte aus der Erde zieht, sondern immer andre; wie man dieses schon an dem verschiedenen Geschmack und Geruch derselben erkennen kann. Ein Acker, der zum Klee oder zu Gartengewächsen keine Kräfte mehr hat, kann noch Nahrung zum Getraide haben. Manche Gewächse, zum Exempel, eben der Klee, führen auch durch ihre Blätter der Erde viele Nahrung aus der Luft zu. Kurz, man konnte es Denkers Felder ansehen, daß die Sache gut sey. Außerdem versuchte er auch diese und jene neue Art von Benutzung des Ackers, die er auf seiner Reise gesehen hatte; aber immer erst im Kleinen, und nach genugsamer Ueberlegung, ob es sich für seinen Boden und seine Gegend schicke. Zum Exempel, er

hatte ein kleines Stück Bergland von ohngefähr ½ Morgen, welches so steinigt und elend war, daß es fast nicht die Mühe lohnte, es zu bestellen. Dieses bepflanzte er mit Brennnesseln. Im September und Oktober haute er dergleichen auf den wüsten Stellen hinterm Dorf aus, riß sie von einander, schnitt die äußersten Enden der Wurzeln ab, und auch den Stamm bis auf einen halben Zoll und drüber, und so setzte er sie in gerade Reihen ziemlich nahe neben einander, und befestigte sie mit etwas Erde, damit sie aufrecht stehen blieben. Seine Nachbarn lachten freylich darüber, daß er sich so viel Mühe gab, Unkraut zu pflanzen. Allein, als er im folgenden Sommer zwey Fuhren Heu für seine Kühe davon erndtete, da lachte er. Die Brennnessel ist nämlich ein trefliches Futter, auf welches die Kühe viele und fette Milch geben, und welches sie zugleich, wie eine Arzeney, vor Seuchen und Krankheiten bewahrt. Das Vieh frißt sie auch gern, wenn sie nur zu rechter Zeit abgemähet werden, welches im Junius und August geschehen muß. Man mischt sie statt des Heues unter das Stroh, oder begießt sie mit warmen Wasser, läßt sie die Nacht über darinn stehen, und giebt dem Vieh des folgenden Tages diese Tränke. Ein solcher Nesselacker kann alle Jahr dreymal gemähet werden, wenn man sie nur ein wenig dunget, welches durch Laub und Zweige geschehen kann, die man im Herbst darauf streuet. Will man sie säen, so wird der Saamen im August gesammelt. Man schneidet den Stamm ab, und läßt ihn dörr werden, da fällt der Samen von selbst heraus. Dann säet man ihn im September. Sie können aber den ersten Sommer noch nicht geschnitten werden. Diese Probe, und mehr dergleichen,

gelan-

gelangen Denkern wohl, weil er sie mit aller Vorsicht und Ueberlegung anstellte.

Auf solche Art brachte er's durch sein beständiges Nachsinnen über das Wie? Warum? Wodurch? und Wozu? bey jeder Sache dahin, daß sein Vermögen alljährlich zunahm, während daß manche seiner Miteinwohner, die immer beym Alten blieben, über schlechte Zeiten klagten, und zusehends ärmer wurden. Wegen seines Kleebaues wurde Denker auch in der ganzen Gegend so berühmt, daß ihn viele Leute ersuchten, er möchte doch, da er mit der Feder umzugehen wisse, eine Vorschrift darüber aufsetzen. Dieses that er, als ein dienstfertiger Mann, recht gern, und des Nutzens wegen folgt hier diese ganze Vorschrift.

Nro. 32.

Wilhelm Denkers Unterricht vom Kleebau.

Drey Arten von Klee sind die nutzbarsten. I. Der rothe Klee (der gemeine steyermärkische Klee). Dieser wird unter Waitzen, Haber und Gerste gesäet, und hernach, wenn das Getraid abgeschnitten ist, benutzt. Er gedeihet in jedem Boden, der so beschaffen ist, daß er gute Gerste oder Bauwaizen trägt. Gar zu steinigter Felsenboden, gar zu sehr mit Graswurzen angefüllter Acker, feuchter oder sumpfiger Boden, eisenschüssiger Sandboden, grober Kies und Töpferthon (Hafnerlaim) taugen nicht dazu, bis sie durch Dung und Mischung mit andern Erdarten verbessert werden Bey regenhafter Witterung ist es am besten, den Kleesamen zu säen, und mit einer leichten Egge oder einem Dornbuschen einzueggen. Ist aber Dürre zu vermuthen, so läßt man den Acker erst abtrocknen, und säet hernach den Klee ins dürre Land, wo er 3 bis 4 Wochen liegen kann, ohne zu verderben. Man eggt ihn mit einem Dornbuschen oder walzt ihn unter.

Wenn nach dem Schnitt der Klee abgemäht wird, muß man ihn einige Tage liegen lassen, und hernach die Schwaden (Mathen) mit dem Rechenstiel oder einem andern

Steck

Stock wenden, daß der Klee trockne. Das Wenden muß behutsam des Morgens oder gegen Abend geschehen. Im Herbst kann man den Klee, wenn die Witterung günstig ist, noch einmal mähen und zu Heu machen, oder grün verfüttern. Nur muß man sich hüten, ihn zu spät im Herbst noch abzumähen, weil davon viele Stöcke auswintern. Die Schaafe darf man nicht darauf treiben lassen: sie fressen das Herz aus den Stöcken. Im Herbst überstreut man den Kleeacker dünn mit kurzem Mist. Wenn es aber viele Mäuse giebt, so unterläßt man im Herbst die Bedeckung mit Mist, weil unter selbigem die Mäuse, so nach den Kleewurzeln gehen, geschützt werden und sehr viel Schaden thun. Wer keinen Mist hat, nimmt ungebrannten gemahlnen Gips, Asche, Sägspäne, Hühner- oder Taubenmist, so viel als man Frucht auf den Acker säet, und streuet ihn im Februar oder März auf, wenn der Schnee von den Feldern wegthauet. Doch taugt der Gips nicht auf nassen Boden. Im März rechent man den Mist, wenn dergleichen darauf ist, herunter, und überzieht den Acker mit einer hölzernen Egge. Sollte der Klee ausgewintert seyn, welches selten geschieht, so stürzt man den Acker, und bestellt ihn mit Haber oder andern Getraidarten.

Das Abgrasen oder Mähen des gemeinen Klees fängt man an, wenn die Knospen hier und da aufbrechen, und die Blüthe anfängt. Es muß nicht vor 7 oder 8 Uhr des Morgens geschehen, eh die Sonne den Thau aufgezogen hat. Wird er naß eingebracht, so muß man ihn auf der Tenne dünn aus einander streuen und trocknen lassen, eh man ihn verfüttert. Auf Haufen entbrennt er leicht, und wird schädlich. Die beste Fütterungsart mit grünem Klee ist, daß man ihn mit Stroh vermischt, oder mit untermengtem Stroh gröblich auf der Hexelbank (Strohstock) schneiden läßt. Auch kann man abwechseln mit anderm Futter zwischen dem Klee, und eine Hauptregel ist, daß man dem Vieh nicht zu viel auf einmal gebe, sondern aus jedem Futter wenigstens drey Porzionen mache, zumal wenn der Klee noch jung ist. Man muß im Anfang nur kleine Porzionen geben, bis das Vieh größere vertragen lernt. Auch ist wohl zu merken, daß man das Vieh nicht gleich auf den Klee saufen läßt, denn davon

236/237

Lit. H

von wird es aufgeblähht, sondern lieber, eh man ihm das Futter giebt. Jungem Vieh ist Kleeheu besser als grüner Klee. Muß man diesen füttern, so vermenge man ihn daher wohl mit Stroh. Bekommt das Kalb den Durchlauf, so giebt man ihm ein rohes Ey mit der Schale ein, dieses hilft. Wer viel Klee füttert, thut wohl, dem Rindvieh im August zur Ader zu lassen. Den Schaafen giebt man von Klee der in der Blüthe steht, im Anfang aufs Stück etwa 4 Pfund in 4 Futtern, dann 6 Pfund in 5 Futtern, und so fort bis auf 10 Pfund. Von jungem Klee muß man mit einem halben Pfund anfangen, und wechselsweis trockenes Futter dazwischen geben.

Zum Heu wird der erste Kleewuchs gemähet, wenn er in voller Blüthe steht, etwa 14 Tage vor Johanni. Man läßt ihn in Schwaden (in Mathen) liegen, bis er oben ganz dürr ist. Alsdann werden die Schwaden des Morgens oder Abends mit einer Streugabel allemal zwey gegen einander zusammen gewendet. Ist er nach einigen Tagen auf der andern Seite auch abgetrocknet, so wird er des Abends, wenn der Thau gefallen ist, auf kleine Haufen zusammen geschobert oder gerollt, das übriggebliebene wird sogleich nachgerechent. Des Morgens von 8 bis 9 Uhr wird zusammen gehäufet und eingeführet; späterhin würden die Blätter und Blumenknospen abfallen. Fällt Regenwetter ein, so ists am besten, den Klee in den Schwaden liegen zu lassen und ihn hernach beym Sonnenschein des Morgens und Abends mit den Händen oder dem Rechenstiel aufzulüften. Auf dem Heuboden, oder in den Scheuern und Schuppen, darf der Klee nicht fest eingestampft werden, und man muß ihm recht viel Luft lassen. Man kann zu dem Ende Hölzer einschlagen und Queerstangen daran befestigen, so daß die obere Lage auf den Stangen ruhet. Oder man legt zwischen jede Fuhr Heu eine Schicht Stroh einer Hand hoch. Hat man Raygras oder Rosgras mit unter den Klee gesäet, so ist dieses nicht nöthig. Aber die beste Art, das Kleeheu aufzubewahren, ist, es in einen Schober aufzuthürmen, dergleichen hier auf dem Kupferbl. Lit. H. abgebildet stehet.

Man wählt im Hof oder Garten einen Ort, der trocken und keinem Wasserschaden ausgesezt ist. Auf diesen sezt man (1) fünf lange Stangen, und bindet sie (2)

oben

oben an den Spitzen mit einem Bastband oder Strick so locker zusammen, daß sie sich unten leicht auseinander geben. Diese stellt man (3) unten mit den dicken Enden gleich weit aus einander aufrechts in einen Kreis von 4 bis 5 Fuß im Durchschnitt, so daß eine Pyramide daraus wird. Die Stangen müssen desto höher und stärker seyn, je größer der Schober werden soll. Auf den Boden legt man (4) eine von 4 Brettern zusammen gefügte Röhre, wenigstens 1 Schuh hoch und breit so an, daß ein End davon in den innern Kreis zwischen die Stangen hinein, und das andere bis über den ganzen Umfang des Schobers hinausreicht, damit durch diese Röhre die Luft hinein, und oben durch die Stangen wieder hinausziehen kann. Nun panset (schöbert) man den Kleeschober um die Stangen herum recht geschickt, so daß er eine feine Rundung bekommt, so weit in die Höhe, bis (5) die Höhlung, welche die Stangen machen, noch 1 oder 1 1/2 Fuß im Durchschnitt hat. Hier wird (6) ein Dach von Stroh an die herausragenden Stangen befestigt, welches das Heu gegen den Regen schützt, und oben über das durchgehende Loch (7) noch ein kleines Dach, damit es nicht zu der Oeffnung hinein regnet. Dieses darf aber nicht fest aufliegen.

In einem solchen Haufen bleibt das Klee- und anderes Heu am besten verwahrt.

Eine schöne Erfindung ist es auch, daß man den Klee grün auf der Futterbank schneidet, mit Salz und Wasser anfeuchtet, und eben so einmacht, wie Sauerkraut. So verliert er nichts durchs Eintrocknen, da sonst von 6 Zentner grünem, 5 Zentner eintrocknen. Das Vieh frißt den eingemachten Klee gern, und er ist ihm auch gesund, wie dem Menschen das Sauerkraut. Die Kühe milchen auch vortreflich darnach. Mengt man ihn handvollweis unter das dürre Futter, so kann er auch den hochträchtigen Kühen nicht schaden. Wer keine Fässer dazu hat, macht eine Grube an einem trocknen Ort, je tiefer, je besser, schlägt sie mit Thon oder Letten aus, daß sie wasserfest wird, und versieht sie mit einem Dach. Darinn kann er auf ein ganzes Jahr Klee einmachen.

Den Saamen zieht man von zweyjährigem Klee, indem man den ersten Wuchs im Frühjahr vor der Blü-

che hauen u. den zweyten stehen läßt. Doch ist es gut, auch etwas vom ersten Wuchs in Sammen gehen zu lassen, wenn etwañ der zweyte nicht gerathen sollte, wegen nasser Witterung. Wenn er reif ist, schneidet man die Köpfe mit der Sichel ab, und trocknet sie auf Tüchern. Alsdann drischt man den Saamen heraus. Der steyermärkische Saamen wird weit und breit verschickt. Von Grätz allein gehen jährlich einige hundert Zentner ausser Land.

II. **Luzerne, Dauerklee, ewiger Klee,** auch **Stutternheimer, türkischer, blauköpfigter Klee** genannt, ist noch ein besseres Futterkraut, als der gemeine spanische oder steyermärkische Klee. Er ist ergiebiger, wächst zeitiger im Frühjahr, und dauert länger. Er verlangt aber einen fetten Boden, dessen Erdart bis auf 5 Fuß einerley ist, und die etwas feucht, doch nicht naß, und 4 bis 5 Fuß tief kein Wasser unter sich hat. Denn sobald die Wurzeln auf die Nässe, oder auf Laimen kommen, sterben sie ab. Der Acker zu Luzerne wird im Herbst entweder zweymal gepflügt, und die Länge und Queere geeggt, oder wer es thun kañ, läßt in derselben Furche einen zweyten Pflug, allenfalls einen tüchtigen Haakenpflug folgen, und die Erde 6 bis 8 Zoll heraufbringen, damit sie Frost und Regen im Winter durchdringe. Es ist nicht gut, frisch zu dungen, weil davon viel Unkraut wächst, sondern besser thut man, einen Acker dazu zu nehmen, der das Jahr vorher stark gedunget gewesen, und Kraut, türkischen Waizen und dergleichen getragen hat, und der durchs Behauen recht mürb und vom Unkraut gereinigt worden ist. Zu End des Aprils, oder auch später im May, Junius oder Julius wird die Luzerne an einem windstillen Abend, wenn Regen zu vermuthen ist, gesäet, und des Morgens eingerechent oder mit einer hölzernen Egge auf eine andere Art eingestreift. Zur Saat wird 6 Zoll tief geackert. Zur Beyfrucht kann man Haber nehmen, und mit dem jungen Klee abmähen und verfüttern. Will das Unkraut den ohne Beyfrucht gesäeten Luzernklee überwachsen, so haut man ihn gemeiniglich ab. Allenfalls müssen auch die kriechenden Unkräuter herausgejätet werden. Ein solcher Luzernacker, der im April oder May besäet worden, wird

schon

schon im ersten Sommer dreymal gemähet, damit sich die Stöcke bestauden; in den folgenden Jahren 4 bis 7 mal. Und so dauert er 15 bis 20 Jahre. Er bläht das Vieh nicht so leicht auf, wie der gemeine steyermärkische Klee, muß aber doch, wenn er jung ist, mit Vorsicht gefüttert werden. Zu Heu läßt er sich leichter machen, als jener. Wenn man nach jedem Mähen die Stoppeln mit Mistwasser, oder mit Lauge von Kalk und Asche begießt, so wächst er zusehends. Außerdem muß er ein Jahr ums andere mit gemahlenem ungebrannten Gips, Asche, Ruß, Mergel und dergleichen bestreut werden, oder vor Winters mit kurzem Mist, der im Frühjahr wieder abgerecht wird. Auch wird er alle Frühjahr mit einer eisernen Egge aufgekratzt. Wenn sich leere Plätze zeigen, besäet man sie wieder, oder läßt einen Stock darneben in Saamen gehen. Ein Fleck Luzerner giebt, wenn es in guten Stand ist, 6 mal so viel Futter, als die beste eben so große Wiese, und man hat aus der Erfahrung berechnet, daß ein solcher Acker binnen sieben Jahren, nach Abzug aller Kosten, 60 Gulden mehr abgeworfen hat, als das beste Kornfeld.

Will man einen Luzernacker wieder zu Kornfeld umbrechen, so ist es am besten, ihn umzugraben. Oder man spannt 2 bis 4 Pferde vor einen starken Pflug, der mit einem scharfen Sech versehen ist, und pflügt ihn bey trocknem Wetter um. Leichter geht es, wenn man den Wasen vom Acker im Herbst mit einem ordentlichen Schälpflug abschälet, die Wasen auf Haufen bringt, und die Wurzelstöcke blos stehen läßt: da verfaulen sie im Winter. Im May kann man nun leicht pflügen, die Wasenhaufen vor der Saatfurche wieder ausstreuen, und Waizen, Gerste, Hanf und dergleichen ohne weitere Düngung bestellen, und eine reiche Erndte davon erwarten.

III. Die Esparsette, oder der Esperklee ist das nahrhafteste und süsseste Futter für alles Vieh, besonders für Pferde, und ist gar keine Gefahr dabey. Sie wächst im schlechtesten Boden, wenn er nur 4 bis 5 Fuß tief überein ist und unten kein Wasser hat. Man bereitet den Acker wie bey der Luzerne, und säet sie im Junius lieber zu dick, als zu dünn. Sie giebt jährlich zwey bis

drey

drey Erndten 10 bis 15 Jahre nach einander. Man pflegt den Acker, wie bey der Luzerne, und beym Hauen läßt man etliche Zoll lange Stoppeln. In den ersten zwey Jahren läßt man die Esparsette so wenig als die Luzerne Saamen tragen, weil die Stöcke davon leicht ausgehen: nachher aber kann man die Esparsette Saamen tragen lassen, und dann schneidet man eine Handvoll Hülsen nach der andern ab, wenn sie anfangen braun zu werden, und läßt sie auf einem lüftigen Boden wohl trocknen. Alsdann wird der Saamen mit einem Stock ausschlagen.

Nro. 33.

Wie Wilhelm Denker seinen jährlichen Ueberschuß angelegt und gesparet, so daß er allmählich reich worden.

Durch den fleisigen Kleebau, und überhaupt durch die immer weitergehende Verbesserung der Felder und des Viehstandes, erwarb sich nun **Wilhelm Denker** immer mehr. Er hatte einen Wandschrank in der Stube, worinn er sein Geld aufbewahrte. An die Thür von diesem Schrank klebte er ein Papier, auf welchem mit grossen Buchstaben folgende Hauslehren geschrieben waren:

Spare in der Zeit: so hast du in der Noth.

Was du ersparest, brauchst du nicht erst zu erwerben.

Wenn du in der Jugend nicht sammelst, was willst du im Alter finden? Junge Schlemmer, alte Bettler.

Kaufe nicht, was du brauchst: sondern nur, was du nicht entbehren kannst.

Richte die Ausgabe nicht nach der Einnahme: sondern nach der Nothdurft.

Vernünftiger Aufwand bringt mehr ein, als unvernünftige Sparsamkeit.

Wenn das Wasser sich im Staubregen zersplittert, kann es keine Mühle treiben: darum muß nur ein Geldbeutel im Haus seyn, und den muß der Hausvater haben.

Was du selbst machst, brauchst du nicht zu kaufen, oder ums Geld machen zu lassen.

Was des Aufhebens werth ist, laß nicht aus Faulheit liegen.

Was verdirbt, bringt weder Nutzen noch Dank.

Iß, was sättigt! Trinke, was den Durst löscht! Trage, was den Leib bedeckt: so wird deine Ausgabe die Einnahme nicht übersteigen.

Wer kleine Risse zustopft, bekommt keine grossen zu repariren.

Aus Pfenningen werden Kreuzer, und aus Kreuzern Gulden.

Nach diesen Sprüchen richtete er sich sorgfältig. Er gab keinen Heller Geld für Leckereyen oder für Bettelstaat aus. Es kam kein Loth Kaffe, Zucker oder fremdes Gewürz in sein Haus, und er, und sein Weib und Kinder trugen nicht gern einen Faden am Leib, den sie nicht selbst gesponnen hatten. Bei Hochzeiten, Kindtaufen und andern Gelegenheiten ließ er wohl etwas aufgehen: es durfte aber nicht viel dazu gekauft werden, sondern es mußte das meiste aus seiner Wirthschaft genommen seyn. So wie er nach und nach am Vermögen zunahm, verthat er doch nicht mehr Geld, als zuvor. Er pflegte zu sagen: „wenn ich satt bin, und einen Rock für den Tag und ein Bett für die Nacht habe: was brauche ich mehr? Pasteten nähren nicht besser, als Hausmannskost; ein seidener Kittel hält nicht wärmer, als ein wollener, und wer müd ist, schläft auf einem Strohsack so ruhig, als auf Pflaumfedern." Dagegen war er der festen Meinung: wenn Gott eine Haushaltung besonders segne, daß sie etwas übrig habe, so geschähe es deswegen, damit sie die christliche Liebe gegen Arme und Nothleidende desto mehr ausüben solle; und dieß that er redlich. Vielerley Ausgaben, welche den Bauersleuten schwer fallen, ersparte er dadurch, daß er bey schlimmen Wetter oder des Sonntags überall in Kammern, auf den

Böden, und Scheuern und Ställen umhergieng, und visitirte, ob irgendwo das Dach durchsichtig worden, oder sonst der geringste kleine Schaden an einem Gebäude entstanden sey: und da hatte er allerhand Werkzeug, und war so geschickt, daß er die kleinen Fehler selbst ausbesserte, eh sie grösser wurden. So machte er es auch mit dem Ackerwerkzeug und allem Hausgeräth, und seine Kinder hielt er auch dazu an.

Mit dem Vieh hatte er selten Unglücksfälle, weil er es im Stall fütterte, und die Fütterung mit grosser Vorsicht, und immer gleich einrichtete. Wegen der schönen Ordnung, die in seiner ganzen Haushaltung war, gieng auch sonst nicht viel zu Schaden, und wurde alles auf höchste benutzt. Mit Feuer und Licht war er behutsam, und vor Zänkereyen und Prozessen hütete er sich, wie vor dem Feuer. Die herrschaftlichen Abgaben legte Denker immer vor dem Termin zurecht, und eh diese berichtigt waren, kaufte er auch das Nothwendigste nicht. Dadurch ersparte er alle Exekuzions- und andere Gebühren, und hatte sein Lebenlang mit der Obrigkeit nichts zu schaffen, als wann er etwa die für fleißige und kluge Bauern ausgesetzte Belohnungen empfieng. Auf solche Art hatte er jährlich einen starken Ueberschuß der Einnahme über die Ausgabe. Er kaufte aber nicht eher neue Aecker zu, bis seine Kinder heran wuchsen, daß sie fleisig mit Hand anlegen konnten bey der Feldarbeit. Nun kaufte er allmählich ein Stück Land ums andere, und setzte eins ums andere auch in bessern Stand. Auf diese Weise gelangte Wilhelm Denker, der mit etlichen Morgen angefangen hatte, binnen 34 Jahren zu 30 Morgen Aecker und Wiesen des besten Landes, und seine ganze Kunst bestand, wie man gesehen hat, in folgenden Punkten:

 1) Daß

1) Daß er die Feld- und Hauswirthschaft nicht nach dem alten Schlendrian trieb: sondern alles immer besser zu machen suchte.

2) Daß er nicht mehr Land zu bauen übernahm, als er mit Weib und Kindern, und nur wenigem Gesind, zu jeder Zeit bestreiten konnte.

3) Daß er erst den Viehstand verbesserte, und durch dieses das Land immer besser und besser machte.

4) Daß er beym Ueberfluß schon für die Noth sorgte, und auf Vorrath auf dem Boden und im Geldbeutel bedacht war.

5) Daß er 4 Kinder hatte, die so wurden, wie er und sein braves Weib.

6) Daß er in seinen Sachen Ordnung hielt, alles aufschrieb, und immer wußte, wie es mit seinen Sachen stand.

Wers ihm in diesen Stücken fleißig nachthut, kann sicher seyn, daß ihn Gott auch segnen, und reich machen wird, wenns ihm nützlich ist. Denker war kein Geizhals: er scharrte und schabte nicht alles zusammen, und hütete sich vor ungerechtem Gut. Sein tägliches Dichten und Trachten gieng auch nicht eben dahin, reich zu werden: sondern nur immer dahin, wie er jede Sache am verständigsten und besten einrichten könnte, daß es Gott wohlgefalle, und daß die Menschen Freude und Nutzen davon hätten. Da kam dann der Segen Gottes von selbst, und er wurde reich mit Ehren.

Des

Des Unterrichts- Noth- und Hülfsbüchleins

Dritter Theil,

welcher lehret, wie sich Bürgers- und Bauersleute in allerley Nothfällen helfen können.

Nro. 34.

Von der künstlichen Beschaffenheit des menschlichen Leibes, von der Kunst der Aerzte, und von dem Betrug der Quacksalber und Marktschreyer.

Der Herr Pflegskommissarius Justus zu Mainbach, hatte die löbliche Gewohnheit, daß er an den Sonntägen ordentliche Zusammenkünfte mit seinen Bauern und andern Pfleggerichtsunterthanen hielt, und diesen allerley gute Lehren gab; besonders unterrichtete er sie von der künstlichen Beschaffenheit des menschlichen Leibes und dem Nutzen und Gebrauch aller Gliedmassen, auch wie sie solche zu schonen und in Obacht zu nehmen hatten. Wir würden die guten Lehren, die der Herr Pflegskommissarius gegeben hat ausführlich hieher setzen, wenn nicht diesem Unterrichts- Noth- und Hülfsbüchlein noch ein zweytes Bändchen nachfolgen sollte. In diesem zweyten Bändchen wird unter andern eine ausführliche Anweisung gegeben werden, wie man sich bey den Krankheiten und Gebrechen des Leibes, und bey den Krankheiten des Viehes zu verhalten, und welcher Mittel man sich bey den ersten zu bedienen habe, falls man keinen geschickten Arzt sogleich erlangen kann.

kann. In diesem zweyten Bändchen wollen wir dann auch alles dasjenige, was der brave Herr Pflegskommissarius seinen Amtsunterthanen gelehrt hat, getreulich und weitläuftig anzeigen, hier aber nur indessen das Nöthigste aus der Unterredung erzählen.

„Der menschliche Leib besteht aus vielen tausend Theilen, welches sind: große und kleine Knochen oder Beiner, Knorpeln oder Kruspeln, Sehnen oder Flechsen, Häute, Adern und Nerven, die gar nicht zu zählen sind. Alles dieses wird von dem Fleisch und der Haut zusammen gehalten, und hat alles, bis auf das kleinste Fleischfaserl, seine gewisse Verrichtung und seinen Nutzen. Von all diesem muß ein Arzt sowohl als ein Wundarzt oder Chirurgus genau unterrichtet seyn, wenn er geschickt heißen und würdig seyn soll, einen Menschen in die Kur zu nehmen. Er muß nicht allein alle die tausend verschiedenen Theile des menschlichen Leibes auswendig und inwendig kennen und verstehen, sondern er muß auch aus gewissen Kennzeichen, aus einem besondern Schmerz in jedem Theil, aus Frost und Hitze, aus dem Puls und Athemholen, aus dem Schweis und dem Blut, aus der Verstopfung und Oeffnung des Leibes, aus dem Urin und aus vielen andern Dingen urtheilen können, was und wo es einem Kranken fehlt. Er muß tausend und mehr Kräuter und andere Dinge kennen und ihre Kräfte wissen; muß geübt seyn zu unterscheiden, wie viel man diesem oder jenem Menschen nach seiner Natur und Gemüthsbeschaffenheit von einer Arzney geben darf; denn es giebt Arzneyen, von denen ein Gerstenkorn schwer mehr gegeben, als es seyn soll, den Kranken tödten können. Der geringste Fehler in einer Kur, als zum Exempel, zur

unrech=

unrechten Zeit aderlassen, purgiren, Schweis treiben, kann einen Menschen Zeitlebens ungesund machen, oder ihm gar den Tod zuziehen. Es hat also ein gewissenhafter Arzt oder Doctor, Chirurgus oder Wundarzt, (Bader, Barbierer, Feldscherer) an der Kenntniß des menschlichen Leibes sein Lebenlang zu studiren, und lernt doch nicht aus; wie kann also ein Mensch, der von diesen nöthigen Stücken gar nichts weiß und kein Wort versteht, andere kuriren? — Die Antwort muß von selbst erfolgen! — Solche Leute, als die allermeisten Marktschreyer, Waldhanseln, Scharfrichter, Abdecker und andere unberufene Pfuscher in der Arzney- und Wundarzneykunde sind, sind Betrüger, Mörder und Diebe, sie bringen ihren Nächsten aus Unverstand und Gewinnsucht um Leben und Gesundheit, und die Obrigkeiten sollten solche Leute auf keine Weise dulden, dann ihre Atteſtate und Privilegien sind doch nur meistentheils erschlichen, wenn sie auch dergleichen aufzuweisen haben. Leute, die sich solchen Pfuschern anvertrauen, haben große Verantwortung auf sich, und sind nicht allein einfältige Betrogene, sondern auch, wenn man's genau nimmt, Selbstmörder, denn sie setzen ihre Gesundheit und Leben muthwillig in Gefahr. Wird ja dann und wann eine Person von der Arzney eines solchen Quacksalbers gesund, so hat sich die Natur selbst geholfen, und diese Person darf froh seyn, daß sie nicht Gift für ihr Geld bekommen hat. Man würde es mit Recht lächerlich finden, wenn man die Schuhe beym Drechsler, den Hut beym Schmied, die Strümpfe beym Kistler und die Hosen beym Wagner wollte machen lassen, welches aber doch weit nicht so verkehrt, nachtheilig und lächerlich ist, als die Gesundheit und das

Leben einem ungeschickten, unwissenden und unberufenen Menschen preis geben. Freylich sind manche der Herren Aerzte und Wundärzte oft selbst Schuld daran, daß sich arme und geringe Leute scheuen, Hülfe bey ihnen zu suchen, weil sie diesen nicht selten große Kosten verursachen, und dadurch nöthigen, zu Pfuschern, die wohlfeiler sind, ihre Zuflucht zu nehmen. Diese Herren haben große Verantwortung auf sich, und können, unbeschadet ihrer Kunst, auf Menschlichkeit, Liebe und Güte des Herzens keinen Anspruch machen, wenn sie sich nicht ändern. Dagegen giebt es aber auch viele gutherzige, edeldenkende und menschenfreundliche, und dabey mehrentheils sehr geschickte Aerzte und Wundärzte, die sich ein großes Vergnügen daraus machen, ihren armen und geringen Mitbrüdern eben so gewissenhaft umsonst oder um wenig Geld zu dienen, als den Vornehmen und Reichen, die ihre Mühe mit Goldstücken belohnen. Man hat daher nicht nöthig, Hülfe bey Quacksalbern zu suchen, da sich redliche und geschickte Aerzte und Wundärzte immer noch finden lassen; auf allen Fall ist es besser, man braucht gar nichts und läßt der Natur ihren Lauf, als daß man verkehrte Mittel anwendet und sich dadurch die Gesundheit zu Grunde richtet.

Unter die schädliche Gesellschaft der Quacksalber und Afterärzte gehören auch die auf dem Lande und in den kleinen Städten umherziehenden sogenannte Materialisten und Medizinhändler. Diese Leute können aus Unverstand ebenfalls schädliche und falsche, oder aus Gewinnsucht verdorbene und schlechte Arzneymittel verkaufen und dadurch großen Schaden anrichten. Rechtschaffene Apotheker und privilegierte Materialwaarenhandlungen haben es da-

her

her zur großen Pflicht, daß sie gerechte Medizin und Arzneywaaren führen, und nicht allein mit billigem Profit verkaufen, sondern auch nach Beschaffenheit der Umstände an geringe und arme Leute wohlfeil oder gar umsonst geben, weil sie sich doch gewöhnlich von reichen Personen alles mit ungeheuren Profit bezahlen lassen. Wenn man von dieser Billigkeit überzeugt ist, so kauft man lieber um billige Preise in ordentlichen Apotheken und Arzneyhandlungen, als wohlfeil bey den handelnden Herumläufern. Freylich wäre es am besten, wenn von den hohen Obrigkeiten in jedem Umkreis von etlichen Meilen oder Stunden ein Arzt, Wundarzt und Apotheker angestellt und wohl besoldet würden, die dann den armen und den geringen Personen umsonst oder recht billig zu dienen verbunden wären, so würden alle Quacksalber, chirurgische Pfuscher und unberufene Medizinhändler von selbst verschwinden. Dergleichen geschickte und von der Obrigkeit angestellte Leute sind eben so nöthig und nützlich, als es Pfarrer, Schullehrer, Amtsverwalter und Schreiber sind.

Wenn man aber nach einem Arzt schickt, oder für einen Kranken bey selbigen Arzneyen will verschreiben lassen, so muß man dem Arzt von allerley Umständen Bericht geben können, die sich mit dem Kranken vor und während der Krankheit zugetragen haben, damit er sieht, ob seine Person sogleich nöthig sey und wie er die Arzney vorläufig einzurichten habe. Daher ist es gut, wenn man dem Boten ungefähr die richtigen Antworten auf die nachstehenden Fragen aufschreibt und an den Doctor mitschickt.

Wie alt ist der Kranke? Ist er gros oder klein? Mager oder fett? Roth im Gesicht, oder blaß?

Ist er sonst gesund und stark gewesen? oder hat er irgend einen Fehler am Leib? z. E. einen Bruch, die

goldene Ader, Verstopfungen, Ausschlag, Geschwüre und dergleichen vorher gehabt, oder noch?

Wie hat er sich sonst im Essen und Trinken verhalten, mäßig oder unmäßig? Hät er sich etwa mit der Arbeit zu stark angegriffen?

Wie lang ist er krank?

Mit was für Zufällen hat das Uebel angefangen und bisher fortgedauert?

Ist der Puls viel geschwinder, als sonst; schlägt er hart oder weich? Hat er Frost oder Hitze, oder eins ums andere?

Ist er den ganzen Tag gleich krank, oder ändert sichs mit ihm zu gewissen Stunden, und wie?

Was thut ihm weh?

Ist die Zunge trocken? Hat er einen übeln Geschmack im Mund? Hat er Neigung zum Brechen?

Hat er Lust zum Essen? Hat er Leibesöffnung? und wie oft?

Ist der Stuhlgang hart oder weich? vielleicht schmerzhaft oder blutig?

Geht das Wasser häufig ab?

Hat der Kranke Schweiß, und riecht dieser sauer, oder stinkt er?

Hat er den Husten mit oder ohne Schmerzen?

Hat er Auswurf durch den Speichel, und wie ist der beschaffen? Ist er blutig, schleimicht, weiß oder gelb?

Ist das Athemholen leicht oder schwer?

Ist der Kranke noch bei Kräften, oder schon schwach? Liegt er immer, oder kann er außer dem Bett seyn? Schläft er, und wie? ruhig oder unruhig?

Was ißt und trinkt er?

Was für Arzneymittel hat er bisher gebraucht? Hat er zur Ader gelassen, und am Arm, oder am Fuß? Wie ist ihm darauf worden? Hat er diese Krankheit vielleicht schon einmal gehabt, und wie lang ist es her?

Bey Weibsleuten muß der Arzt auch akkurate Nachricht von den besondern weiblichen Umständen, von der Schwangerschaft, Geburtszeit, dem Kinder-Stillen und dergleichen, erhalten, und bey Kindern muß man ihm melden:

Wie

Wie alt ist das Kind, nach Wochen gerechnet? Trinket es noch an der Mutter, oder ist es entwöhnet (abgespent)?

Wie ist sein Stuhlgang, ist er grünlich? riecht er sehr sauer?

Geifert es viel, und fährt es oft mit dem Finger nach dem Mund?

Wie viel Zähne hat es? Hat es bei dem Zahnen viel zu leiden?

Ist es nicht unterwachsen? hat es doppelte (englische) Glieder?

Hat es die Blattern gehabt? und die Masern (Flecke)?

Gehen Würmer von ihm ab?

Hat es einen dicken Bauch?

Ist der Schlaf ruhig? oder fährt es zusammen im Schlaf?

Schreyt es viel, oder ist es still?

Was bekommt es zu essen und zu trinken?

Hat es starken Hunger, besonders nach trocknem Brod, und trinket es gleich früh?

Hat es Ausschlag am Kopf, oder hinter den Ohren?

Auf diese Fragen muß der Bot dem Arzt mündlich oder schriftlich Bericht geben können, damit er daraus muthmassen könne, was es für eine Krankheit ist. Vom Wasser oder Urin kann man ihm auch eine Probe mitschicken, weil er daraus sieht, ob die Krankheit zu = oder abnimmt."

Von diesen Fragen meinten einige Anwesende in der Versammlung: es würde manchen Bauersleuten schwer fallen, sich auf so vieles zu besinnen, und manche könnten nicht deutlich genug schreiben. Der Herr Pfarrer, der auch dabey war, nahm aber das Wort, und sagte: wenn eins von meinen Pfarrkindern krank wird, so will ich allezeit gern den Bericht an den Arzt nach diesen Fragen aufsetzen; jedoch müssen die Leute auf Reinlichkeit und gesunde Luft in den Krankenstuben halten, wenn ich sie darinn besuchen

suchen soll. Darauf erzählte der Hr. Pflegskommissarius weiter:

„Weil aber der menschliche Leib so sehr künstlich gebaut ist, so muß man nicht denken, daß eine jede Krankheit sich so geschwind heilen ließe, wie etwa der Schneider einen Lappen auf ein Loch flicket. Denn der Arzt kann die Arzney nicht gerad an den kranken Theil z. E. an die Lunge, die Leber, ins Blut hinbringen; er müßte ja sonst den Leib aufschneiden: sondern sie kommt in den Magen, wird darinn ordentlich verdauet, das beste davon gehet in den Milchsaft, aus diesem ins Blut, und wird durch den Umlauf des Bluts in dem ganzen Leib und allen Gliedern herumgeführt. Sie kann also nur ganz allmählich helfen, indem sie nach und nach die Säfte verbessert. Muß man doch bey einem Beinbruch und bey äußerlichen Wunden oft lang Geduld haben, bis die Heilung folgt, desto mehr sollte man bey innerlichen Krankheiten Geduld haben, da der Arzt nicht in den Leib sehen kann; desto akkurater sollte man seine Vorschriften befolgen, und nicht gleich, wenn die Besserung verzögert, zu einen andern Arzt laufen, oder einnehmen, was die Nachbarn, Gevattern, Freunde und alte Weiber anrathen, welche nichts von der Sache verstehen.

Man muß auch keine Arzney brauchen, es sey, welche es wolle, bis man es nöthig hat. Und dieses ist besonders mit dem Aderlassen und Purgiren oder Laxiren zu beobachten. Das Aderlassen ist ein sehr gutes Mittel bey Schlagflüssen, gefährlichen Wunden, Entzündungskrankheiten, Blutspeyen und andern Nothfällen, das Leben zu erretten. Auch ist es ein Vorbauungsmittel für vollblütige Personen. Wenn bey diesen der Puls härter und stärker schlägt,

als sonst; wenn sie röther aussehen, eine Schwere und Trägheit in den Gliedern spüren, unruhig schlafen, oft aufwachen, zuweilen von Herzklopfen, Ohnmachten, Schwindel, Kopfschmerzen, Hitze vor der Stirn, oder Nasenbluten befallen werden; oder wenn sie oft ein Jucken am Leib fühlen, und sind doch nicht krätzig, für diese ist eine Aderlaß dienlich. Dagegen giebt es auch Fälle, z. E. faule Fieber, Entkräftung, wo es so gut ist, als schlüge man den Pazienten todt, wenn man ihm zur Ader läßt. Im Anfang einer hitzigen Krankheit, und wenn es nicht beym Fieberfrost, sondern nach demselben beym Anfang der Hitze geschieht, ist das Aderlassen gut: aber wenn die Krankheit schon mehrere Tage gedauert hat, ist es gefährlich, und darf nicht ohne Vorwissen des Arztes geschehen. Daher es auch an vielen Orten den Barbierern verboten ist, in solchen Fällen zur Ader zu lassen. Die Gewohnheit, daß gesunde Leute jährlich ein- oder etlichemal zur Ader lassen, nachdem sie lächerlicherweise in den Kalender geguckt haben, ob es gut sey; so auch, daß alle Weiber während der Schwangerschaft etlichemal lassen, ist gut für die Barbierer, welche jährlich ein paar Zwölfer damit verdienen. Es wäre aber besser, man gebe ihnen das Geld lieber umsonst, als daß man sich unnöthiger Weis das Blut abzapfen läßt. Denn häufiges Blutlassen macht alt und schwach vor der Zeit, erregt Flüsse, Wassersucht und andere schlimme Zufälle. Am wenigsten dient es aber alten, kraftlosen, blassen, oder armen Leuten, die wenig Fleisch essen. Solchen ist jede Aderlaß ein Nagel zu seiner Todtentruhe. Man muß daher nicht eher dazu schreiten, als bis es höchst nöthig ist, oder bis es der Arzt verordnet. Und eben so ist es auch mit dem

Purgi-

Purgiren oder Laxiren beschaffen. Dieses muß nicht alle Jahre und zu gewissen Zeiten geschehen: sondern nicht eher, als wenn der Magen verdorben ist, oder wenn es der Arzt bey einer Krankheit vorschreibt.

„Aber nichts für ungut, gnädiger Herr, sagte der Müller aus dem Dorf, der mit in der Versammlung war, ich muß doch alle Jahr meinen Mühlgraben reinigen und den gesammelten Schlamm herausschaffen; sollte es mit dem Menschen nicht eben so seyn, daß sich von dem täglichen Essen und Trinken, und von dem vielen Staub, den man bey der Arbeit einschluckt, allerley Unreinigkeiten ansezten, die durchs Laxiren weggebracht werden müssen?" — Da habt ihr Recht, Meister Jakob, antwortete ihm der Herr Pflegskommissarius darauf. Solcher Unrath sammelt sich auch wohl bey uns; aber bey einem gesunden Menschen, der sich viel bewegt und viel in der freyen Luft ist, wirft die Natur solchen Unrath von selbst hinaus, durch die Nase, den Speichelauswurf, den Schweis und durch den Stuhlgang. Ihr werdet nun wohl euren Mühlgraben nicht eher reinigen, bis ihr merkt, daß er verschlammt ist: und so braucht man auch nicht eher zu laxiren, als bis man merkt, daß sich Unreinigkeiten in uns gesammelt haben. Und dieses giebt die Natur durch Uebelkeit und einen bittern Geschmack im Mund des Morgens, durch eine unreine Zunge und Zähne, durch Aufstossen aus dem Magen, viele Winde und Blähungen, Mangel an Eßlust, eine Schwere im Magen, Schläfrigkeit nach dem Essen und durch andere solche Zeichen zu erkennen, wem so etwas zustosset, der mag wohl einmal laxiren, und es wird ihm besser darauf werden. Kraftlose, schwache Personen, oder solche, die Fieberhitze haben, oder langwierige Ver-

stopfun-

stopfungen, dürfen es aber ja nicht thun, ohne erst den Arzt über ihre Umstände zu befragen.

Nro. 35.

Die Kunst alt zu werden, oder kurze Lebensordnung für Gesunde, für Kranke, und für solche, mit denen es wieder besser worden ist.

I. Lebensordnung in gesunden Tagen, nach den Lehren des weisen Sirachs, und den Exempeln, welche hin und wieder in diesem Büchlein beschrieben sind.

Der Magen nimmt nun zwar allerley Speisen zu sich, doch ist, wie Sirach sagt, eine Speise besser, als die andere. Bemühe dich daher immer so gutes Brod zu haben, als dich solches zu verfertigen die Vorschrift unter Num. 1. in diesem Büchlein lehrt. Ist dein Korn nicht gut, so verbessere es nach Num. 2. Nach Num. 3. 4. 10. und 11. kannst du gute Zugemüse oder Zukost bauen, aufbewahren und bereiten lernen. Bey den Fleischspeisen habe wohl acht auf das, was in Num. 12. stehet. Zum Trinken wähle frisches und gesundes Wasser nach Num. 13.; oder Bier nach Num. 14. Fehlt dir dieses, so kannst du nach Num. 15. Brodbier brauen. Nickel Rode lernt dich in Num. 16. Wein aus Obst machen. Die Zaunemännin giebt dir in Num. 19. Anleitung, nicht allein die Speisen reinlich, schmackhaft und gesund zu bereiten, sondern lehrt dich auch Ordnung im Essen und Trinken, im Arbeiten und Ruhen, im Schlafen und Wachen halten: beobachte auch die Gesundheitsregeln, welche von diesem klugen Weib in der nämlichen Nummer angemerkt sind. Vermeide dagegen alle Sauerey und Unreinlichkeit, dergleichen von ihrer Schwägerinn Num. 20. gemeldet werden. Halte auf Reinlichkeit

lichkeit in deiner Wohnung, und auf frische und gesunde Luft, wie Num. 23 dich lehret. Vor allen Dingen meide Hurerey, Unzucht und unerlaubte Begierden. Bemühe dich auch, immer ein gutes Gewissen und fröhliches und vergnügtes Herz zu haben; meide allen Verdruß, unnütze Sorgen, Aergerniß und zwecklosen Kummer. Denn ein fröhliches Herz, sagt Sirach, ist des Menschen Freude und Leben, Sorge und Zorn aber verkürzen das Leben und machen alt vor der Zeit. Das meiste Herzenleid, Misvergnügen und Unglück kommt aber daher, wenn man Uebels thut; wie solches die Exempel des **Weise, Richmann, Wolfs** und anderer in diesem Büchlein bezeugen. Darum fürchte Gott und thue Recht, folge den guten und nützlichen Lehren deiner Seelsorger und lieben Obrigkeit, und lerne von **Ignatz Wohlmann**, Nro. 26., ein ruhiges Gemüth und gutes Gewissen behalten. Denn **Sirach** sagt: wer sich mit seiner Arbeit nähret und vergnügt ist, der hat ein ruhiges Leben, und findet einen Schatz über alle Schätze. Thust du dieses sorgfältig, so bist du sicher, daß du dein Leben nicht durch eigene Schuld verkürzest, und deine Gesundheit nicht selbst zerstöhrest.

II. Die Lebensordnung für Kranke.

Wenn dir nicht recht wohl ist, wenn du Kopfweh, Brustschmerzen, Leibesschmerzen, Eckel, Frost, Hitze, Mattigkeit, Reissen in den Gliedern oder sonst etwas Unrechtes an dir spühreſt, so mußt du in deiner täglichen Lebensordnung einhalten, bis der Fehler wieder gut gemacht ist. Thue also keine so schwere Arbeit, wie sonst; hüte dich vor Erhitzung und Erkältung; suche dein Gemüth durch etwas aufzumuntern; gehe bald, ohne zu Abend zu essen, ins

Bett,

Bett, und bleibe des Morgens etwas länger darinn, die Ausdünstung oder den gelinden Schweiß abzuwarten. Sperre dich aber nicht gleich in die Stube ein, sondern bewege dich zuweilen in freyer Luft, und sorge dafür, daß auch in der Stube und Schlafkammer frische Luft sey, wie S. 110. 111. und 131. in diesem Büchlein zu lesen ist.

Vor allen Dingen iß auf eine oder etliche Mahlzeiten wenig, oder nichts. Hüte dich besonders vor Fleisch, Fleischsuppen, hitzigen Wein- und Biersuppen, Eyern, Krapfen, schweren Mehlspeisen und Käs. Dafür iß lieber etwas Grütze (Grieß), gerollte Gersten, oder Reiß, mit Wasser und ein wenig Salz gekocht. Zur Veränderung dienen Kirschen, Erdbeeren, Johannisbeeren, Himbeeren und Maulbeeren, wenn sie recht reif sind; und im Winter gekochte Aepfel, oder gedörrte und gekochte Zwetschgen und Kirschen; nur nicht zu viel auf einmal. Diese Nahrung ist hinreichend, und wer einem Kranken Fleisch, Eyer, Kraftsuppen und dergleichen giebt, hilft dazu, daß die Krankheit gefährlicher wird, und zieht ihm vielleicht damit den Tod zu. Denn weil der kranke Magen nicht die Kraft hat, solche Speisen ordentlich zu verkochen, so verfaulen sie darinn, und verderben die Säfte noch mehr. Hitzige Speisen mit vielerley Gewürz machen das Blut noch hitziger, als es schon ist. Bey kalten Fiebern muß man zwey Stunden vor dem Anfall gar nichts essen, und bey allen heftigen Krankheiten ist es wohl gethan, den Arzt zu fragen, was man essen darf oder nicht.

Trinken muß man in Krankheiten mehr, als sonst; aber kein starkes und kein saures oder trübes Bier, keinen Kaffe, keinen Wein, noch weniger

Brandtwein. Wer bey einer Unpäßlichkeit, da die Kraft des Magens allezeit schwach ist, mit nahrhaften Speisen und hitzigen Getränken in die Natur stürmt, thut eben so übel und so unklug, als ein Müller, der mehr Wasser auf die Mühle lassen wollte, wenn etwas daran entzwey ist. Willst du also bald wieder gesund werden, so trinke reines Brunnenwasser, oder frische Molken (Käswasser). Diese sind ein gar vortrefliches blutreinigendes Getränk, welches Könige und Fürsten zu ihrer Gesundheit brauchen. Sie dürfen aber nicht zu alt seyn, sondern man bereitet sie alle Tage frisch, indem man den Rahm von der Milch abnimmt, eh sie sauer wird, hernach die Milch aufsiedet, und im Aufsieden etliche Löffel voll Weinessig hineingießt. Im Sommer nimmt man statt des Essigs Johannisbeerensaft oder Kirschensaft. Hast du kein Käswasser, so koche eine Brodrinde im Wasser ab, vermische ein oder zwey Löffel voll guten Essig und etwas Honig damit. Oder mische Saft von rothen Heidelbeeren, Himbeeren, Weichseln oder reifen Zwetschgen unter das Wasser. Von einem solchen Getränk trinke den ganzen Tag recht oft, aber nicht zu viel auf einmal, und nicht zu kalt, sondern überschlagen.

Bey heftigen Krankheiten, da man im Bett liegen muß, muß man immer darauf sehen, daß es in der Stube oder Kammer nicht zu hell sey, und daß dem Kranken des Tages die Sonne und bey Nacht das Licht nicht in die Augen scheine, denn dieß vermehrt die Unruhe. Die Luft um ihn her muß frisch und rein seyn. Es dürfen daher nicht viel Menschen um ihn seyn, man muß wenig reden, und kein Geräusch machen. Wenn er zu Stuhl gegangen, oder das Wasser gelassen hat, muß der Un-

rath

rath gleich hinausgeschaft werden. Abends und Morgens muß man ein Fenster eine Weile aufmachen, damit sich die Luft erfrische. Nur darf der Luftzug nicht an den Kranken kommen. Man muß daher Stühle um das Bett stellen, und Kleider daran hängen, wenn es keine Vorhänge hat, die man zuziehen kann. Im Sommer kann ein Fenster, das nicht zu nah am Bett ist, Tag und Nacht offen bleiben. Wenn es sehr dumpfig in der Kammer ist, läßt man etwas kochenden Weinessig in einem kleinen Geschirr auf Kohlen abdampfen, welches auch wider das Anstecken der Krankheiten gut ist. In der heissen Sommerszeit ist es auch gut, den Fußboden der Kammer zuweilen mit Wasser oder Essig anzufeuchten. Im Winter muß die Wärme vom Ofen lang nicht so stark seyn, als sie ein Gesunder ertragen kann, und das Krankenbett muß weit vom Ofen weg stehen. Einen Kranken braucht man nicht mit dicken und schweren Federbetten zu ängstigen; sondern je leichter, je besser; wenn er nur bedeckt ist. Dagegen muß man sorgen, daß die Füsse immer warm sind, und sie durch warme Steine erwärmen, wenn sie kalt werden wollen.

So lang ein Kranker Kräfte genug hat, muß er alle Tage eine Stunde außer dem Bett seyn, wenigstens eine halbe Stunde; nur muß er nicht herausgehen, wenn er eben im Schweiß liegt. Ist aber ein Kranker zu sehr entkräftet, besonders von Blutflüssen, daß er nicht aufstehen kann, so bringt man ihn wenigstens aus dem Bett in ein anderes Lager, damit sein Bett unterdessen gemacht werden kann. Alle Tage muß ihm das Bett zurecht gemacht werden, und wo es möglich ist, muß er alle sechs, sieben Tage frisches Leinenzeug an den Leib und über

die Betten bekommen. Die Krankheitsmaterie sammelt sich sonst darinn, und steckt ihn immer wieder aufs neue an. Das Leinenzeug muß aber ganz trocken, und durchaus gewärmt seyn. Dieses Verfahren ist auch bey Fiebern mit Ausschlag, besonders in den Pocken oder Kinderblattern nöthig. Viele Kranke verderben, blos wegen des Schmutzes, in dem man sie liegen läßt.

Ein Kranker, der bald genesen soll, muß alle Tage Leibesöffnung haben. Wenn diese ausbleibt, muß man ihm mit Klystieren dazu helfen. Dieses ist eine vortrefliche Erfindung, durch welche schon Tausende beym Leben erhalten worden sind, und Könige und Fürsten, auch andere kluge Leute nehmen lieber zehn Klystiere, als eine Purganz, um sich Oeffnung zu verschaffen. Denn die Purganz muß erst im Magen verdaut werden, und macht gemeiniglich Grimmen und Schneiden, ehe sie den verhärteten Unrath losweicht. Durch die Klystierspritze wird aber die erweichende Flüssigkeit gerad an den Ort gebracht, wo sie losweichen soll, und hilft daher geschwinder und ohne Schmerzen, es ist auch gar keine Gefahr dabey, wie beym Laxiren, und es kostet nichts als die Mühe, daß man eine Handvoll Kamillenblumen mit einem Seidel Wasser kocht, es durchseihet, einen Löffel voll Salz hineinthut, oder Honig, und solches vermittelst einer Klystierspritze, oder eines an eine Rindsblatter gebundenen Kliesterröhrleins, dem Kranken in den Mastdarm spritzet. Dieses muß aber allezeit je eher je lieber geschehen, und nicht bis auf die lezte Stunde verspart werden.

Einen Kranken muß man vor allem Schrecken, Verdruß und Aergerniß verwahren. Man darf ihm daher nicht alles zu Ohren bringen, wenn etwa ein

Unglück

Unglück im Haus oder im Dorf geschieht, und es nicht eben nothwendig ist, daß ers wisse. Christliche Nachbarn und Nachbarskinder müssen sich auch hüten, in der Nähe eines kranken Nachbars Lärmen und Geräusch zu machen, ihre Hunde bellen zu lassen und derleichen. Denn die Ruhe und Stille hilft sehr viel zur Genesung. Dagegen muß man suchen, dem Kranken allerhand Freude zu machen, nur nicht eine sehr große Freude zu schnell. Besonders muß man ihm, wenn er auch gleich vorgiebt, daß er gern sterbe, nicht sagen, daß keine Hoffnung mehr da sey. Die Furcht vor dem Tod macht die Krankheit schlimmer, so wie auch die Einbildung, daß man gewiß sterben werde, schon manchen ums Leben gebracht hat, dem noch zu helfen gewesen wäre.

Die Personen, welche einen Kranken warten, der eine ansteckende Krankheit hat, müssen zuweilen etliche Kranebichs- oder Wachholderbeeren essen, dürfen sich im Essen und Trinken nicht übernehmen, und wer nicht angesteckt seyn will, muß in der Kammer oder Stube, wo der Kranke liegt, nicht essen und trinken, auch den Speichel nicht hinunter schlucken, sondern ausspeyen. Er muß auch oft ein frisches Hemd anziehen, wie der Kranke, und sich fleisig Gesicht und Hände waschen.

III. Die Lebensordnung, wenn die Krankheit vorbey ist.

Wenn die Krankheit vorbey ist, muß man nicht gleich wieder so viel und solche Speisen essen, wie ein Gesunder. Ein wenig Fleischsuppe, ein wenig Fleisch, ein Ey, dünne Wein- oder Biersuppen kann man genießen. Wer sich aber übernimmt, kommt in Gefahr, wieder kränker zu werden. Man muß daher lieber wenig und desto öfter, auch nicht mehr als eine

Art Speise auf einmal essen, und feste Speisen recht langsam kauen. Man muß nun weniger trinken, und am liebsten bloßes Wasser mit ein wenig weissen Wein vermischt: oder reines gutes Bier, wenn man daran gewöhnt ist. Bauersleute, welche Pferde haben, thun wohl, wenn sie eine Stunde vor dem Mittagsessen spatzieren reiten. Die Leibesbewegung hilft viel zur Gesundheit. Wer nicht reiten kann, muß gehen; beydes muß aber vor dem Mittagsessen geschehen, nicht darnach. Des Abends muß man sehr wenig essen, bald zu Bett geben, und früh wieder aufstehen. 7 bis 8 Stunden, länger muß man nicht im Bett bleiben. Wer 2 bis 3 Tage verstopft bleibt, muß eine Klystier nehmen. Man muß nicht eher wieder ordentlich arbeiten, bis man wieder recht stark ist. Viele fallen darüber aufs neue in schwere Krankheiten, daß sie nach einem Krankenlager nicht eine oder zwey Wochen länger ruhen und Kräfte sammeln.

Wenn nach einer Krankheit die Schenkel aufschwellen, so ist dieses nicht gefährlich, und man darf nichts dawider brauchen, als ein gelindes Reiben und Waschen mit ein wenig Wein, um die Füße vom Schmerz zu befreyen und die Ausdünstung daran zu befördern. Es zertheilt sich von selbst, wenn man Mäßigkeit im Essen und Trinken hält und sich Bewegung macht.

Diesen Regeln gehorche, wofern der Arzt, den du brauchst, keine andere Ordnung vorschreibt.

Nro. 36.

Was man thun soll, daß bey Sterbfällen die Leute nicht eher begraben werden, bis sie todt sind.

Man hat, leider! gar viele und klägliche Exempel, daß Leute sind begraben worden, welche nicht

wahr-

wahrhaftig todt waren, sondern nur in tiefen Ohnmachten lagen. Ein Mensch ist nämlich nicht gleich todt, wenn er nicht mehr hört, nicht sieht, sich nicht bewegt, und nicht mehr Athem holt. Er kann ganz kalt, starr und steif seyn, und lebt doch noch. Er kann sogar blaue Flecken am Leib haben, und die Augen können ihm gebrochen seyn, und ist doch nicht todt. Solche tiefe Ohnmachten entstehen, wenn das Blut aufhört in den Adern zu fließen, und wenn das Herz und der Puls still steht. Aber da ist der Mensch noch nicht todt sondern er stirbt alsdann erst, wenn das Blut in seinen Adern gerinnt, und sich scheidet, wie saure Milch. Da geschieht erst der rechte Tod. Bey jungen Leuten geschieht es nun öfter, als bey alten, daß sie aussehen, als wären sie todt, und sind es nicht.

Die Krankheiten, bey welchen der Mensch so sehr von Sinnen kommen und ohnmächtig werden kann, als ob er todt wäre, sind Schlagflüsse, Steckflüsse, hinfallende Krankheiten, Starrsucht, Schlafsucht, Mutterbeschwerden, Milzsucht, Darmgicht, Pest. So auch, wenn Mütter oder Kinder über der Geburt oder gleich darnach verscheiden, oder wenn die Mutter stirbt, ehe sie gebohren hat, da das Kind noch leben kann. Am öftesten geschieht es aber, wenn Leute, die sonst gesund sind, plötzlich ums Leben kommen, es sey durch innerliche Zufälle, oder durch äußerliche. Daher denn auch Ertrunkene, Erhenkte, von bösen Dünsten erstickte, vom Blitz getroffene, Erfrorne, vor Freuden oder Schrecken gestorbene, schwer gefallene, oder an einer Wunde verblutete nicht für todt, sondern nur für ohnmächtig zu halten sind, bis man ordentlich probirt hat, ob sie noch Leben in sich haben.

Es giebt aber kein ganz gewisses Zeichen des wirklichen Todes, als den faulen Todtengeruch, den jedermann unterscheiden kann; und wenn dieser sich einstellt, fangen die Leichen auch an zu gähren, so daß der Schaum vor den Mund tritt, und schwarzblaue Flecken am Leib zum Vorschein kommen. Dieses muß man bey jedem Verstorbenen abwarten, ehe man ihn begräbt; länger braucht man nicht zu warten. Wenn sich diese Zeichen auch etliche Stunden nach dem Absterben schon einstellen, so ist der Tod doch gewiß.

Damit nun kein Mensch begraben werde, ehe diese Zeichen wirklich da sind, so muß

1) jeder Hausvater, der kein Mörder an den Seinigen werden will, selbst darauf sehen, daß aus seinem Haus keine Leiche eher hinausgetragen werde, bis sie anfängt nach der Verwesung und Fäulniß zu riechen.

2) Müssen die Kistler oder Schreiner, welche die Särge machen, wenn sie Meister werden wollen, sich von einem von der Obrigkeit dazu bestellten Arzt unterrichten lassen, daß sie die rechten Keñzeichen des Todes unterscheiden lernen. Eher müssen sie das Meisterrecht nicht erhalten, bis sie ein Attestat von dem Arzt bringen, daß sie dieses verstehen. Alsdann muß man sie darauf verpflichten, daß sie es sogleich bey der Obrigkeit anzeigen, wenn sie beym Maaßnehmen zum Sarg finden, daß die verstorbene Person vielleicht nur in einer Ohnmacht liegen könne. Auch dürfen sie den Dekel zum Sarg nicht eher abliefern, bis die Leiche anfängt zu riechen.

3) Es muß in jeder Gemeinde ein gewisses Weib von der Obrigkeit des Orts dazu bestellt seyn, die Todten abzuwaschen, anzukleiden und mit Hülfe des Kistlers in den Sarg zu legen. An vielen Orten nennt man ein solches Weib auch die Todtenfrau. Diese muß nun eine verständige Person seyn, und muß auch zu unterscheiden wissen, ob ein Mensch wirklich todt sey, oder vielleicht nur in einer tiefen Ohnmacht liege.

4) Da-

4) Damit man aber in der Zeit, bis die sichern Zeichen des Todes kommen, die Kranken nicht etwa durch Unvorsichtigkeit ums Leben bringe, so muß man ihnen, wenn es scheint, als wollten sie sterben, ja nicht das Kopfküssen wegziehen. Dieses ist eine sehr gottlose Gewohnheit. Denn mancher stirbt alsdann, weil das Blut mehr nach dem Kopf zu treibt, an einem Schlagfluß, der sich wieder erholt hätte, wenn man ihm das Kopfküssen gelassen hätte.

5) Man muß einen Kranken, mit dem es wirklich aus zu seyn scheint, doch nicht gleich den Augenblick aus dem Bett nehmen, und wenns Winter ist, aus der Stube hinaus bringen, sondern man muß ihn 3 bis 4 Stunden noch im Bett warm zugedeckt lassen.

6) Ist ihm nun beym Absterben allmählich die Nase spitzig worden; sind ihm die Schläfe eingefallen, die Augen tief in den Kopf gesunken, die Ohren kalt worden; ist die Haut auf der Stirn hart und gespannt, und die Farbe schwarz oder bleich worden, so mag man ihn nach 3 oder 4 Stunden abwaschen und aufs Stroh legen, und nun warten, bis der faule Todtengeruch kommt, ehe man ihn begräbt.

7) Sieht aber ein Verstorbener im Gesicht noch ziemlich unverändert aus, oder ist er schnell gestorben, so muß man ihn nicht eher aus dem Bett nehmen, bis man probirt hat, ob noch Leben in ihm sey, und ob es wieder erregt werden könne? Deswegen muß man auch den Arzt oder Wundarzt nicht abweisen, wenn die Kranken todt zu seyn scheinen, sondern man muß ihn vielmehr nun erst herbey rufen, daß er zusehe, ob es der rechte Tod ist, und in zweifelhaften Fällen anordne, wie man die Proben machen soll. Sind diese gemacht und helfen nicht, so wartet man mit der Beerdigung doch noch, bis die oben beschriebenen Zeichen des Todes, nämlich der Geruch und die schwarzblauen Flecken kommen. Und so lang muß man warten: weil es Exempel giebt, daß Leute einige Tage lang in Ohnmacht gelegen sind, und doch wieder zu sich selbst kommen sind.

Nro. 37.

Was man mit Leuten machen soll, von denen man nicht gewiß weiß, ob sie todt sind.

Wer sein Gewissen verwahren will, muß es in solchen Fällen machen, wie der berühmte Doktor Brühier in Frankreich that. Dieser wurde zu einem Edelmann, der am hitzigen Fieber krank lag, aufs Dorf gerufen, und kam zu spät. Es war schon alles zum Begräbniß fertig; nur sollte der Leiche, wie es bey vornehmen Leuten geschieht, erst vom Doktor der Bauch aufgeschnitten werden, um zu sehen, was den Verstorbenen eigentlich gefehlt habe. Aber zwey Priester, welche in der Kammer, wo die Leiche stand, wachten, um die gewöhnlichen Gebete dabey zu verrichten, sahen auch zuweilen nach dem Verstorbenen, und merkten kein recht todtenmäsiges Ansehen an ihm. Sie hinterbrachten dies dem Doktor, welcher es auch so fand. Sogleich ließ er ihn in ein warmes Bett legen und setzte ihm Schröpfköpfe auf die Brust, zwischen die Schultern und auf die Schenkel und schröpfte diese Theile. Den ganzen Leib ließ er mit groben gewärmten und mit Wachholderbeeren (Krammets- oder Kranebichsbeeren) durchräucherten Tüchern reiben, und beym Reiben den Bauch sanft nach der Brust zu drücken. Da es noch nicht helfen wollte, legte er Spanisch-Fliegenpflaster (Zenger) hinter die Ohren. An die Füße ließ er gewärmte Ziegelsteine legen, und die Fußsohlen mit Bürsten reiben. Nach und nach fieng der Edelmann wirklich an, wieder Zeichen des Lebens von sich zu geben. Nun hielt man ihm heisses Brod unter die Nase, und goß ihm etliche Löffel warmen Wein ein. Da fieng er an, zu schlurfen,

fen, und that die Augen auf, die man, so wie die Schläfe, mit Wein angestrichen hatte. Er erzählte nun alles, was von den beyden Priestern gesprochen worden war, welches er in der Ohnmacht gehört hatte, ob er gleich weder reden, noch ein Glied regen konnte. Der Arzt stellte auch seine Gesundheit wieder her, so daß er noch ganzer zehn Jahre lebte.

Desgleichen kam ein Kaufmann zu London in England zwey Tage nach dem Tode seiner Frau von einer Reise nach Haus, eben als man sie zu Grabe trug. Er wollte verzweifeln vor Traurigkeit, so lieb hatte er sie. Er ließ daher nicht nach, man mußte wieder umkehren mit der Leiche. Um nun von ihrem Tod gewiß zu seyn, ließ er ihr an verschiedenen Orten des Leibes kleine Einschnitte mit einem scharfen Messer machen, und Schröpfköpfe ansetzen Deren hatte man schon 25 vergebens gesetzt, als die Frau beym 26sten auffuhr und schrie: Ach! was quält ihr mich so? Sie erwachte nun ganz und wurde wieder gesund. Und solcher Exempel könnte man wohl hundert anführen, welche christliche Aerzte und Obrigkeiten der Wahrheit gemäß aufgezeichnet, und zur Warnung bekannt gemacht haben: damit nicht der Mann an seinem Weib, das Weib am Mann, die Eltern an den Kindern, die Kinder an den Eltern, oder Freunde an den Freunden durch Nachlässigkeit bey dem Begraben zu Mördern werden.

Nro. 38.

Wie man mit erfrornen Leuten umgehen soll.

Erfrorne Leute sind oftmals, wenn sie nicht gar zu lang in der Kälte gelegen sind, nicht wirklich todt, sondern nur erstarrt, und man kann sie wieder aufthauen,

thauen, wie einen gefrornen Apfel; wenn man vorsichtig mit ihnen umgeht. So begab sichs, daß der Abdecker zu Kalbsdorf seine beyden Söhne über Land schickte am 26sten Dezember, da eben ein ziemlicher Schnee lag, der vor Kälte unter den Füßen geschrieen hat. Buben, sagte er, gehts frisch drauf los, und saufts mir keinen Brandtwein unterwegs! Der macht müd und dämisch in der Kälte, und wenn sich da einer einmal niedersetzt und ausruhen will, so muß er erfrieren, da ist bey Gott Gnade! Trinkts lieber ein Seidel guten Wein, denn Wein wärmt, wenn man drauf marschirt. Michel, der ältestete Sohn des Abdeckers, gehorchte seinem Vater, und da sie eine Weile zusammen giengen, so enthielt sich auch Steffel, der jüngste, des Trinkens, bis sie von einander schieden; weil sie an verschiedene Oerter zu gehen hatten. Nun kehrte Steffel im nächsten Wirthshaus ein, und nahm einen Schluck Brantwein; im zweyten wieder einen, und da er in die Stadt kam, wo er Häute verhandeln sollte, setzten ihm die Kaufleute auch ein Glasl vor. Er that Bescheid, schloß den Handel und gieng wieder nach seiner Heimath zu. Der Weite nach hätte er diese auch bey guter Zeit erreichen können: aber es wurde Nacht, und er kam nicht. Da thaten seine Leute fast kein Aug zu vor Angst, und mit Tages Anbruch machten sich sein Vater und Bruder mit dem Pferd auf den Weg, um zu sehen, wo er geblieben sey? Und sieh da! ganz nah über dem zweyten Dorf fanden sie ihn ganz hart gefroren am Weg liegen. Sie banden ihn aufs Pferd, und brachten ihn ins Dorf, wo sie die Leute ansprachen, daß sie den unglücklichen Menschen aufnehmen, und ihm für Geld und gute Worte ein Bett geben sollten, weil

er

er vielleicht noch nicht todt wäre. So klopften sie an fünf bis sechs Thüren und baten darum. Weil aber die Bauern sahen, daß es der Abdecker war, so schmissen sie ihre Fenster geschwind wieder zu, und guckten durch die Löcher, um zu sehen, wie das Ding ablaufen würde. Endlich kamen sie an die Thier eines verständigen und frommen Mannes, der dachte an die Geschichte des barmherzigin Samaritaners im Evangelium, und was der Herr Jesus dabey gesagt hatte. Und der that ihnen die Thür auf, ließ den erstarrten Burschen ins Haus bringen, und rief seinen Nachbar, den Schulmeister Grützmüller, welcher in solchen Sachen guten Rath zu geben wußte. Dieser kam, als man eben den erstarrten Leichnam in die warme Stube tragen wollte. Halt! schrie er, um Gottes Willen! Ihr ermordet den Menschen, wenn er noch lebt! Und so stieß er die Leute zurück, und machte in aller Eile auf dem Hof ein Lager von Schnee, etwa zwey Hände hoch. Zugleich ließ er den Erfrornen nackend ausziehen, und die Kleidungsstücke, welche nicht losgiengen, herunter schneiden. Darauf legte er ihn auf den Schneehaufen und schaufelte mehr Schnee herzu, und bedeckte damit den ganzen nackenden Menschen über und über, daß weiter nichts frey blieb, als der Mund und die Nasenlöcher. Den Schnee drückte er auch überall fest an, etwa zwey bis drey Finger dick, und wenn er da oder dort zu schmelzen anfieng, legte er frischen Schnee auf den geschmolzenen Ort. Der Vater und Bruder und die übrigen Leute wollten es erst schlechterdings nicht leiden, daß es der gescheide Schulmeister so machen sollte. Sie meinten, der Mensch müßte auf solche Weise erst recht erfrieren. Aber weils ruchbar wurde im Dorf, was für ein

Unglück

Unglück geschehen sey, so kam der Herr Pfarrer auch dazu, und der trat auf die Seite des Schulmeisters, und lobte ihn, daß ers recht gemacht hatte. Während dessen, daß die Leute nun so da standen und warteten, was daraus werden wolle, fragte der Herr Pfarrer: ob der Hausfrau etwa Aepfel erfroren wären, so wie es ihm gegangen sey? Und das traf gerad zu. Da ließ er einen solchen erfrornen Apfel auf den warmen Ofen legen, und einen andern legte er in ein Geschirr mit Wasser, daß er frisch aus dem Bach schöpfen ließ, und zu dem er noch zerstossenes Eis hinzu that, damit es kälter würde. Da nun der Apfel eine Viertelstunde darinn gelegen war, war er wieder so schön und fest, als ob er nicht gefroren gewesen wäre. Dagegen der andere der auf dem Ofen aufgethauet war, hatte Farb und Geschmack verloren. Da seht ihr Leute, sagte er nun: die stärkere Kälte zieht den Frost heraus; aber schnelle Wärme macht, daß sich die Theile, die der Frost zusammen gezogen hat, zu geschwind wieder ausdehnen. Darum ist das Fleisch des gewärmten Apfels mehlicht und faul worden, und ein erstarrter Mensch muß ohne Barmherzigkeit sterben, wenn man ihn zu dem heißen Ofen bringt; weil sein Geblüt durch die geschwinde Ausdehnung von der Wärme eben so, wie das Fleisch und der Saft des Apfels, aus der Ordnung kommt. Wenn euch weiße und gelbe Rüben, und dergleichen erfrieren, könnet ihrs wohl eben so machen, wie ichs da mit dem Apfel gemacht habe, und da wäre das Wurzelwerk vielleicht noch fürs Vieh zu brauchen. Doch habe ich das noch nicht probirt; weil mir in meinem Keller noch nichts erfroren ist. Ihr könnts selbst versuchen!

Als der Herr Pfarrer noch so sprach, wurde der

Schulmeister auf einmal über und über roth im Gesicht vor Freuden, that den Mund halb auf, und hob die Hände in die Höhe, als ob er Gott danken wollte, daß ihm sein gutes Werk gelungen sey. Er hatte bemerkt, daß der erstarrte Mensch zwischen dem Schnee hindurch wieder anfieng Athem zu schöpfen. „Frisch zu! schrie er nun, Frau Nachbarin! ein warmes Bett zurecht gemacht! und Tücher und Lappen gewärmt!“ Wahrhaftig, Steffel fieng an, mit einem Glied nach dem andern sich zu bewegen, und sein Vater und Bruder jauchzten vor Freuden, und hätten den Schulmeister schier erdrückt vor lauter Liebe und Dankbarkeit. Dieser trocknete nun den Schnee sogleich mit warmen aber nicht heißen Tüchern ab. Alsdann legten sie den Kranken in ein warmes Bett, das sie in eine Stube hingestellt hatten, die nicht eingeheizt war, weil dieses schädlich ist. Er ward nun am ganzen Leib immer röther, und fühlte ein gewaltiges Jucken und Brennen, welches eben das Zeichen war, daß der Frost aus den Gliedern heraus gieng. Nur der rechte Fuß blieb noch weiß, und er fühlte nichts daran. Diesen sezte der Schulmeister wieder in ein Gefäß voll Schnee, unter welchen er ein paar Hände voll Salz mengen ließ, und ließ ihn darinn, bis er roth wurde und wieder Leben in ihn kam. Er sagte dabey: so müsse mans machen, wenn einer nur einen Fuß oder eine Zehe, oder ein anderes Glied erfroren hätte, und wenns die Nase oder ein Ohr wäre, so könnte man den Schnee in Tüchern darauf legen. So bald Steffel schlucken konnte, gab er ihm eine Schaale Thee von Holler-Blüthen mit einem Löffel voll Essig und einer Messerspitze voll Honig vermischt. Der Bader aus der nächsten Hofmark war nun unterdessen herzu geholt

wor-

worden. Da dieser sah, wie der Schulmeister alles so schön angeordnet und dadurch dem Menschen das Leben gerettet hatte, lobte er ihn nun sehr. Er schlug nun dem Patienten gleich eine Ader, damit kein Schlagfluß nachfolgen sollte. Hernach verordnete er ein Pulver von 2 bis 3 Gran Kampfer mit 10 Gran reinen Saliter und einem Skrupel Magnesia Salis amari vermischt, und befahl, daß man ihm davon alle 3 Stunden eine Messerspitze voll in Brunnenwasser eingeben, und ihm eine Schaale Thee nachtrinken lassen solle. Die Stube ließ er nun allmählich warm machen, und der Patient mußte in etlichen Tagen nichts essen, als Suppen; aber keine hitzigen Wein- oder Biersuppen. Brandtwein sollte er ja nicht trinken, bis er völlig hergestellt sey. Vor dem Weggehen gab der Bader den Leuten noch die Lehre: wenn sie in starker Kälte über Feld gehen müßten, sollten sie, statt des Brandtweins, ein oder zwey kleine Glaseln guten Essig trinken, welcher erwärme und munter erhalte. Sie sollten auch von den Weg gehen und unter Weges dem Magen etwas zu thun geben, und harte Speisen, als Knedel, Sterz, geräuchertes (geselchtes) Fleisch und dergleichen essen. Die Hände und Füsse sollten sie vorher mit Inslicht oder Oehl reiben, und die Nase, Lippen und Ohren mit Wein waschen, in welchen Oehl oder Inslicht getröpfelt worden. Das nothwendigste aber sey, immer frisch fort zu gehen und sich nicht zu setzen, wenn auch die Lust zum Schlafen noch so stark wäre. Er erzählte auch einen Fall, daß er einmal einen Erfrornen, der schon zwey Tage gelegen, wieder zurecht gebracht habe.

Wie nun alles zu Stande war, und die Leute auseinander gehen wollten, da trat ein Nachbar,

welcher

welcher der Sache mit Verwunderung zugesehen hatte, auf, und sagte: aber nichts für ungut, Herr Gevatter Schulmeister! Wenn nun einer das Unglück hat, und erfriert eben, wenn kein Schnee liegt? Wie sieht es da aus? Da ist auch Rath zu schaffen, Gvatter Jackl, antwortete der Schulmeister. Da nimmt man eiskaltes Wasser, und zerstößt grosse Stücken Eis und thut es hinein, damit es noch kälter wird. Alsdann nimmt man leinene Tücher, legt sie zwey oder dreyfach zusammen, taucht sie in das kalte Wasser und legt sie fest um den erfrornen Körper herum, wie ichs mit dem Schnee gethan habe, und wo ein Fleck trocken werden will, legt man immer frische Leintücher auf, bis die Wirkung folgt. „ Nun das ist doch recht schön, daß der Herr Gvatter so in der Noth zu rathen und zu helfen weis, sagte der Mann; der liebe Gott mag ihm auch helfen, daß es ihm wohlgehe!“ Jedermann verwunderte sich nun über diese Geschichte, und wie der Sonntag kam, da predigte der Geistliche des Orts gar schön über das Evangelium vom barmherzigen Samaritaner, und lobte den Mann, der seinem Nächsten in der Noth die Thür aufgethan hatte, ob es gleich der Abdecker gewesen wäre. Die Geschicklichkeit des Schulmeisters wußte er auch wohl zu rühmen. Den Bauern aber, die dem Verunglückten die Fenster vor der Nase zugeschlagen hatten, las er den Text so kräftig, daß sie in sich giengen, und sich fest vorsetzten, in Zukunft iedem Menschen beyzuspringen, der in der Noth wäre; er sey wer er wolle.

Nro. 39.

Was man thun muß, um einen Ertrunkenen wieder lebendig zu machen. Desgleichen von der Wassersnoth überhaupt.

Unter denen Wohlthaten, welche Gott den Menschen durch die grossen Wasserflüsse erzeigt, ist es auch eine, daß man sich darinn baden, und die Glieder dadurch erfrischen und stärken kann. Ein Vater thut daher wohl, wenn er seine Kinder daran gewöhnt. Aber bey dem Baden ist immer zweyerley Lebensgefahr: 1) daß man dabey ersaufen, 2) daß man sich Schlagflüsse, Gicht, Schwindsucht und andere gefährliche Krankheiten dadurch zuziehen kann, wenn man erhitzt ist oder schwitzet und sich auskleidet, und ins Wasser begiebt, eh man sich abgekühlt hat. Für das Ersaufen ist gut, daß man einen sichern Ort zum Baden aussuche, wo keine Löcher und Tümpfel sind, und wo man nicht vom Strom ergriffen und fortgerissen werden kann. Man visitire allezeit den Ort, wo man badet, weit umher mit einem langen Stock, und es ist allen Eltern zu rathen, daß sie ihre Kinder niemals allein, ohne Beysein und Aufsicht erwachsener Personen, baden lassen. Auch rathe man jedem, der Gelegenheit dazu hat, ordentlich schwimmen zu lernen. Dadurch verliert man die Furcht vor dem Wasser, und wer sich nicht fürchtet, und gutes Muthes bleibt, wenn er hineinfällt, kann sich leicht wieder heraushelfen.

Mit Ertrunkenen ist es nun eben so beschaffen, wie mit Erfrornen, daß sie wie todt aussehen, und sind es doch nicht allezeit. Es erfodert daher die Christenpflicht, daß man versuche, ob solche wieder zum Leben gebracht werden können; und oft gelingt es; wenn sie nicht im Wasser einen Schlagfluß bekommen

kommen haben. Die Vorschrift, wie man mit ihnen umgehet, ist folgende:

§. 1. Wenn ein Mensch im Wasser liegt, so bringt ihn schleunigst aufs Trockne: aber behutsam, daß er nicht verletzt werde. Es ist nicht nöthig, daß man es vorher den Gerichten anzeige, oder sich darum bekümmere, in welcher Gerichtsbarkeit er liege? Es haben alle Landesherrschaften in ganz Teutschland verordnet, daß man solchen Verunglückten so bald als möglich helfe. Ja sie haben sogar fast überall Belohnungen darauf gesetzt, daß man Verunglückten je eher je lieber zu Hülfe kommen soll.

§. 2. Stellt einen Ertrunkenen ja nicht auf den Kopf, rollt ihn nicht über Fässer, und zerret und stoßt ihn nicht gewaltsam: davon stirbt er, wenn er noch nicht todt ist. Dagegen ist es gut, seine Glieder gelind zu bewegen.

§. 3. Wird er weit von einem Haus aus dem Wasser gezogen, so entkleidet ihn sogleich, schneidet die Kleider ab, wenn sie nicht leicht herabgehen, trocknet ihn mit Tüchern ab, und wickelt ihn in wollene Decken oder Kleider ein, daß blos das Gesicht frey bleibt. Machet ihm auch gleich den Mund rein von dem Schlamm oder Schaum, der darinn ist, welches mit einer Feder, mit einem Grashalm, oder was man sonst bey der Hand hat, geschehen kann. Spühlt auch den Mund mit ein wenig Wasser aus, und legt den Ertrunkenen auf die Seite, daß es wieder heraus laufen kann. Ist ein Haus nahe, so geschieht dieses bequemer, wenn er hineingebracht ist.

§. 4. Es muß von der Stelle an gleich ein Bot zum nächsten Arzt und Wundarzt laufen, und beyde holen, und sie müssen kommen.

§. 5. Den Ertrunkenen tragt oder führet ins nächste zur Wiederbelebung schickliche Haus, so daß er im Tragen oder Fahren auf Stroh oder Kleidern, dabey auf der linken Seite, mit geradem Hals, und der Kopf etwas höher liegt. Hier bringt ihn in die Stube, die nicht zu warm ist und frische Luft hat; nur daß keine Zugluft an den Ertrunkenen gehet, und leidet nicht mehr Menschen in der Stube, als zu der Sache nöthig sind. Ist obiges §. 3. noch nicht geschehen, so thut es nun. Darauf reibt den ganzen Menschen fleisig mit trocknen und

immer wieder frisch gewärmten, auch mit Wachholderbeeren durchräucherten wollenen Lappen.

§. 6. Während dessen wird ihm ein Bett oder anderes weiches und durchwärmtes Lager zurecht gemacht, welches so stehen muß, daß man rund herum kommen kann. Darauf legt ihn, und deckt ihn mit wollenen Pferddecken) Mänteln oder andern Decken zu, bis ans Gesicht. Auf die Brust, die Beine, Schenkel und den Bauch, zwischen den Beinen her, legt noch besonders gewärmte wollene Tücher, und an die Füsse warme Steine oder Wärmflaschen.

§. 7. Nun reibet die Arme, die Schenkel, auch den Unterleib und in der Gegend der Herzgrube, so daß ihr nach der Brust hinaufwärts streichet und gelind nach dem Innern der Brust zudrückt. Das Reiben geschieht mit gewärmten oder durchräucherten Tüchern, und an den Fußsolen mit einer starken Bürste, und immer fort unter der Decke, daß kein Glied dabey entblößt wird. Man legt auch den Körper zuweilen auf eine Seite, und reibt stark den ganzen Rückgrad hinunter. Wo man inne hält mit Reiben, müssen gewärmte Tücher Wärmflaschen oder warme eingewickelte Steine angelegt werden.

§. 8. Hilft das trockene Reiben nicht bald, so spren- get die Reibtücher mit Hirschhornspiritus, Salmiakspiritus oder sonst einem starkriechenden Wasser, auch mit Wein oder Brandtwein; nur muß es so geschehen, daß die Tücher doch immer warm bleiben.

§. 9. Schon während daß etliche Leute mit dem Reiben und Erwärmen beschäftigt sind, müssen andere versuchen, Luft in die Lunge zu blasen. Dies geschieht durch einen Blasbalg, den man mit der Röhre in ein Nasenloch steckt, und das andere, so wie auch den Mund zuhält. Ist die Röhre zu dick, so befestigt einen Federkiel daran, und ist sie zu dünn, so wickelt ein Läpplein darum. Ist die Nase voller Schaum, so reinigt sie mit einer in Oehl getunkten Feder. Ist kein Blasbalg zu haben, so muß ein starker Mann durch ein Röhrlein die Luft einblasen. Beym Einblasen wird zugleich die Kehle gelind einwärts gedrückt, und einer hält die Hand auf den Unterleib, und hat Acht, ob sich die Brust hebt. Geschieht dieses, so läßt er beym Einblasen nach, und drückt wieder

gelind

gelind nach der Brust zu, so oft der Einbläser nachläßt, immer abwechselnd. Dieses wird eine Weile fortgesetzt, wenn es auch scheint, als holte der Ertrunkene selbst Athem, und er muß immer dabey unter der Decke liegen bleiben.

§. 10. Ferner: suchet durch eine Tabacksrauchklystier die Gedärme zu erwärmen und in Bewegung zu bringen, auf folgende Art. Bestreicht ein Tabackspfeifenrohr oben an der Spitze mit Oehl, und stecket es zwey Daumen breit hinten in den Mastdarm hinein, etwas nach dem Kreuz zu. Alsdann rauche einer aus einer andern Pfeife, und nehme die Backen voll Rauch, und blase ihn, so stark er kann, dem Menschen in den Leib hinein. Dieses muß mehrmals hinter einander geschehen, und auch hierbey muß der Ertrunkene so wenig aufgedeckt werden, als es nur angeht. Man kann ihm auch eine ordentliche Klystier von einem Seidel Wasser mit einem halben Loth Taback abgekocht und ein paar Loth Salz dazu beybringen.

§. 11. Kommt das Athemholen nicht bald wieder, so kützelt den Ertrunkenen mit einer Federspitze in der Nase; blaset ihm ein wenig Schnupftaback hinein; haltet ihm geriebenen Meerrettig, (Kren) oder frisch gestossenen Senf, auch Marum verum unter die Nase; bestreicht die Schläfe, die Gegend hinter den Ohren, das Rückgrad, die Lenden, (das Kreuz) die Brust, das Inwendige der Hände und die Fußsohlen mit Salmiakspiritus, Hirschhornspiritus oder Brandtwein, und reibet diese Theile dabey. Will alles dieses nicht helfen, so stechet die Fußsohlen und unter den Nägeln an Händen und Füßen mit Nadeln, tröpfelt brennendes spanisches Wachs auf die Haut und dergleichen.

§. 12. Haben diese Proben zwey bis drey Stunden gedauert, und es zeigt sich kein Leben, und der Arzt und Wundarzt kommt noch nicht, so machet dem Ertrunkenen ein Lager von warmen Mist in einem warmen Stall, und deckt ihn überall mit recht heißem Mist zu, daß nur das Gesicht frey bleibt. Darinn laßt ihn ruhig liegen, bis der Arzt kommt, und stellt eine Wache dabey, welche Acht hat, ob er etwa Zeichen des Lebens von sich giebt.

§. 13. Zeigt sich bey einer von diesen Proben ein Zucken im Gesicht, an den Augenliedern, oder in den Gliedern, eine röthere Farbe auf den Lippen und Backen, ein Zittern der Lippen, ein Heben oder ein Laut in der Brust, ein schwaches und unordentliches Herzklopfen, ein Rumpeln in den Gedärmen, oder geht von neuem Schaum aus dem Mund, so sind dieses Zeichen, daß das Leben wiederkommt.

§. 14. Nun setzet das Reiben und Erwärmen (§. 7.) und das Lufteinblasen (§. 9.) behutsam fort, decket ihn mit durchräucherten und gewärmten Bettdecken zu, leget einen gewärmten in ein Tuch geschlagenen Ziegelstein auf die Herzgrube, und warme Flaschen oder Steine an die Fußsohlen. Für ein ertrunkenes Kind ist das beste, wenn sich zwey gesunde Personen in ein warmes Bett legen, und das Kind zwischen sich nehmen.

§. 15. Wenn die Wärme und das Athemholen allmählich wiederkommt, so versuchet auch, ob das Hinunterschlingen wieder geht. Gebt dem Kranken ein wenig Thee mit Essig, oder Brandtwein mit Wasser vermischt, in den Mund; aber nicht eher etwas frisches, bis das vorige hinunter ist.

§. 16. Geht das Schlucken, und der Kranke hat noch Schleim in der Luftröhre, daß er röchelt, oder er will sich brechen, so gebt ihm ein paar Schalen Kamillenthee mit Honig, und sucht das Erbrechen zu befördern, indem ihr den Schlund mit dem in Oehl getunkten haarigen Theil einer Feder reitzet, und zugleich die Herzgrube reibet, und ihn gelind in den Rücken klopfet.

§. 17. Fällt er in einen ruhigen Schlaf, so laßt ihn schlafen, und wenn er erwacht, so gebt ihm ein gutes warmes Bier.

§. 18. Sobald der Arzt kommt, so thut, was dieser verordnet, und es muß ein Arzt geholt werden, wenn auch der Ertrunkene wieder erwacht, weil die schlimmsten Zufälle oft erst nachkommen.

§. 19. Leute, die im Winter ertrinken und zugleich erfrieren, werden erst wieder aufgethauet, so wie es in diesem Büchlein gelehret worden.

Was sonst ein großer Strom, ein Fluß, ja auch ein kleiner Bach für eine herrliche Wohlthat Gottes

sey,

sey, wird von uns Menschen nicht genug erkannt; wenn wir uns gleich der Fischerey, der Schifffahrt, der Mühlen, ja auch des Wasserkieses und des Schlammes zu unserm Nutzen bedienen. Dagegen murren viele gewaltig wider den guten Vater im Himmel, wenn das Wasser, wie es seine Natur mit sich bringt, einmal aus den Ufern tritt, und ihre Gebäude und Gärten beschädigt; da sie doch selbst Schuld daran sind, daß sie dieselben an gefährlichen Plätzen anlegen. Der Wasserbau an großen Flüssen gehört aber für die hohen Obrigkeiten, und Bauersleute können dabey nichts thun, als daß sie ihre Steuern redlich dazu geben. Bey Ueberschwemmungen muß jeder seinem Nächsten, der in Noth kommt, treulich beystehen, und die Einwohner eines Orts müssen gemeinschaftlich Hand anlegen. Viele Hände können bald einen Graben heben, einen Damm aufwerfen, oder ein Loch zustopfen: und oft kommt es nur darauf an, daß dem anschwellenden Wasser zu rechter Zeit und am rechten Ort Luft gemacht, oder ein kleiner Riß zugestopft werde, um ein ganzes Dorf zu retten. Es kann daher von großem Nutzen seyn, wenn man an jedem Ort bey Zusammenkünften von jungen und alten Leuten davon spricht: was wohl anzufangen sey, wenn einmal eine Wasserfluth etwa von einem Wolkenbruch kommen sollte? Man kann sich viel leichter helfen, wenn man mit einer Gefahr voraus bekannt ist.

Das größte Uebel von Ueberschwemmungen für Menschen und Vieh kommt aber erst nach der Gefahr. Von dem ausgetretenen Wasser bleiben in den Gebäuden und Kellern, so auch auf Wiesen und Feldern, Tümpfl, Pfützen (Lacken) und Schlamm zurück, woraus böse faule Dünste aufsteigen, und bey Men-

schen und Vieh oft schlimme Krankheiten verursachen. Um diese Gefahr abzuwenden, muß man das im Feld und auf den Wiesen stehen gebliebene Wasser durch Gräben ableiten, und das Vieh nicht aus solchen Pfützen saufen lassen. Die Brunnen müssen erst gefegt werden, eh man wieder daraus trinket, und es ist besser, sich einstweilen des Flußwassers zu bedienen. Wasser und Schlamm muß aus den Gebäuden und Kellern, sobald als möglich, herausgeschaft, und durch Oeffnung der Thüren und Fenster alles ausgetrocknet werden. Auf die Fußböden in Stuben und Kammern streut man des Abends trocknen Sand, und schaft ihn des Morgens wieder hinaus. Wenn das Wasser zwischen den Brettern durchgedrungen ist, und die Füllung angefeuchtet hat, so muß man lieber den Fußboden aufreissen, und es damit machen, wie weiter vorn in diesem Büchlein wegen des Schwammes vorgeschrieben ist. Man muß die Stuben, Kammern und Keller oft mit Wachholderbeeren durchräuchern, auch des Tages etlichemal Essig auf glühende Steine tröpfeln, daß er abdampfet. Alles feucht gewordene Geräthe, auch leinene Zeuge und Kleider, muß man wohl an der Luft trocknen und durchräuchern, eh man es gebraucht. Man thut auch wohl, wenn man denn ganzen Sommer hindurch lieber auf dem Dachboden schläft, als in den feuchten Stuben und Kammern. Im Feld oder auf Wiesen darf man sich bald nach einer Ueberschwemmung ja nicht auf die Erde legen und schlafen, und überall muß man den Leib und die Füße wärmer halten, als sonst.

Nro. 40.

Wie man Leute, die vom Kohlendampf und andern Dünsten erstickt sind, wieder lebendig macht.

1. Man öffnet eiligst Thüren und Fenster in der Stube oder Kammer, wo einer erstickt ist, und bringt den Erstickten an die freye Luft.

2. Man entkleidet ihn geschwind, macht vor allen Dingen die Strumpfbänder, Gürtel, Halsbinde, und alles, was fest anliegt und drücket, los; legt ihn, wenn es nur nicht bis zum Erstarren kalt ist, im freyen auf den Erdboden hin, mit dem Kopf etwas höher, und begießt ihn Eimerweis mit kaltem Wasser. Auch bläset man ihm Luft ein, wie oben beschrieben steht.

3. Unterdessen läuft einer zum Arzt und ein anderer macht eine Bank zurecht, worauf man den Erstickten setzen und ihn dran binden kann.

4. Sitzt er darauf fest, so fährt man fort, ihm ein Glas eiskaltes Wasser ums andere aus einiger Entfernung ins Gesicht und in die Herzgrube zu spritzen. Man legt ihm auch in kaltes Wasser getunkte Tücher oder Stücke Eis unter die Achseln und auf die Brust.

Diese Mittel, die man allezeit zuerst braucht, wollen aber nicht allemal anschlagen, wenn nämlich die Leute nicht blos betäubt, sondern wirklich erstickt sind. Einen solchen Menschen muß man, nachdem die eben angezeigten Mittel ohne Erfolg gebraucht worden sind, in eine lüftige Stube bringen, auf eine Bank setzen und ihm einen Mantel umhängen. Die Füße werden in ein laues Fußbad gesetzt, zu dem immer mehr warmes Wasser gegossen wird. Der Wundarzt schlägt ihm eine Ader am Hals; man hält ihm Essig und starken Brandtwein, mit Hirschhorngeist vermischt, unter die Nase; auch bläßt man ihm aufs neue Luft in die Lunge. Giebt er ein Zeichen des Lebens von sich, so spritzt man ihm wieder so lange frisches Wasser ins Gesicht, bis er völlig zu

sich kommt. Nun kleidet man ihn wärmer an, und führt ihn ein wenig herum, damit er in Bewegung kommt. Darauf giebt man ihm viel Wasser mit Essig zu trinken, darein man auch etwas Saliter thun kann, und überläßt die weitere Cur und Herstellung dem Doctor.

Man hat auch Exempel, daß Leute im Keller ersticken, wenn Bier, junger Wein (Weinmost) oder Aepfel- und Birnmost darinn liegt, welcher gährt (jeßt oder arbeitet). Da geht aus dem Getränk, durch die innerliche Bewegung, eine Art Dunstluft heraus, welche die Lichter auslöschet, und Menschen und Thiere erstickt. Eben dieses geschiehet bey den Bäcken und Schmieden, wenn sie ausgedämpfte Kohlen im Keller aufschütten. Aus solchen Exempeln ist nun der Aberglauben gekommen, daß gewisse Geister und Gespenster den Leuten die Lichter ausblasen, und ihnen den Hals umdrehen sollen; welches der liebe Gott gewiß nicht zulassen würde. Man kann aber einem solchem Unglück auf folgende Art zuvorkommen. Man laufe nicht gerades Wegs in einen Keller hinein, wo gährendes Getränk oder dunstige Kohlen sind, sondern man werfe, eh man hinuntersteigt, angezündetes Stroh oder Papier vor sich hin. Brennt dieses fort, so ist keine Gefahr vorhanden: löscht es aber aus, so muß man bey Leib nicht gerad zugehen; sondern erst den Keller von den bösen Dünsten reinigen. Man legt nämlich vor die Kellerthür ein Bund Stroh, und zündet es an. Die Flamme davon zieht nun die Luft außer dem Keller stark an sich, so daß ein Wind entsteht, welcher die Dünste hinausjagt. Ist das Bund Stroh verbrannt, so macht man die Probe noch einmal. Es ist auch gut, etliche Flintenschüsse hinein zu thun. Geschieht

aber

aber ein solcher Fall, daß ein Mensch, der in einem Keller was zu schaffen hat, über die Zeit ausbleibet; so muß nicht gerad zu ein anderer hineinlaufen, ihn zu suchen: sondern man muß die gefährliche Luft auf die eben beschriebene Art erst aus dem Keller schaffen. Auf allen Fall kann man auch eine Kohlenpfanne oder eine Schaufel nehmen, darauf ein helles Feuer von Stroh und Reisholz anzünden, und es vor sich her in den Keller hineintragen. Die verunglückte Person bringt man alsdann sogleich an die frische Luft, und macht es so mit ihr, wie es oben beschrieben worden. Eben so gefährliche Dünste sind in Kellern, Gewölben und tiefen Brunnen, welche lange Zeit nicht geöffnet worden. In solche darf man nicht gerad hineinsteigen, sondern es ist besser, daß man erst etlichemal etwas Schießpulver in einen Scherben thue, und ein Stücklein brennende Lunte oder Feuerschwamm auf solche Art hineinlege, daß es über eine Weile das Pulver ergreifen kann. Das Geschirr befestigt man an einen Strick oder an eine Stange, und läßt es vorsichtig in das Gewölb oder den Brunnen hinunter, so daß auch niemand durch das Pulver zu Schaden kommen kann, wenn es abbrennt. Das Loslaßen des Schießpulvers erschüttert nun die Luft so, daß die giftigen Dünste hinausfahren. Der Gebrauch mancher Weiber, die auf öffentlichen Plätzen feil haben, sich über Kohlenhäfen zu erwärmen, ist auch überaus schädlich; auch darf man in zugemachten Kammern, wo kein Rauchfang ist, oder kein Camin stehet, weder Holzkohlen noch Steinkohlen brennen, wenn man nicht elend ums Leben kommen will.

Nro. 41.

Wie man erhenkte oder erwürgte Menschen wieder lebendig macht.

Die Art, wie man einen Erhenkten oder Erwürgten wieder lebendig macht, ist aber folgende:

§. 1. Wer einen Menschen hängen sieht, muß ihn den Augenblick losschneiden. Er mag sich selbst gehenkt haben, oder es mag von bösen Leuten geschehen seyn; es mag seyn Freund oder F ind, bekannt oder unbekannt, Mann oder Weib; ja wenns auch ein Schelm wäre, wenn er nur nicht auf Befehl der Obrigkeit gehenkt ist, so muß man ihn abschneiden, wenn man anders ein Christ seyn und Anspruch auf Menschlichkeit machen will. Hier müssen alle die abgeschmackten und lieblosen Meinungen und Handwerksgesetze, daß man einen Selbstmörder nicht anrühren soll, beyseite gesetzt werden, weil es auf das Leben eines Menschen ankommt. Obrigkeiten sollten solchen Unfug ohnehin nicht dulden.

§. 2. Beym Abschneiden muß man Acht haben, daß der Körper nicht hart auf die Erde falle; und wenn er liegt, macht man ihm gleich den Strick, das Halstuch, die Hemdknöpfe, Westenknöpfe, Strumpfbänder, den Leibgurt und Hosenbund, oder wenns ein Weibsbild ist, das Mieder und den Rock los.

§. 3. Riecht nun der Körper nicht schon nach Fäulniß, so bringt man ihn auf ein Lager von Stroh oder auf ein Bett, so nahe, als mans haben kann, an einen Ort, wo frische Luft ist, nicht in einer dumpfigen oder heißen Stube. Man kann ihn dahin tragen oder fahren; nur sachte, und so, daß der Kopf und die Brust höher liegen, als die Füße. So legt man ihn auch auf dem Lager, welches so gestellt werden muß, daß man rund herum kommen kann. Hier zieht man ihn vollends ganz nackt aus, und bedeckt ihn mit einer leichten Decke. Man läßt ihn aber nicht lang in einerley Lage, sondern legt ihn oft von einer Seite auf die andere.

§. 4 Man schickt eiligst nach dem nächsten Arzt und Wundarzt; und unterdessen reibt man dem Pazienten das Gesicht, den Hals, den Bauch, Rücken, auch Hände und Füße, alles wie es zuvor in diesem Büchlein beschrieben worden.

worden. Auch nimmt man warmes Wasser mit der Hälfte Essig, taucht Tücher ein, drückt sie stark wieder aus, und legt sie um den Kopf und Hals, nur so, daß Nase und Mund frey bleiben. Wenn die Tücher kalt sind, macht man sie wieder warm, und das Reiben geht unterdessen immer fort.

§. 5. Man hält den Todtscheinenden gestossenen Kümmel in Essig gemengt unter die Nase, oder geriebenen Meerrettig, Zwiebeln, Marum verum, Salbey; aber ja keinen Schwefel. Auch bestreicht man ihm die Schläfe mit Essig oder Brandtwein.

§. 6. Man weht ihm mit einem Bündel Laub fleisig frische Luft ins Gesicht, und sprizt ihm kaltes Wasser oder Weinessig hinein.

§. 7. Kommt der Wundarzt, so schlägt er ihm die Drosselader am Hals, wenn ers versteht; wo nicht, so öffnet er eine Ader am Arm. Viel Blut darf er anfangs nicht weglassen, sondern muß lieber die Ader noch einmal öffnen. Der Arzt und Wundarzt befehlen, was geschehen soll, sobald sie dabey sind. Bleiben sie aber über eine halbe Stunde aus, und der Kranke will sich noch nicht bewegen, so bläset man Luft in ihn, wie oben gelehrt worden. Auch giebt man ihm eine Tabacksklystier. Unterdessen wird mit §. 4. immer fortgefahren, und der Leib, auch Hände und Füsse müssen so viel möglich immer dabey zugedeckt bleiben und unter den Decken gerieben werden. Alles dieses muß wenigstens zwey bis drey Stunden lang fortgesezt werden, ehe man schließen kann, daß der Mensch wirklich todt sey.

§. 8. Fängt er aber an, sich zu regen und Athem zu holen, so weht man ihm viel Wind ins Gesicht, und besprizt ihn mit kaltem Wasser, worinn Spiritus oder Essig gemischt ist. Man hört nun nach und nach auf zu reiben, deckt ihn etwas wärmer zu, und giebt ihm, wenn er schlucken kann, löffelweis warmen Thee von Hollerblüthen, Salbey oder Mellisse mit etwas Honig. Geht das Athemholen noch schwer, so kann man ihm noch eine Klystier von demselben Thee mit Honig und etwas Salz geben, oder von Milch und etwas Salz, beydes nur lauwarm. Bekommt er nun hinten drein noch ein Fieber, oder andere Zufälle, so muß man den Arzt fragen, und er muß wenigstens

nigstens etliche Tage sich vor heftiger Bewegung, vor Unmässigkeit im Essen und vor starken Getränken hüten.

Wird ein solcher Verunglückter nicht wieder lebendig, so begraben ihn die Nachbarn ehrlich, weils ihr Mitnachbar und Bruder gewesen ist; trösten seine hinterlassene Wittwe und Kinder, und denken: wir sind alle arme Sünder — Gott gebe uns einen sanften Tod! Will aber ein und der andere Nachbar bey einem solchen christlichen Liebeswerk aus Furcht oder Eckel nicht mit Hand anlegen, wenn er dazu kommt, oder gerufen wird, den halten die andern für einen schwächlichen Menschen. Aber wenns ihm übel geht, helfen sie ihm doch; denn Gott hat es befohlen, daß einer dem andern in der Noth beystehe, und wers nicht thut, wenn er kann, ist kein guter Christ.

Nro. 42.

Vom Biß eines wüthigen Hundes, und den besten Hülfsmitteln dagegen.

Durch die tollen, wüthigen oder winnigen Hunde ist schon öfters grosses Unglück unter den Menschen und Vieh angerichtet worden; woran eines Theils die schädliche und üble Gewohnheit, viele unnütze und unnöthige Hunde zu halten, andern Theils die grosse Unvorsichtigkeit der Menschen selbsten Schuld ist. Viele Leute halten sich Hunde, die das Brod, so diese Thiere fressen, weit nöthiger für sich und ihre Kinder brauchen könnten; bey vielen geschieht es aus übertriebener Vorliebe, daß sich manche 3 : 4 und mehrere dieser Thiere halten; nur die wenigsten Personen haben solche wirklich nöthig. Dem Jäger gehören Hunde zu seinem Geschäfte; dem Metzger oder Fleischhacker sind sie ebenfalls nöthige Thiere;

und

und die Bauern, Fuhrleute, und reisende Personen haben sie zu ihrer Sicherheit nöthig. Fast alle andere Stände können sie entbehren, und eine kluge Obrigkeit thut wohl daran, das übermäsige und unnütze Hundehalten zu verbieten, oder durch starke Auflagen zu erschweren. Ueberdas sollte jeder, der einen Hund aus Nothwendigkeit oder aus Liebhaberey hält, streng gehalten seyn, allen und jeden Schaden, den ein solches Thier anrichtet, nach Möglichkeit gut zu machen; dann würde sich die Anzahl der Hunde, und mit dieser die Zahl der wüthigen sehr stark vermindern. Muß ja doch der Eigenthümer eines Pferds, Ochsens oder Esels, wenn eins dieser Thiere Schaden anrichtet dafür einstehen, warum soll der Eigenthümer eines Hundes ein Vorrecht hierinnen haben? Viele hundert arme Menschen, wenigstens viele tausend nützliche Hausthiere, als Gänse, Enten, Hühner und dergleichen zahmes Vieh, könnten von dem Brod erhalten werden, das viele tausend unnöthige Hunde fressen, die weder in ihrem Leben, noch nach ihrem Tode Nutzen schaffen. Doch genug hievon.

Die Kennzeichen, die in vielen Ländern die herrschaftlichen Verordnungen wegen der wüthigen Hunde bekannt machen, und woran man diese unglücklichen Thiere erkennen kann, sind folgende:

Ein Hund, der erst wüthig werden will, säuft und bellt nicht; er schleicht mit hängendem Kopf und Schwanz umher, und taumelt dazwischen als wenn er schlafend wäre. Fremde Personen, wenn er auch sonst nicht beisig ist, fällt er heimtückisch an, und gegen Bekannte thut er nicht mehr freundlich oder bekannt. Wenn ein Hund so ist, soll man ihn einsperren und fleisig auf ihn Acht haben. Wird er

magerer,

magerer, bekommt er rothe, trifende Augen und sperrt das Maul weit auf, läßt die Zunge heraus hängen, und hört nicht mehr auf das Zurufen seines Herrn, so ist es hohe Zeit ihn todt schlagen zu lassen. Einen solchen Hund muß man recht tief in die Erde verscharren, ohne ihn mit bloßen Händen zu berühren, und es muß alles verbrennt werden, was sein Geifer beschmutzt haben kann. Es ist aber am besten, man tödtet einen Hund, der die ersten Kennzeichen der Wuth an sich hat, gleich. Es giebt ja Hunde genug, und das Unglück, so ein solches Thier anrichten kann, ist so greulich und entsetzlich, daß ich lieber tausend Hunde wollte todtschlagen lassen, als mich und andere Menschen einer Gefahr aussetzen. Besonders muß sich der Herr eines solchen Hundes wohl in Acht nehmen, daß er ihn nicht strafe, wenn er hämisch und tückisch gegen ihn selbst thut, weil er da leicht gebissen werden kann, sondern es ist besser einen solchen Hund gleich todt zu schießen und der Gefahr vorzukommen.

Ein wüthiger Hund, der herumläuft, hat die eben angemerkte Kennzeichen alle an sich, und er ist auch noch besonders daran zu erkennen, daß er mit hängendem Schweif und Kopf und mit herausgeschlagener Zunge, worüber der Geifer fließt, immer gerade ausläuft, und nach allen lebendigen Gegenständen beißt, die ihm nahe kommen. Die gesunden Hunde, wenn es auch die grösten und herzhaftesten sind, fliehen einen wüthigen Hund schon von weitem, und ziehen den Schweif ein, wenn sie ihn nur sehen.

Man weis eigentlich noch kein ganz gewisses Mittel, einem Menschen, der von einem tollen oder wüthigen Hund gebissen worden ist, zu helfen, als dieses:

ses: daß man den Augenblick, da der Biß geschehen ist, in die nächste Schmiede läuft, und ein glühendes Eisen auf die Wunde sezt; oder daß man auf die verlezte Stelle Schießpulver streuet, und es etlichemal abbrennen läßt. Auch kann man, wenn es an einem Ort ist, wo man ohne Gefahr schneiden kann, den gebissenen Fleck durch einen Wundarzt herausschneiden lassen. Die Wunde wird nachher mit scharfer Lauge, oder mit Kalkwasser ausgewaschen, hat man aber nicht gleich dieses, so thut man Asche in lauwarmes Wasser, und reibt die Wunde damit aus. Potasche, in warmen Wasser aufgelößt, thut auch die Dienste. Nachher muß die Wunde, so lang als möglich, wenigstens bis in die achte Woche, offen gehalten werden, und ein Wundarzt muß dafür sorgen, daß dieses gehörig geschieht, und eine beständige Schwürung daran erzeugt werde. Wenn aber das Gift schon sollte in das Blut übergegangen seyn, so muß man, unter der Anleitung eines Arztes oder geschickten Wundarztes, die Wurzel oder Blätter der **Wolfs = oder Tollkirsche**, welche Seite 49. in diesem Büchlein beschrieben, und auf dem Kupferblattl Lit. C. abgebildet ist, gebrauchen.

Um auf einen solchen traurigen Fall in Bereitschaft zu seyn, so sammelt man die Wurzeln von der **Wolfskirsche** oder **Belladonna**, wenn sie zwey- bis dreyjährig sind, vor der Blüte, wäscht sie in kaltem Wasser, putzt die Fasern ab, spaltet und trocknet sie auf einem lüftigen Boden, nur nicht an der Sonne. Wenn sie ganz trocken sind, werden sie geraspelt, im Mörsel zerstossen und fein gesiebt. Dieses Pulver läßt sich in einem mit einer feuchten Blase oder Blatter zugebundenen Glase bis ins dritte

Jahr gut und kräftig erhalten, dann muß es aber mit frisch zubereitetem verwechselt werden. Die Blätter bricht man ebenfalls vor der Blüthe ab, und trocknet sie auf Horden an einem lüftigen Ort, nur nicht an der Sonne. In bedeckten Gefäßen kann man diese Blätter auch zwey Jahre lang gut und kräftig erhalten, dann muß man sie aber auch mit frischen verwechseln. Beydes, Wurzel und Blätter, muß man aber beständig an einem trockenen Ort verwahren. Zwey Gran, oder so viel als zwey Gerstenkörner schwer, von der Wurzel wirken so viel als vier Gran von den Blättern. Von der Wurzel giebt man kleinen Kindern 1 Gran oder 2 Gran Blätter, grössern Kindern 2 Gran Wurzel oder 4 Grand Blätter, erwachsenen Personen aber 8 bis 12 Gran Wurzel, oder 16 bis 24 Gran Blätter. In allen Apotheken in den Städten sollte dieses Heilmittel, sowohl Wurzel als Blätter, immer frisch zu haben seyn, und auf den Dörfern sollten sich mehrere Personen auf beständig damit versehen, damit man es im Nothfall, sowohl für Menschen, als auch für das Vieh, gleich bey der Hand habe.

Nro. 43.

Von Ottern, Kröten, Spinnen, Bienen, Wespen, und andern Thieren, welche dem Menschen durch Bisse oder Stiche schaden und beschwerlich sind.

Die Ottern, Vipern oder Nattern, welche braungrau aussehen, mit einem schwarzen Streif auf dem Rücken, sind in ihrem Biß die giftigsten. Der von ihnen Verwundete wird bald bleichgelb, schwillt in kurzem sehr auf, bekommt kalte Glieder, heftiges Erbrechen, und was er ausbricht, ist alles gelb; endlich folgen Zuckungen und der Tod, wofern man nicht in Zeiten die rechten Mittel gebraucht.

Wer

Wer also von einer Otter in den Arm oder in das Bein gebissen worden ist, der nehme das Strumpfband, oder sonst etwas zum binden, und binde so geschwind, als möglich, das verlezte Glied, etliche Daumen breit über der Wunde, so fest, als er es nur erleiden kann. Sogleich darauf nimmt man frische Rinde und Laub von Eschen oder Hollunder, quetscht oder zerdrückt es, und belegt das Glied unterhalb dem Bund rund um damit, und umwickelt es mit einem Sack- oder andern Tuch, daß es fest bleibt. Sind keine Eschen- oder Hollerblätter in der Nähe, so nimmt man frisch ausgegrabene Erde und schlägt sie statt der Blätter herum. Sodann muß man Eschen- oder Hollerrindenthee trinken, eilig den Wundarzt holen und ihm dabey sagen lassen, daß er flüchtigen Salmiakgeist und seinen Schröpfzeug mitbringe. Der Wundarzt muß nun die Wunde schröpfen und viel Blut durch die Schröpfköpfe ausziehen lassen. Nachher muß er Salmiakspiritus, mit etwas Baumöhl oder Wasser vermischt, in die Wunde tröpfeln, und einen darein getunkten Bausch darauf legen. Das ganze Glied wird darauf über ein wenig Kohlfeuer lange mit Baumöhl gerieben, und die Wunde über den Bausch her mit zerdrückten Eschen- und Hollerblättern und mit der Rinde dieser Bäume verbunden. Innerlich nimmt man, nach dem Alter, von 3 zu 5 Tropfen Salmiakspiritus in einem halben Glas Wasser ein, und wiederholt dieses alle 3 Stunden, und noch öfter, wenn sich die Zufälle verschlimmern. Ist kein Wundarzt gleich zu haben, so streue man bald etlichemal Schießpulver auf die Wunde und zünde es an, und trinke von Zeit zu Zeit etliche Löffel voll Baumöhl. Das Band wird wieder losgemacht, wenn die Wunde ordent-

lich besorgt ist. — Die Ottern beissen aber nicht eher, als wenn man unversehens auf sie tritt, oder sie sonst erzürnet. Sie sind auch weiter nicht giftig, außer in den beyden Giftzähnen, womit sie beissen, und aus denselben, da wo sie hohl sind, das Gift in die Wunde fließen lassen. Wenn man sie also in gewissen Krankheiten gebraucht, um Kraftbrühen daraus zu kochen, so haut man ihnen den Kopf und mit diesen allen Gift weg, den sie in sich haben. Die **Ringel- oder Wasserschlange**, welche ein gelbweißes Halsband hat, und so auch die **Bruchschlange** oder **Blindschleiche** beissen nicht, und haben auch kein Gift.

Wird man von einer **Kroten** oder **Hütschen** bespritzt, so muß man den bespritzten Fleck oder Theil mit Urin oder Salzwasser, das ist Wasser, worinnen so viel Salz zergangen ist, als darinnen zergehen will, waschen. Hernach kocht man Hollerblüthe oder Camillenblumen in Wasser, feuchtet damit einen Lumpen fleisig an, und legt ihn auf den bespritzten Ort, oder reibt ihn mit Oehl. Sonsten sind die Kroten nicht giftig, ausser der Feuchtigkeit, die sie im Zorn aus ihren Warzen spritzen.

Die **Spinnen** sind nicht so giftig, daß man sich vor ihnen zu fürchten braucht. Wenn man ja von ungefähr von einer gestochen wird, so badet oder wäscht man den verlezten Fleck blos mit Milch. Wer eine Spinne unversehens verschluckt, hat davon nichts zu befürchten; eckelt ihm aber, so muß er ein Brechmittel nehmen, und wenn dieses gewirkt hat, 4 bis 6 Tropfen Salmiakspiritus in Wasser.

Die **Bienen** oder **Immen** sind gefährlich, wenn man sie erzürnt oder in ihren Arbeiten stöhrt. Wider ihren Stich ist es am besten, gleich den Sta-

chel

chel aus der Wunde zu ziehen und die Verletzung mit Oehl oder Schmalz zu reiben. Hernach bindet man frische Erde oder einen in Urin getauchten Lumpen darauf. Körbelkraut zerdrückt, daß es recht saftig wird, und auf die Verletzung gebunden, thut auch gut, imgleichen wenn man Ohrenschmalz einreibt. Diese Mitteln dienen auch, wenn man von Hornissen oder Wespen gestochen wird. Ist aber ein solcher Stich inwendig im Hals, so mischt man Körbelkrautsaft, Honig, Oehl und Essig unter einander, und verschluckt es Löffelweis.

Wider die Beulen, die vom Fliegen = Schnacken = oder Mückenstich entstehen, dient, daß man die gestochene Stelle bald mit Baumöhl reibt.

Wenn einem ein Ohrenwurm oder Ohrenhöhlerer oder ein anderes Ungeziefer ins Ohr kriecht und man empfindet Schmerzen davon, so muß man sich auf die andere Seite legen, und sich behutsam ein wenig Brandtwein, Oehl oder Essig, was am geschwindesten bey der Hand ist, von jemand in's Ohr gießen lassen. Das Ohr wird sodann mit ein wenig Baumwolle verstopft, und nach etlichen Stunden nachgesehen, wo man den Wurm oder das Insekt mit einem Ohrenlöffel sachte heraus nehmen kann.

Nro. 44.

Vom Behexen, Zaubern und Vergiften.

Es überfallen die Menschen zuweilen Krankheiten und Zufälle, von denen man die Ursachen nicht gleich ergründen kann, oder die sehr wunderlich und besonders sind. Auch machen sich manche Kranke allerhand Einbildungen; wie z. E. mancher glaubt, er sey von Glas; ein anderer, er habe einen Frosch, eine Maus, Stroh, Knäul Zwirn und dergleichen

im Leib. Bey Kindern geschieht es oft, daß die Würmer allerley sonderbare Zufälle erregen, welches auch bey Erwachsenen passirt, wenn sie mit dem Bandwurm behaftet sind.

Gleiche Zufälle können auch mit dem Vieh passiren, wenn es schädliche Kräuter frißt; davon verlieren oft die Kühe die Milch oder krepieren wohl gar. Die Rosse fallen oft plötzlich, wenn sie von liederlichen oder unverständigen Knechten verwahrloset werden. In solchen und mehr andern nicht gleich begreiflichen Fällen meynen einfältige Leute: es werde dem kranken Menschen oder dem Vieh von bösen Leuten, Hexen oder Zauberern etwas angethan, das ist, solche Leute brächten durch Hülfe des Teufels diese Zufälle zuwegen. Nun giebt es auch listige Leute, welche sich die Gelegenheit zu Nutzen machen, der Sache auf den Grund sehen, und sodann sagen, sie könnten die Hexerey vertreiben. Sie geben den Kranken dienliche gute Kräuter ein, oder machen allerley Possen, wenn sie merken, daß sich die Natur selbst hilft, und erlangen dadurch das Ansehen, als ob sie die Hexerey vertreiben könnten, und Meister über den Satan selbst wären. Sie lassen sich ihre vorgeblichen Künste von den betrogenen Bauersleuten recht gut bezahlen, und stärken diese noch, um immer mehr zu ziehen, in dem albernen Wahn; wodurch der dumme Glaube an Hexen, Druden, und wie alle diese Undinger heißen, fortgepflanzet wird, und schon schwere Prozesse, Feindschaften, ja wohl Mord und Todschlag daraus entstanden sind.

Vor Alters kamen viele Leute wegen beschuldigter Hexerey ums Leben, dermalen nehmen aber die Gerichte, Gott sey Lob und Dank! gar keine Klage wegen Hexerey mehr an, sondern strafen vielmehr

den=

denjenigen, der jemand derselben beschuldiget, als einen Verläumder; weil man gewiß und mit Grund glaubt, daß es niemals eine wirkliche Hexe gegeben habe. Es giebt aber wohl natürliche Mittel, Menschen und Vieh krank zu machen; und böse und gottlose Leute bedienen sich auch wohl solcher, damit Schaden und Unglück anzurichten. Dahin gehören, außer den schon Seite 44 bis 56 in diesem Büchlein angezeigten und beschriebenen Kräutern, auch Arsenik oder Hüttreich, (Hüttenrauch) Ratzen- oder Mauspulver, Kobald oder Fliegenstein, Quecksilber, Operment, Vitriol, Grünspan oder Grünspacht, Bleyweis, Mennig, Glätte, Bleyzucker, Kalk, Gips, scharfe Lauge, spanische Fliegen, zerstoßenes Glas, Kristall, starker Spiritus, Scheidwasser und dergleichen mehr. Wer solche Dinge nicht zu seiner Hanthierung braucht und damit umzugehen weiß, muß sie gar nicht im Haus leiden. Besonders hat man sich mit dem Ratzen- und Mausgiftrecht wohl in Obacht zu nehmen, damit man es nicht an Orte stelle, wo es unter die Speise für Menschen oder Vieh kommen oder von Kindern benascht werden kann, wie man dann schon viele traurige Fälle weiß, daß Menschen dadurch elend ums Leben sind gebracht worden. Wer also kein Unglück anrichten will, sehe sich ja wohl vor! Geschieht es aber, daß jemand ohne sein Wissen solches Gift bekommt, und davon plötzliches Zwicken, Reissen und Erbrechen von außerordentlicher Art bekommt, der schicke sogleich nach einem geschickten Arzt und trinke unterdessen Oehl Pfundweis und dann Milch, Haberschleim und rohe Eyer — bis der Arzt kommt und weitere Verordnungen macht. Je länger dieser ausbleibt, desto gefährlicher wird es.

 Gegen

Gegen die betäubenden Gifte sind die Mittel Seite 55. in diesem Büchlein angegeben. Wer scharfe Sachen, als Glas, Stahl, Eisen und dergleichen verschluckt hat, muß unterdessen viel Mehlbrey, (Kindermus) essen, bis der Arzt herbey gerufen ist.

Die Erzählungen vom feurigen Drachen, von den Irrwischen, Irrlichtern oder feurigen Männern sind einfältige Kindermährchen und nichts gescheides daran. Es sind diese Dinger fette Dünste, welche sich nahe an der Erde entzünden, zuweilen in die Luft erheben und da erst in Brand gerathen. Macht man ihnen entgegen eine Bewegung in der Luft, durch Schreyen, Hauen mit der Peitsche oder Laufen; so zerstreuen sie sich: flieht man aber vor ihnen, so entsteht ein Luftzug von ihnen abwärts, dem sie nachfolgen müssen; und so kann ein Furchtsamer leicht darüber aus dem Weg kommen. Auch kann es sich treffen, daß ein solches entzündetes Wesen in der Luft nahe an einen Schlot kommt, ungefähr da hinein fällt und verlischt. Die Sternschnuppen oder Sternputzen sind ebenfalls fette und schweflichte Dünste, die sich in der Luft entzünden, und da, wo sie niederfallen, einen dicken Schleim zurück lassen. Denn da ein Stern nicht brennt, noch aus brennbarem Wesen besteht, so kann er auch keinen Putzen von sich geben; zudem stehen die Sterne viel zu entfernt, als daß eine solche Kleinigkeit bis zu uns herunterfallen sollte. Alle diese Lufterscheinungen gehen ganz natürlich zu, und der Teufel hat nichts dabey zu thun. Daß aber Entzündungen ohne Feuerzeug geschehen können, sieht man schon daraus, daß feuchtes Heu, wenn es fest auf einander liegt, sich bis zur Flamme erhitzet.

Nro. 45.

Feuerkatechismus für Junge und Alte.

Erstes Hauptstück.

Was man thun und lassen soll, damit kein Feuer auskomme.

1. Wenn du zu Bett oder aus dem Haus weggehest, so sieh vorher nach allen Feuerstätten, ob alles sicher sey, und sieh dich lieber zweymal um, wenn du es einmal nicht recht gewiß bist. Verschließe die Küchenthür und das Ofenloch, daß keine Katze hineinkommen kann. Sieh nach, ob im Feuerzeug nichts fehle; und setze es an einen gewissen und sichern Ort.

2. Beym Feueraufschlagen habe Acht, daß Zunder und Schwefel recht ausgelöscht wird. Thue nicht zu viel Schwefel oder Zunder ins Feuerzeug, und beym Zundereinbrennen nimm nur einen kleinen Lumpen auf einmal; thue es auch lieber des Morgens als des Abends. Machst du mit Schwamm Feuer, so behalte das ganze Stück, von dem du etwas abreissest, nicht in der Hand beym Aufschlagen, und stecke ein Stücklein, das schon gebrannt hat, nicht wieder in die Tasche; laß es auch nicht liegen, ohne es auszulöschen.

3. Ein brennendes Kerzenlicht, oder einen Span laß nicht allein, und wenn du des Nachts Licht brennest, so setze es in einen erdenen Topf oder Schüssel, und so, daß Hunde, Katzen und Mäuse nicht dazu kommen können. Ein Hänglicht hänge nicht an Bindfaden oder Schnüre, sondern an Eisendrath auf. Wenn du Späne brennst, so setze ein Geschirr mit Wasser darunter, daß die glühenden Kohlen hineinfallen. Am Oehllicht und Kerzenlicht laß die Schnuppen (Putzen) nicht zu groß werden: sie springen leicht an gefährliche Oerter. Beym Abputzen siehe zu, wo die Putzen hinfallen und tritt sie aus. Wirf auch die Putzen aus der Putz- oder Lichtscheere nicht zum Fenster hinaus ins Dorf.

4. Mit einem bloßen Licht gehe nicht in Scheuern, (Städel) Ställe, auf den Dachboden oder an andere Orte, wo Flachs, Werg, Garn, Stroh, Heu, Grummet, Hobelspäne und dergleichen liegen, oder unter Strohdächer.

Nimm dazu eine Laterne; aber keine von Papier und keine, wo Scheiben daran fehlen.

5. Muß im Stall geräuchert werden, so setze den Kohlentopf in einen nassen Eimer. Setze auch sonst keinen Kohlentopf an einen Ort, wo der Fußboden davon anbrennen, oder wo Hunde, Katzen oder Kinder die Kohlen umstoßen können.

6. Die Tabackspfeife laß nicht beym Rauchen zum Fenster hinaus hängen, und habe Acht, wo du sie ausklopfest. Gehe nicht damit in Scheuern, Ställe, auf Dachböden, in Kammern, wo Flachs, Werg und dergleichen liegt, auch nicht durchs Dorf, wenn gleich ein Deckel auf der Pfeife ist: denn kleine Funken können auch durch den Deckel fallen.

7. Kehre alle Sonnabende den Rauchfang, auch das Ofenloch, wo Feuer gehalten wird, mit einem stumpfen Besen ab.

8. Mache niemals von Stroh, Spänen, Reisig, besonders Tannenreisig, ein zu großes Feuer auf einmal an, daß die Flamme nicht aus dem Ofen herausfahre; auch nicht von zu langem Holz. In, um, auf und an den Ofen lege nicht feuchtes Holz zum Trocknen, so daß es anbrennen könnte. Stelle auch keinen Stuhl, keine Bank, oder anderes hölzernes Geräth zu nah daran, und vor dem Feueranmachen sieh allemal erst zu, ob so etwas da ist. Steht der Heerd an einer hölzernen Wand, so sieh zuweilen nach, ob die Mäuse nicht Löcher durchgewühlt haben, daß das Feuer das Holzwerk in der Wand ergreifen könnte.

9. Butter, Speck, Oehl, oder anders Fett zu braten (auszulassen), mache ein ganz kleines Feuer, geh nicht davon weg, machs nicht in einem Tiegel, der Risse hat, oder außen fett ist, rühre es mit keinem nassen Löffel um, komme nicht mit der Lichtflamme nah daran, und willst du Mehl, oder Suppe, oder Wasser dazu thun, so nimm es erst vom Feuer weg. Entzündet sich solches Fett doch einmal, so gieße ja kein Wasser hinein, sondern decke geschwind einen Deckel darauf. Oehlfirniß, Vogelleim, Pech mußt du nicht in oder bey Gebäuden, sondern auf einem freyen Platz sieden.

10. Die Asche aus dem Ofen und vom Heerd laß wenigstens 8 Tage an einem feuerfesten Ort liegen, ehe du

sie bey Seite bringst. Thue sie auch in erdene, nicht in hölzerne Geschirre, und nicht auf den Dachboden, sondern in den Keller. Schmiedkohlen mußt du nicht gleich in die Kohlenkammer bringen, wenn du nicht versichert bist, daß keine glühenden mehr darunter sind.

11. Ungelöschten Kalk laß in keiner großen Menge an einem solchen Ort liegen, wo es darauf regnen oder sonst Wasser dazu kommen kann, und wo Stroh, Heu, Reisig und dergleichen in der Nähe ist. Feuchtes Heu, Grummet und Getraid schlage nicht fest auf einander, und lüftig es fleisig, daß es sich nicht etwa entzünde. Taubenmist und anderer trockener Mist entzündet sich eben so, wenn er dicht auf Haufen liegt. Desgleichen auch Sägklenen, Lohe, Flachs und Hanf. Solche Sachen mußt du manchmal lüften, damit kein Brand daher entstehe. Die Räder am Wagen und Karren, die Pfannen und Zapfen an der Mühlwelle, (Axe) auch die Einfassung der Säge in Schneidmühlen, desgleichen die Zapfen und Pfannen an den Glocken müssen zu rechter Zeit geschmiert werden, daß sie sich nicht entzünden.

12. Blödsinnigen, Betrunkenen, Blinden, unvermögenden alten Leuten und unverständigen Kindern und schlafsüchtigem Gesind vertraue weder Feuer noch Licht, noch Feuerzeug an; laß Kinder niemals mit Schwamm, Lunten, Schwefel, Brenngläsern, Schießpulver und Schießgewehr spielen; lehre sie von Jugend auf, eifig, was für großes Unglück aus dem kleinsten Feuerfunken entstehen kann, und gehe ihnen in der Vorsichtigkeit mit gutem Beyspiel vor.

13. Auf Hochzeiten, Kirtägen und andern Schmausereyen, wo es drunter und drüber geht, mußt du eine verständige Person ausdrücklich dazu bestellen, daß sie umhergeht und auf Feuer und Licht Acht hat. Auch ist es gut, immer Wasser in Geschirren vorräthig und eine Handspritze im Haus zu haben.

Zweytes Hauptstück.

Was man thun soll, ein Feuer bald zu löschen, und weniger dadurch zu verlieren.

1. Denke zuweilen daran, und sprich mit deinen Hausgenossen davon, was jedes thun müsse, wenn hier oder

oder da in deinem Haus oder in der Nähe Feuer auskäme, und wie und an welchen Platz dies und jenes zu retten sey. Sorge dafür, daß jeder der Deinigen im Nothfall einen freyen Ausgang aus der Schlafkammer habe; und die besten Sachen stelle so, daß sie leicht fortgebracht werden können. Schaffe dir nicht zu große und zu schwere Hausrathsstücke an und mache an alle Schränke und Kasten Handhaben und Griffe von Stricken. An schwere Kasten befestige unten kleine Räder oder breite Leisten, so wie Schlittenkufen gebogen, daß sie sich leicht fortziehen lassen.

2. Vereinige dich mit etlichen andern Hausvätern, daß ihr einander in Feuersnoth zur Fortbringung des Hausgeräthes helfet, und wäre es nicht übel, wenn ihr euch ordentlich darauf exerzirtet, einander ausräumen zu helfen, daß jeder voraus wüßte was er zu thun hat. Die Kinder richte ab, daß sie das Vieh losbinden, sobald Feuer auskommt, und es aus dem ganzen Dorf an einen gewissen Ort zusammen treiben, und ihrer etliche mit dem Hirten dabey bleiben.

3. Brennt etwas an, das schnell in Flamme kommt, als Flachs, Werg und dergleichen, so laß es nicht hinbrennen und laufe nach Wasser, sondern nimm den ersten besten Sack, Decke, Kotzen, oder was du sonst ergreifen kannst, und dämpfe die Flammen damit aus.

4. Ist eine Kohle wohin gefallen, und ist davon Holzwerk im Fußboden oder einer Wand ins Glimmen kommen, so reisse es nicht gleich auf, sondern wirf feuchten Mist oder Schlamm auf den Ort, und verstopfe der Luft die Zugänge: alsdann gieße noch Wasser auf den Mist, bis es nicht mehr dampfet.

5. Wenn der Ruß im Ofen anbrennet, so nimm geschwind einen Klumpen Mist, und stopfe damit das Ofenloch zu, und auch das Rauchloch. Eben so mache es, wenn das Feuer im Backofen so stark worden ist, daß die Flamme gefährlich herausschlägt.

6. Wenn der Ruß im Rauchfang anbrennt, so nimm ein Bündlein Schwefelfaden oder Schwefelhölzer, lege sie auf eine Scherbe oder erdenes Geschirr, zünde sie an, und halte sie gerad unter den brennenden Rauchfang. Ein anderer steige unterdessen aufs Dach, und stopfe den Rauchfang

oben

oben mit einem Klumpen Mist oder mit nassen Säcken zu. Er kann auch einen Klumpen Mist durch den Rauchfang herunterstossen mit einer Stange. Wo man ein Feuer ersticken kann, ist es besser, als es mit Wasser zu löschen.

7. Vor allen Dingen aber, wenn dir so ein Unglück begegnet, so schreye flugs: Feuer! und laß die Kinder ins Dorf laufen und schreyen: damit dir deine Nachbarn zu Hülf kommen, eh die Gefahr groß wird.

8. Kommt anderswo im Dorf Feuer aus: so eile du, als Mann, deinem Mitnachbar flugs zu Hülfe; aber nicht mit leeren Händen, sondern mit einem vollen Wassereimer. Dein Weib, Kinder und Gesind müssen unterdessen gleich einen Kübel mit Wasser auf den Boden tragen, Asche hinein werfen, und es umrühren, daß es trüb wird; dazu einen kleinen Eimer oder eine Handspritze. Dabey muß eine Person auf dem Boden bleiben, und Acht haben, daß sie die Funken, die etwa herein fliegen, gleich auslösche. Gegen das Feuer zu, ist es gut, die Fensterladen zu zu machen, und alle Löcher mit feuchtem Mist zu verstopfen. Ists ein Strohdach, so mag einer hinaufsteigen, und das ganze Dach mit Wasser begießen, wozu leimigtes, oder mit Asche trüb gemachtes Wasser das beste ist. Flachs, Werg und dergleichen muß man vom Boden herunter bringen, und die besten Sachen unterdessen zusammen tragen, daß sie, wenn das Feuer näher kommen sollte, geschwind fortgeschafft werden können.

9. Beym Löschen eines grossen Feuers kommt es viel darauf an, daß man auf den Wind Acht habe, wo er hin bläset, und daß man die Spritzen ihm nicht entgegen, sondern ihm nach richte, und das Wasser nicht hoch in die Flamme, sondern an den Ort bringe, von dem sie aufsteigt.

10. Wenn im Dorf etwa ein schlammichter Teich oder sonst viel Schlamm vorhanden ist: so nimm Leute mit Schaufeln und Schiebkarren (Radeltruhen) und Tröge oder Kübel und Fässer auf die Karren. Laß diese voll weichen nassen Schlamm laden, und so nah zum Feuer führen, als möglich. Alsdann werfet mit Schaufeln den Schlamm ins Feuer, wo es am stärksten brennt, und so weit ihr werfen könnt. Eine Schaufel voll Schlamm löscht mehr aus, als ein grosser Eimer Wasser. Um darinn geschickt zu werden, könnten die jungen Bursche sich

an

an Feyertagen eine Lust damit machen, Schlamm weit und sicher mit Schaufeln nach einem Ziel zu werfen. Die Mädels könnten den Schlamm herbeyführen, und einen Gewinn darauf setzen, wer binnen einer gewissen Zeit die meisten Karren voll brächte; dieß wäre ein so lustiges Spiel, als das Kegelschieben oder Vogelschießen, und hätte doch grossen Nutzen in Feuersnoth.

11. Steht bey einer Feuersbrunst dein Haus, Tenne oder Stall so, daß, wenn es niedergerissen würde, der Flamme dadurch Einhalt geschähe, so laß es ohne Verzug niederreissen. Deine gnädige Obrigkeit wird hoffentlich dafür sorgen, daß dir der Schaden ersetzt werde. Durch das Niederreissen eines einzigen Gebäudes kann man zuweilen ein ganzes Dorf retten.

12. Hat deinem Nachbar das Unglück betroffen, daß sein Haus abgebrannt ist, so sey barmherzig, gieb ihm Dach und Fach in deinem, und hilf ihm, wo du kannst, daß er wieder aufbaue. Gott wirds dir und deinen Kinder zehnfach vergelten, und der Nachbar wird dir wieder helfen, wenn du in Noth kommst.

Nro. 46.

Von Gewittern, und wie man sich dabey verhalten soll.

Wenn man ein Stück Agtstein (Bernstein), oder Siegellack (spanisches Wachs) auf wollenem Zeug reibt, so zieht es leichte Sachen, als Pflaumfedern, kleine Stücklein Papier und dergleichen an sich, daß sie darauf zufliegen, und eine zeitlang daran hängen bleiben; und reibt man unterdessen ein anderes Stück Siegellack, so blässet dies die Papierstücklein von sich weg, welche das erste an sich zog. Dieses kann jeder selbst probiren. Ein grosses Stück Siegellack, auch ganzer Schwefel, Pech oder Glas, auch sogar gedörrtes Holz, zieht noch stärker an sich, wenn es gerieben wird, und wenn man es anrührt, fahren kleine Feuerfunken heraus. Eben solchen Funken fahren aus den Haaren einer Katze, der man den Buckel streicht, wie man es im Dunkeln deutlich sehen kann. Jenes Anziehen und Wegstossen und die Funken kommen von einer besondern Art von Feuer her, welches man das elektrische Feuer

nennt.

nennt. Manche Dinge, z. E. Pech, Siegellack, Schwefel und Glas, haben davon sehr viel in sich; dagegen Eisen, Kupfer und andere Metalle, auch das Wasser und die Luft sehr wenig davon in sich haben. Nun hat dieses elektrische Feuer die besondere Eigenschaft, daß wenn viel davon in einem Ding beysammen ist, und solches kommt einem andern, worinn wenig oder nichts ist, nah, so fährt das überflüssige hinüber in das leere; und wenn es dabey einen Sprung thun muß, so giebt es eine Flamme mit einem Stoß und Knall, wie wenn Schießpulver abgebrannt wird. Ferner geht dieses Feuer, wenn es in Bewegung ist, gern aus andern Dingen in spitziges Metal hinüber, und läuft schnell durch das Metall durch, so lang es währt; so daß es sich durch Stangen oder Ketten von Eisen oder anderm Metall hinleiten läßt, wohin man will. Diese Eigenschaften hat man durch besondere Maschinen erkannt, welche dazu erfunden worden, die Natur dieses Feuers zu erforschen, und die man Elektrisirmaschinen nennt. Wer irgend Gelegenheit hat, eine solche zu sehen, der gehe gern ein paar Stunden darnach: es wird ihn nicht gereuen, so wunderbare Kunststücke werden damit gemacht. Der größte Nutzen dieser Maschinen ist aber der: daß man durch die damit angestellten Proben erfahren hat, daß ein solches elektrisches Feuer überall in der ganzen Welt und in allen Dingen vorhanden ist, ob man es gleich nicht sieht, und daß dasselbe von Gott dazu erschaffen ist, die Fruchtbarkeit der Erde und die Gesundheit der Menschen und Thiere zu befördern. Man hat auch entdeckt, daß dieses Feuer, eben so wie das Wasser, immer im Gleichgewicht zu schweben sucht, und dahinwärts strömt, wo es Raum findet; und dadurch ist man dahinter gekommen, wie die Gewitter (Donnerwetter) entstehen und beschaffen sind. Das elektrische Feuer sammelt sich nämlich gern in den Wolken, weil die Wolken feuchte Dünste sind, die für sich wenig davon haben. Ist nun eine Wolke damit angefüllt, so bekommt sie davon die Eigenschaft, daß sie andere kleine und leichtere Wolken an sich zieht. Wenn ihr nun solche nah kommen, so fährt das Feuer schnell in sie hinein, und giebt eine Flamme und einen Knall, welches wir Blitz und Donner nennen. Die Flamme springt dann von einer solchen Wolke zur andern: darum sehen

manche Blitze von fern aus, als liefen sie im Zickzack weiter fort. Das Echo, oder der Wiederhall, ist Ursache, daß der Donner bey jedem Schlag vielmal schallt, als ob in den Wolken etwas fortrollte, da doch allemal nur ein einziger Knall geschieht. Die Gewitterwolken senken sich aber auch zuweilen nach der Erde zu, und da fahren die Blitze gerad herunter und schlagen ein, wie mans nennt. Dieses thut nämlich der Blitz und nicht der Donner, welches ein blosser Schall ist, der hinten nachkommt. Das Einschlagen geschieht auch nicht durch heruntergefallene spitzige Steine, dergleichen man zuweilen im Feld findet; denn solche Steine sind von unsern Vorfahren zu der Zeit, da man Eisen und Stahl noch nicht kannte, als Aexte und Beile (Hacken) gebraucht, und dazu so scharf geschliffen worden. Sondern das Einschlagen geschieht, wenn das aus der Wolke heraus fahrende elektrische Feuer einen Sprung thut nach dem Ort, wo es sich hin ergießt. Da giebt es einen Funken und einen Stoß und Knall, wie man mit der Elektrisirmaschine dergleichen hervorbringt; nur mit dem Unterschied, daß die Flamme und der Schlag beym Gewitter viel stärker ist; sowohl wegen der grossen Menge des elektrischen Feuers in der Wolke, als auch weil eine besondere Art von Luft sich in den Wolken sammelt, die sich entzündet und losplazt, wie Saliter oder Schießpulver, so daß dadurch Häuser in Brand gesteckt und zertrümmert, und Menschen und Thiere getödtet werden können. Die heftige Erschütterung, welche dabey in der Luft geschieht, und das mit dem Gewitterregen in die Erde herabkommende elektrische Wesen selbst, welches man oft in den Tropfen ordentlich funkeln sieht, macht aber die Erde fruchtbar, und erquicket Vieh und Menschen; wie jedermann nach einem Gewitter an sich selbst spüren kann. Wenn daher in mehreren Jahren keine Gewitter wären, würde auf der Erde bald nichts mehr zeitig werden, und ein ungesunder Wohnplatz für uns seyn. Die Gewitter sind also eine Wohlthat von Gott, wie Thau und Regen, und wir sollten ihm für jedes billig danken, wenn auch einiger Schaden dadurch geschehen wäre. Wer hingegen meynt, Gott im Himmel zürne mit den Menschen, und wollte sie in Furcht jagen oder gar strafen durch die schönen Blitze und den prächtigen Donner, der kennt den

gütigen Vater im Himmel nicht. Wenn auch einmal ein Mensch vom Blitz erschlagen wird, welches doch sehr selten geschieht, so muß man denken, daß die beste Stunde zum Sterben für diesen Menschen eben gekommen war. Und wenn er den Blitz nicht selbst durch Unvorsichtigkeit auf sich gezogen, und vorher rechtschaffen und christlich gelebt hat: so giebt es fast keine schönere Todesart, als diese. Denn man ist dabey gewiß, daß der Verstorbene nicht selbst Schuld daran gewesen, und er verscheidet ohne Schmerzen so schnell, daß er nicht weiß, wie ihm geschieht. Vernünftiger Weise sollte man daher einen solchen Tod eher für eine besondere Gnade Gottes, als für ein Strafgericht halten. Oft sind aber die vom Blitz getroffenen Personen nicht wirklich todt, sondern nur betäubt. Man muß es daher mit allen eben auf dieselbe Art machen, wie mit den Erstickten.

Folgende Vorsichtsregeln sind bey Gewittern zu beobachten, wenn man den Blitz nicht selbst auf sich locken will.

1) Wenn du im Feld oder unter Wegs bist, und es kommt ein Gewitter, so suche ja nicht Schutz unter einem Baum. Das elektrische Feuer fährt allezeit aus der Wolke am liebsten nach hohen Dingen, als Bäumen, Thürmen und hohen Gebäuden, und an diesen läuft es hinunter, bis in die Erde. Darum ist es gefährlich, unter Bäumen zu stehen, und man thut besser, sich vom Regen durchnässen zu lassen, und etwa 8 Schritte weit von einem Baum stehen zu bleiben. Ist gar kein Baum und sonst nichts hohes in der Gegend, und die Gewitterwolke ist gerad über dir: so lege dich platt auf den Boden hin. Bist du zu Pferd, oder mit einem Wagen im Feld, so siehe wie du die Pferde etwa anbindest, und stelle dich 8 Schritte weit davon; wenn nämlich das Gewitter schon gerad über dir ist: sonst jage lieber nach dem nächsten Dorf, eh es so nah kommt.

2) Zu Haus setze oder stelle dich während des Gewitters an keine Wand, keinen Rauchfang, Ofen und dergleichen; auch nicht in die Hausthür, sondern in die Mitte der Stube, und noch lieber in das Vorhaus oder den Vorsaal. Die Fenster laß offen, und wenn der Regen dieses verwehrt, wenigstens die Stubenthür, damit du nicht

vom Dunst erstickest, wenn es einschlagen sollte. Hast du viel Metall an dir, z. E. metallene Knöpfe und dergleichen, so lege es ab.

3) Mache kein Feuer an, weil der aufsteigende Rauch den Blitz leiten könnte, daß er das Haus träfe.

5) Solche Vorsicht ist nicht nöthig, und man braucht sich gar nicht zu fürchten, wenn das Gewitter nicht sehr nah ist. Man kann aber wissen, wie weit es entfernt ist, wenn man Acht hat, wie bald der Knall hinter dem Blitz drein kommt. Wenn man dazwischen noch 6 bis 10 Pulsschläge zählen kann, so ist der Ort, wo die Gewitterwolke das elektrische Feuer von sich giebt, noch eine halbe Stunde entfernt, und es hat keine Gefahr. Geschieht aber Blitz und Schlag eher hinter einander, so ist Vorsicht nöthig.

Die Gebäude zu verwahren, daß der Blitz keinen Schaden daran thue, hat Benjamin Franklin die Blitzableiter erfunden. Diese bestehen aus einer eisernen Stange mit scharfen vergoldeten oder kupfernen Spitzen, welche auf dem Forst (First) des Daches oder auf der Thurmspitze aufgerichtet wird. Ans End dieser Stange wird ein kupferner oder eiserner Streif oder dicker Drath angenietet, der auswendig am Gebäu herunter geht, bis in die Erde. Wenn nun eine Gewitterwolke eben über dem Haus ihr elektrisches Wesen ausgießt, so fließt es gleichsam an dem Metall sacht herunter bis in die Erde, und thut dem Gebäu keinen Schaden. Mehr als hundert Exempel haben es klärlich dargethan, daß sich dieses so verhält, und es sind schon sehr viele Thürme, Kirchen und Schlösser mit solchen Blitzableitern versehen. Diese Erfindung ist ein gar schönes Exempel davon, daß es auf der Erde immer besser mit den Menschen wird und werden muß, wenn sie ihren Verstand immer mehr gebrauchen. Vor hundert Jahren hätte man noch nicht geglaubt, daß es möglich wäre, den Schaden der Gewitter abzuwenden,

wenden,

wenden, und nur das Gute anzunehmen, das uns Gott durch sie erweiset: eben so wie wir uns durch bedeckte Häuser vor dem Regen schützen, und mit Freuden zusehen, wie er unsre Felder und Gärten durchnässet.

Ein Bauernhaus, welches hoch liegt, vor dem Blitz zu verwahren, ist es wohl am besten, nah dabey einen hohen Baum zu pflanzen, der weit darüber hinaus ragt. Dieser thut fast dieselben Dienste, wie ein metallener Ableiter.

Das sogenannte Wetterleuchten, wobey man zu sagen pflegt, es kühle sich der Himmel, ist ein schwacher Blitz ohne Schlag und Knall; es kommt eben von dem elektrischen Feuer her, woraus auch vermuthlich die Nordscheine oder Nordlichter entstehen. Ein solches Nordlicht bedeutet nichts weiter, als daß Gott, der es gemacht hat, alles sehr schön und herrlich einrichtet, und daß uns derselbe noch manche Sachen verborgen hält, die uns wahrscheinlich doch von großem Nutzen sind, ob wir es gleich nicht einzusehen vermögen.

Nro. 47.

Rathschläge, wie man sich in Misjahren helfen und vor einer Hungersnoth verwahren soll.

Das beste Mittel, sich in Misjahren für Mangel und Hungersnoth zu schützen, ist wohl dieses, daß man trachtet in allen Nahrungsmitteln für die Menschen sowohl als für das Vieh einen Vorrath auf ein ganzes Jahr und drüber zu sammeln und für den Verderb zu bewahren. Ortschaften, die in waldigen Gegenden liegen, sind wohl darinnen hart dran, weil sie nicht genug Getraide und Futter für das Vieh erzeugen können, um Vorrath davon zu

sammeln. Diese thun wohl, wenn sie sich auf den Gemeinde- oder Heiligen-Credit etwas Geld aufnehmen, und dafür das Nothwendige in wohlfeilen Jahren zu kaufen und in ein Magazin legen. Sie können zu einem Getraidmagazin die Böden auf der Kirche verwenden, und das Futter fürs Vieh können sie unter sich vertheilen, und jeder kann sein Antheil selbsten in seinem Stadel oder Scheur verwahren. Kommen Misjahre und theure Zeiten, so kommt Capital und Zinns reichlich wieder ein, und jeder ist sicher, daß er und sein Vieh nicht Noth leiden darf. Daß man ehrliche und vernünftige Männer aus der Gemeinde zu Aufsehern und Rechnungsführern erwählen, und den Vorrath alle Jahre, oder wenns erfoderlich ist, käuflich abgeben und mit neuem verwechseln muß, versteht sich vo selbsten. Wo in einem Land, wie z. B. seit 1773. im Ansbachischen, Landes-Getraidmagazine errichtet sind, woraus im Nothfall die Unterthanen sowohl Eß- als Saamgetraide entlehnt bekommen, ist es noch besser; und die Errichtung von Landes-Fourage- oder Viehfutter-Magazinen, wäre eben so nöthig. In Misjahren sieht man offenbar, wie nützlich es ist, nach Nummer 3. 4. 10. und 16. dieses Büchleins, sich nicht blos an den Getraidbau zu halten, sondern auch Obst und vielerley Gartengewächse zu ziehen; damit wenn es an einem mangelt, man sich am andern erholen kann. Wer also klug seyn will, der thue es.

Gemeiniglich gerathen die Sommerfrüchte desto besser, wenn die Winterfrucht misräth. Man thut daher wohl, daß man bey Zeiten umpflügt und sich nie durch das mittelmäßige Aussehen der Saat verführen läßt zu lange zu warten. Durch genaues Aufmerken auf den Wachsthum des Saamens oder

der

der Getraidpflanzen kann man im Frühjahr bald wissen, ob Hoffnung zu einer guten Erndte vorhanden ist, oder nicht. Eben so kann man auch den Schaden, den ein Hagelwetter anrichtet, noch verbessern, wenn man nicht lange zaudert, sondern den angerichteten Schaden genau prüft, und nach Erfordern der Umstände und der Jahrszeit gleich umpflügt und anderes Getraide oder sonstige Gewächse hinbaut. Fällt in die Erndte lange anhaltendes Regenwetter, so thut man besser, man wendet die Mühe und Kosten darauf, und läßt die Aehren von dem Stroh auf dem Felde durch genugsame Leute kurz abschneiden, in Säcke thun, nach Hause fahren, und sodann auf den Böden zum Trocknen ausbreiten und wenn sie abgetrocknet sind, gleich dreschen. Das auf dem Felde gebliebene Stroh kann man dann bey günstiger Witterung nachholen. Es ist besser etwas weniges am Getraid und Stroh verlohren, als sich der Gefahr aussetzen, um alles zu kommen.

Entsteht nun durch einen oder mehrere der hier beschriebenen Unglücksfälle wirklich Theurung und Mangel am Brodkorn, so muß man sich, um dieses zu schonen, auf andere Speisen verlegen, die nahrhaft sind und nicht viel kosten. Eine solche Speise ist der Reis; an einem Pfund können sich 8 Personen satt essen, besonders wenn man eine Hand voll Erbsen und etwas gerändelte oder gerollte Gersten oder Graupen darunter mischt, und diese Mischung mit 4 Maas Wasser ansetzt, langsam kocht, und wenn es zu dick werden will, noch mehr Wasser nachgießt, auch ein wenig Butter, Pfeffer und Salz hineinthut. Aus den Erdäpfeln, die beynahe niemals misrathen, kann man gar viele wohlschmeckende, gesunde und nahrhafte Speisen zubereiten.

Wie man Brod daraus bäckt, ist unter Nro. 3. Seite 30 und 31 in diesem Büchlein gelehret worden.

Als Zugemüse kann man in theuern Zeiten ohne Gefahr kochen: junge Brennesselblätter, Schwarz- oder Skorzoner- und Haberwurzeln, Zichorien- Wegwarten- und Kümmelwurzeln, Gänspapeln, Sauerampfer und einige andere; nur kein Kraut, das man nicht gewiß kennt. —

Nro. 48.

Vom Unkraut, Ungeziefer und anderer Gartennoth.

Die besten Mittel, kein sogenanntes Unkraut in den Gärten und Feldern zu bekommen, sind diese: daß man allezeit darauf sieht, damit man keinen unreinen Saamen bekomme, und daß man den Saamen vom Unkraut nicht in den Mist oder auf die Dungstätte kommen lasse. Nächst dieser Vorsicht ist es nothwendig, daß man in Gärten und Feldern immer fleisig ausgraßen oder jäten, und kein Unkraut in Saamen schießen lasse. Diejenigen Gattungen Unkraut, die sich auch durch die Wurzeln fortpflanzen, muß man mit der Wurzel auszuziehen suchen, oder die Wurzeln beym Graben und Ackern aufsuchen und verbrennen lassen. Auf den Getraidfeldern kann man auch das Unkraut dadurch verhindern, wenn man mit dem Getraid- und Klee- oder Futterbau abwechselt.

Die Thiere, die man Ungeziefer nennt, darf man ohne Bedenken ausrotten, nur mishandeln und martern darf man sie nicht, wenn man anderst ein Mensch und Christ seyn will.

Der schwarze Kornwurm wird dadurch zum besten abgehalten, wenn man die Böden lüftig machet,

chet, durch Zuchlöcher und dergleichen; und wenn man den Boden, die Seitenwände und die Decke desselben, ehe Getraid hinauf geschüttet wird, fleißig mit heissem Wasser bespritzt, worinnen ein gut Theil Wermuth- und Weyhrautenkraut gekocht worden ist. Daß man das nachher aufgeschüttete Getraid fleisig umstechen oder wenden muß, damit es nicht erwarme, versteht sich von selbsten. Ist der Wurm einmal eingenistet, so ist folgendes Mittel sehr gut: Man breitet, wenn sich der Wurm im Frühjahr zeigt, weisse, leinene Tücher über die Getraidhaufen, und läßt sie über Nachts darauf liegen. Des andern Morgens nimmt man diese Tücher behutsam ab, und schüttelt die häufig daran hängenden Würmer den Hühnern vor. Dies setzt man so lange fort, bis keine Würmer sich mehr an die Tücher anhängen. Wenn man große Waldameisen auf den Boden schüttet, so fressen diese alle Würmer auf und verliehren sich hernach von selbsten. Mit dem **weissen Kornwurm** wird das nämliche Verfahren beobachtet. Die Böden müssen dabey reinlich gehalten werden, und ist das Getraide trocken und rein, so hat man von dem Wurm wenig zu befürchten.

Maykäfer sind auch schädliche Insekten, und thun besonders in den Wäldern und Gärten großen Schaden. Sie legen ihre Eyer in die Erde, und aus diesen kommen die weißgelben Würmer, die man **Glimen, Brachwürmer** und **Engerlinge** nennt, dick und fett, selten länger als halb Fingers lang, und mit einem Maykäferkopf versehen sind. Diese fressen die Wurzeln von den Früchten, besonders vom Salat, häufig ab, und werden im dritten Jahr, nach ihrer Entstehung aus dem Ey, Maykäfer. Man kann daher rechnen, daß, wenn es viele Maykäfer

käfer giebt, im dritten Jahr darnach wieder viele kommen werden, ausgenommen die rauhe Witterung vernichtet sie. Das beste Mittel, dieses Insekt auszurotten, ist dieses: im May und Juny muß man mit gesamter Hand darauf ausgehen, die Bäume des Morgens zu schütteln und die herabfallenden Maykäfer zu tödten. Man tödtet in tausenden den Saamen von vielen 100 tausenden. Beym Pflügen und Graben muß man auch die Engerlinge flesig tödten lassen, welches Kinder thun können.

Die **Werre, Ackerwerre, Reitwurm, Erdwolf, Maulwurfsgrille, Gwerren**, richtet in den Fruchtfeldern und Gärten vielen Schaden an; indem dieses Insekt Felder und Gartenbeete durchwühlt, und allen Gewächsen, die ihm im Weg stehen, die Wurzeln abbeißt. Man tödtet dieses Ungeziefer dadurch, daß man geringes oder schlechtes Oehl, besonders Hanf- oder Leinöhl, in die Löcher gießt, wo sie sich aufhalten, wonach sie hervor kommen und getödtet können werden. Man muß aber mit dem Finger den seichten Gang, den die Werre in der Oberfläche des Erdreichs macht, nachspühren, und da, wo sich dieser Gang unterwärts in die Tiefe zieht, das Oehl, welches man mit viel Wasser vermischen muß, hineingießen. Durch eingegrabene todte Krebse soll dieses Ungeziefer auch weichen. Sonst fängt man es noch auf folgende Art: im Spatherbst gräbt man mehrere Gruben, 2 bis 3 Schuh tief und einen Schuh weit, diese füllt man mit frischem Roßmist an, und wirft die Erde wieder darauf, daß es oben eben wird. Nach dem ersten Thauwetter sind alle Werren, die der Wärme nachgehen, in diesen Gruben, da kann man sie herausgraben und tödten. Der Maulwurf frißt die Wer-

ren und ihre Eyer auch, nach geleistetem Dienst muß man ihn wegfangen.

Wider den Schneckenfraß an der Saat ist es gut, frühzeitig zu ackern, und den Acker so klar, als möglich, zu eggen. Wo keine Brache gehalten wird, giebt es deren weniger. Sie zu vertreiben, nimm Wasser und koche darinnen etliche Loth Teufelsdreck, laß es kalt werden, und thue 3 Quintlein Hirschhorngeist oder Oehl dazu, und gieße es unter 15 Maas verdünntes Mistlackenwasser. Damit bespritze die Saat Morgens und Abends, drey Tage hintereinander. Wer viel Enten hat, kann sie auf die Saat treiben, sie fressen die Schnecken begierig auf, und werden fett davon.

Die Heuschrecken, welche aus einem Land in das andere ziehen, sind wohl in unserer Gegend sehr selten; kommen sie aber ja angeflogen, so muß man sie durch Schießen und Niederschlagen zu vertreiben suchen. Haben sie sich aber einmal gelagert, so zieht man Gräben auf, treibt sie hinein, tritt sie todt und deckt Erde darauf. Ihre Eyer muß man beym Pflügen aufsuchen und zertreten.

Wider die Köhl- und Krautraupen (Krautwürmer) ist es gut, wenn man stinkende und verfaulte Krebse im Wasser einweicht, und mit diesem stinkenden Wasser die Krautpflanzen und Köhlstauden besprengt. Wenn man die Krautäcker mit einer breiten Reihe Hanf umsäet, so sollen die Krautraupen auch davon weichen, weil sie den Hanfgeruch nicht leiden können. Gefüllte Rittersporn hie und da in die Krautäcker und Gartenbeete gesäet, lockt die Schmetterlinge oder Sommervögel an, daß sie sich des Abends daran setzen, wo man sie durch Kinder kann abklauben und zertreten lassen. Da diese

Schmetterlinge bekanntlich die Eyer legen, woraus die Raupen oder Würmer werden, so kann man schon in einigen Schmetterlingen viele tausend Raupen zerstören. Wenn man die äußere Seiten der Kraut- und Kohlblätter fleisig durchsieht, so findet man auch die Eyer, die ganz hellgelb aussehen, und viele auf einem Fleck beysammen sind, diese zerdrückt man mit einem kleinen Holz.

Wider den **Forstschmetterling**, dessen Weiblein nicht fliegen kann, sondern im Herbst bey tausenden auf die Obstbäume am Stamm hinauf läuft, dient folgendes Mittel. Man legt zu Anfang des Octobers ein etwa handbreites Band von Leinwand oder Stroh um die Stämme der Bäume, beschmiert es mit Theer oder Wagenschmier (Vogelleim ist noch besser); daran bleiben diese Schmetterlinge hängen, und man findet sie täglich hundertweis. Diese und mehr andere Gattungen von Schmetterlingen findet man an den Bäumen und Sträuchern vielfältig, man muß sie abnehmen und tödten, und ihre Eyer zernichten. Daß man die an den Bäumen hängende Wurm- oder Raupennester fleisig im Herbst und Frühjahr abnehmen muß, weiß ohnehin jeder fleisige Landwirth und Gartenbesitzer. Diejenigen Raupen, so schon ausgekrochen sind, oder nicht in Nestern beysammen sitzen, kann man durch einen Rauch von Stroh auch durch etwas auf Kohlen angezündeten Schwefel und Saliter ersticken, man muß aber den Mund und die Nase verbinden, daß man nicht selbst davon gesteckt wird.

Wider den **Brand im Getraide** sind schon allerley Mittel, solchen zu verhüten, vorgeschlagen worden, z. B. durch Einweichung des Saamens mit Schnee, abgefaulten Harn oder Urin, Kalk und

dgl.

dgl. m. Man darf nur hierüber des Herrn Professor und D. Schranks zu Ingolstadt umgearbeiteten Mayrischen Feldbaukatechismus Seite 68 bis 72 nachlesen. Dieses kleine, durchaus sehr nützliche und ganz wohlfeile Büchlein verdient allenthalben vorzügliche Empfehlung. Ich werde auch in dem zweyten Bändchen dieses Büchleins vorzüglichen Gebrauch, mit Erlaubniß des Herrn Verfassers, davon machen. Hier werde ich auch die allereinfachste, wohlfeile, gar nicht mühsame und leicht nachzuahmende Weise, den Brand im Waitzen zu verhüten, die Herr Karl Crussius, Rentdeputationsrath in Burghausen, erfunden, und die von mehreren practischen Lehrern der Oekonomie als tüchtig anerkannt worden ist, bekannt machen. Im Bekerischen Noth- und Hülfsbüchlein steht folgendes Mittel wider den Brand im Waitzen. Man säet jährigen, recht trocknen Waitzen, oder wenn man neuen nehmen muß, so muß es solcher seyn, der gleich nach dem Einführen gedroschen und wohl auf dem Boden gewendet und getrocknet worden ist. Zweifelt man, daß der Saamen gut sey, so nimmt man einen Kübel mit Wasser, und rührt ein paar Hände voll ungelöschten Kalk hinein, thut etwas Saamwaitzen in ein Sieb, und hält dieses in das Kalkwasser, bis der Waitzen davon naß ist. So verfährt man mit allen Saamwaitzen, den man hat, und schüttet ihn nachher zum Abtrocknen auf einen Boden dünne aus einander, bis er trocken und gesäet wird.

Die Erdflöhe weichen, wenn man die Pflanzen mit Wasser besprengt, unter welches man die Brühe vom Sauernkraut, so wie sie in der Krautkufe oben aufsteht, mischt; thut man etwas geschmolzenen

zenen Schwefel siedend heiß in dieses Wasser, so ist es noch besser. Den Schwefel, der zu Boden fällt, kann man öfters schmelzen und gebrauchen. Das sicherste Mittel ist aber, wenigstens die jungen Pflanzen vor dem Abfressen der Erdflöhe zu bewahren, daß man mitten in einem Stück Grasboden, das nicht allzu nahe am Grab- oder Gartenfeld liegt, so viel Platz, als man zum Säen des Kraut- oder Köhlgewächssaamens nöthig zu haben glaubt, vom Gras und Wurzeln wohl reinigt, die Erde mit kurzen und wohl verfaulten Dung bessert, umgräbt und den Saamen hinein säet. Man erhält dadurch nicht allein die schönsten Pflanzen, sondern solche sind auch etliche Jahre auf diesem Platz für dem Abfressen der Erdflöhe sicher. Finden sich diese endlich doch ein, so nimmt man ein anders Stück Grasland und besäet das erstere mit Heusaamen oder Klee. Versetzte Pflanzen und andere Gewächse, denen die Erdflöhe Schaden thun, lassen sich am besten dadurch retten, daß man sie mit fein gesiebter Asche Staub von der Straße, oder auch mit Lohstaub, des Morgens, ehe der Thau abtrocknet, bestreut, und dies Verfahren öfters wiederholt, besonders wenn der Regen den Staub abgewaschen hat.

Die Feldmäuse werden schädlich, wenn sie sich zu sehr vermehren. Wenn es deren viele giebt, so darf man keinen Acker vor Winters dungen, und kein Kleestück mit Mist überstreuen, weil sie sonsten darinnen nisten und sich leichter überwintern können. Die Stoppelfelder muß man so schnell als möglich umreissen, und es müssen Personen hinter dem Pflug nachgehen, die mit einem Besen die hervor springenden Mäuse todtschlagen. Man kann auch Hunde und Katzen mitnehmen, die Mäuse zu fangen. Hier

und da muß man Bögen von Felbern = und Haseln=gerten stecken, damit sich die Raubvögel darauf setzen und den Mäusen auflauren können. Nach der Saat muß das Feld immer besichtiget, und wo sich Maus=flecken finden, wieder Bögen gesteckt und die Maus=löcher zugestampft werden. Auch thut es gut, wenn man erdene glasurte Häfen, von 3 bis 4 Maas groß, eingräbt, daß der Rand fast der Erde gleich kommt; in diese füllt man etwa das Drittel Wasser und wirft etliche Brocken gebranntes Brod hinein. In diesen Häfen fängt man alle Tage viele Mäuse, die in dem Wasser ersaufen, und wenn man viele der=gleichen Häfen eingräbt, die Zahl dieser ungebette=nen Gäste merklich vermindern.

Die **Maulwürfe** sind ebenfalls schädlich, be=sonders auf Wiesen und in Gärten, wenn sie sich zu sehr vermehren. Man entledigt sich ihrer durch allerley bekannte Fallen, oder man paßt ihnen auf, wenn sie schieben oder aufwerfen, wobey man sie leicht, wenn man man schnell dabey verfährt, mit ei=ner Haue heraushauen und tödten kann. Nüsse oder Mandeln mit Schierlingskraut abgekocht, und die Kerne oder Mandeln in die Maulwurfsgänge gelegt, tödten sie auch. Man muß aber das Geschirr, wor=innen man dieses Gift kocht, daß Wasser und die ge=kochten Nüsse und Mandeln wohl verwahren und in Obacht nehmen, damit weder Menschen noch Vieh dadurch ums Leben kommen. Die Maul=würfe sind geschworne Feinde der Werren und En=gerlinge, sie fressen solche und ihre Eyer begierig und vertilgen sie bald aus den Gärten. Nach=dem sie diesen Dienst geleistet haben, muß man die überflüssigen wegfangen.

Der **Hamster** oder **Erdzeisel** ist ein sehr schäd=

liches

liches Thier und vermehrt sich stark. In unsern Gegenden findet man keine; da wo es welche giebt werden sie ausgegraben oder in Fallen und Töpfen wie die Mäus gefangen.

Das Wild, sowohl rothes als schwarzes, hohes und niedriges, thut dem Landmann ausserordentlichen Schaden. Dagegen giebt es kein anderes Mittel, als gute Gehäge und Zäune und fleisiges Wachen. Wird in einem Lande des Wilds zu viel, so müssen die Unterthanen den Landesherren um dessen Verminderung angelegentlichst und bescheiden bitten: ist der Landesherr ein Menschenfreund und guter Regent, so wird er gewiß helfen; ist er dieses nicht, so überläßt man es Gott und der Zeit, die noch immer aus allen Nöthen geholfen haben. —

Nro. 49.

Was Bauersleute in Kriegsnoth, auch bey Streitigkeiten und Prozessen zu beobachten haben.

Ein alter Bauersmann, der in seiner Jugend Soldat gewesen, gab seinen heranwachsenden Söhnen folgende Lehren:

„Kinder, sagte er, ihr werdet nun groß, und ich sterbe bald! Es sind eurer so viel, daß ihr von eurem Erbtheil nicht leben könnt. Ihr müßt daher dienen. Dient ohne die höchste Noth nirgends als eurem Vaterland; denn diesem allein seyd ihr Blut und Leben schuldig. Greift der Feind unsern geliebten Landesherrn und sein Reich an, so waget euren lezten Blutstropfen daran. Denn auf der Wohlfahrt des Staats besteht auch die Wohlfahrt des Bürger- und Bauernstands. Geht nie ohne die dringendste Noth in fremde Dienste, und vergießt nie um schnöden Sold Menschenblut, auch helft nie die

wahre

wahre Freyheit unterdrücken. Habt ihr einmal eure eigene Haushaltungen und es wird Krieg, so fragt vernünftige Leute, ob er wohl auch unser Land treffen und wir Einquartierung bekommen könnten? Hält man dieses für wahrscheinlich, so eilet mit dem Anbauen so viel ihr könnt, und bauet besonders recht viel Gemüs. Heu und Stroh sammelt so viel als möglich ist, und schneidet es meist zu Futter oder Heckerling zusammen, weil sich dieser nicht so leicht wegfouraschiren läßt und weniger Raum einnimmt. Schlachtet mehr ins Haus, als sonst, damit ihr etwas habt den Feind zu begütigen. Kommt er nun wirklich ins Land, so seyd nicht mürrisch, sondern recht freundlich gegen die Soldaten. Gebt ihnen mit Willen alles was ihr habt; sucht ihnen, wo möglich, in allen Stücken zu Gefallen zu leben; wartet und pflegt ihrer, wenn sie verwundet sind, so werden sie aus Feinden Freunde, und schonen euch, wo sie können. Seyd dabey vorsichtig im Reden und Thun, daß sie keinen Argwohn gegen euch schöpfen. Vor allen Dingen aber laßt euch weder vom Feind noch vom Freund zu Verräthern oder Spionen gebrauchen, weil es unrecht und lebensgefährlich ist. Laßt euch auch niemalen von verwegenen Leuten anreitzen, euch gegen die Feinde zur Wehre zu stellen, oder ihnen heimliche Tücke zu beweisen. Darüber werden oft ganze Dörfer ruinirt und die Bewohner greulich mishandelt oder gar umgebracht. Eurer Obrigkeit gebt in Kriegszeiten willig, und was ihr nur immer geben könnt; sie sorgt nach dem Krieg auch väterlich dafür, damit euch wieder aufgeholfen werde."

So und dergleichen mehr sprach der alte erfahrne Mann mit seinen Söhnen vom Krieg. Hernach kam er auf die Prozesse zu reden, und sagte: so ge-

fährlich der Krieg für die Wohlfarth der Bauersleute ist, so gehen dadurch doch nicht so viel Haushaltungen zu Grund, als durch Zank, Streit und Prozesse. Man soll nicht streiten, als nur wenn es nicht anders seyn kann, um Schaden abzuwenden, oder wieder zu den Seinigen zu gelangen, wenn einem ein anderer zu nahe getreten ist. Denn Gott hat uns nicht zu Raubthieren gemacht, sondern er will haben, daß wir friedlich bey einander wohnen, einer dem andern helfen, und immer besser werden sollen. Wenn uns nun einer, der noch nicht weis, daß er dazu auf der Welt ist, Schaden zufügt, es sey, worinn es wolle: so dürfen wir ihm dies wohl verwehren. Nämlich erst mit guten Worten, und wenn dies nicht hilft, vor der Obrigkeit, die von Gott dazu gesetzt ist. Ja, in Nothfällen, wenn uns einer mit gefährlichen Waffen in der Hand angreift, darf man sich wohl seiner Haut wehren, und den Feind, der uns nach dem Leben strebt, zu Boden schlagen, eh er uns trift. Wo aber keine solche Gefahr ist, muß man die Sache der Obrigkeit überlassen. Ist der Schade, der einem zugefügt wird, nicht groß, oder nicht so beschaffen, daß er erst in Zukunft beträchtlich werde: so sucht in Güte auszukommen, und rechtet erst dann, wenn alle gütliche Vorschläge nichts mehr helfen wollen. Wenn auch ein Handel so beschaffen ist, daß man glaubt, es könne einem das Recht nicht fehlen, so soll man's doch wohl überlegen, und ehe man zu einem Doktor oder Advokaten geht, vorher noch verständige und unbefangene Leute um Rath fragen: ob die Klage gerecht sey, und ob man auch, wenn man das Recht gewinnt, nicht auf der andern Seite mehr für Unkosten, Mühe und Versäumniß verliehrt? Ueberhaupt

haupt ist das Sprichwort wahr: daß ein magerer Vergleich immer noch besser sey, als ein fetter Prozeß. Kleine Streitigkeiten und Beleidigungen sollte man nie vor die Obrigkeit kommen lassen, sondern sich lieber selbsten versöhnen und das gethane Unrecht einsehen, und seinen Gegenpart allzeit mit Liebe und gutem Willen entgegen gehn, dann würden nicht aus so vielen Kleinigkeiten oft große und schwere Rechtshändel entstehen. Auch ist es eines jeden Pflicht und Schuldigkeit, wenn sich ein paar mit einander streiten, daß er den Mittelsmann mache und die aufgebrachten Gemüther zu besänftigen suche, auch wenn das Recht zweifelhaft ist, es zu einem guten Vergleich für beyde Theile einleite.

Nro. 50.

Von der Noth des Viehes und wie man sich gegen dasselbe zu verhalten habe.

Das Vieh ist der beste Freund des Bauersmannes. Alle seine Arbrit am Acker ist vergebens, wenn ihm dieses keinen Dünger macht. Der Pflug zieht nicht selbsten, wenn nicht Ochsen oder Rosse ihn ziehen. Mangel und Noth regiert in der Kuchl und im Haushalten, wenn die Kühe keine Milch, Butter und Käse; die Schweine keinen Speck, Fleisch und Würste liefern. Und womit wollte man sich kleiden, wenn die Schaafe keine Wolle geben? — Es ist daher billig, daß man das Vieh wohl abwarte, und daß man es nicht ohne Noth plage uud martere. Gott hat das Vieh erschaffen, daß es ihm wohl gehe im Essen, Trinken und Ruhe, und uns Menschen hat er Vernunft gegeben, daß wir es brauchen, und ihm für seinen Nutzen wohl thun sollen, so lange es lebt. Das Vieh trägt wohl unsere Ungerechtigkeit und Grausamkeit, so wir an ihm begehen, mit Geduld, weil wir es von

Jugend auf zahm machen, allein es seufzt im Stillen zu Gott, wenn man es quält, und Gott straft auch gewiß das Unrecht und die Härte, die man an dem Vieh verübt. Es ist auch gewiß, je lieber einer sein Vieh hat, und je sorgfältiger er es abwartet, desto besser gedeihet es, und desto mehr Nutzen bringt es ihm. — Seyd daher klug und beobachtet nachstehendes:

Der Stall muß ein wenig abhängig für Pferde und das Rindvieh seyn, daß sie mit den Vorderfüßen etwas höher stehen. Es ist gut, wenn man den Boden so einrichtet, daß man die Dielen oder Läger im Sommer wegnehmen und den Stall erhöhen, im Winter aber mit Stroh und Streu belegen kann, damit er niedriger und wärmer wird. Pferd- und Schaafställe müssen ordentliche Fenster haben, denn in dunkeln Ställen werden die Pferde scheu, und die Schaafe gedeihen nicht gut. Reinlichkeit und frische Luft ist für alles Vieh eben sowohl ein Gesundheitsmittel als für die Menschen. Die Viehställe muß man daher alle Tage, auch im Winter, eine Stunde öffnen, und wenn stinkende Dünste darinnen sind, mit Essig und Kranebichsbeeren räuchern. Das Vieh muß auch alle Tage gestriegelt und abgerieben werden, auch muß man fleisig einstreuen, und jeder Stall muß oben Luft- oder Zuglöcher haben.

Füttere das Vieh reichlich mit gutem Futter und zu rechter Zeit, und schütte ihm nicht alles auf einmal vor. Je reiner das Futter und der Baren oder Trog ist, desto besser gedeiht es.

Damit dein Vieh, wenn etwa die Heu- und Grummeterndte verunglückt, nicht in Hungersnoth gerathe, so baue allezeit vielerley gute Futterkräuter und Gemüse, um allenfalls das Vieh davon zu erhalten. Setze dich mit dem Futter immer in Vorrath, und

halte

halte nicht mehr Vieh, als du gut ausfüttern kannst. Sieht es um die Heuernde schlecht aus, so besäe geschwind ein Stück Brachfeld mit gemischtem grünen Futter. Rechne allezeit auf einen langen Winter, und berechne deinen Futtervorrath genau, damit du in Zeiten Futter zu kaufen oder etliche entbehrliche Stücke Vieh verkaufen kannst, ehe die Noth kommt und du entweder theures Futter kaufen oder das Vieh unterm Preis verkaufen mußt.

Wenn ein Thier krank wird, welches man an seiner Traurigkeit, kalten Ohren, trüben Augen, erhitzten und trockenen Maul, sträubigen Haar, Unlust zum Fressen und Saufen und andern bekannten Merkzeichen mehr wahrnehmen kann, so macht man den Anfang der Kur damit, daß man es mit der Arbeit verschont und ihm kein hartes Futter und kein kaltes Saufen giebt. Dann geht man zu einem bewährten Vieharzt, und kann dieser nicht selbst kommen und das kranke Vieh sehen, so beschreibt man ihm alle Umstände davon eben so akkurat, als man sie von einem kranken Menschen beschreibt.

Die Pferde oder Rosse gesund zu erhalten, sammle Saamen von der großen Brennessel, trockne ihn, und reibe ihn zu Pulver, davon menge oft eine Handvoll unter das Futter. Klar geschnittener gemeiner Rollen- oder Rauchtabak jezuweilen eine halbe Handvoll unter das Futter der Rosse gemischt, ist ihnen sehr gesund und sichert sie vor mancher Krankheit. Alter Haber und altes Heu sind das gesündeste Futter für die Rosse. — Die Füße soll man den Rossen immer trocken und rein halten, beständig auf trockne Streu stellen und ja die Eisen niemals, wie es leider durchaus die leidige Gewohnheit ist, heiß aufprobiren, davon der Huf über kurz oder lang verdirbt. Wenn

ein Pferd erhizt ist, darf man es nicht gleich ins Wasser reiten oder saufen lassen, man muß es auch nicht übertrieben in der Arbeit oder auf Reisen, davon kommen die meisten Zufälle bey den Rossen her. Ist ein Pferd auf solche Art verwahrloset, daß es rähe oder rach worden ist, so muß man es warm reiten oder im warmen Stall mit warmen Strohwischen reiben, bis der Schweiß kommt. Ist das Thier aber schon zu steif, so behängt man es im Stall mit warmen Decken und giebt ihm alle 2 Stunden 1 Loth Hollersulz oder Holler = Lattwergen im warmen Bier ein, und reibt es dabey fleisig mit Stroh, bis es schwitzt. Wenn ein Pferd sich nach langen Hunger überfressen, oder wenn es von der Windkolik aufgebläht ist, so gieb ihm vor allen Dingen ein oder etliche Klystiere von Käs = Papelkraut, Kamillen und Bingelkraut, jedes einer Handvoll in 2 Seidel Wasser eine Viertelstunde lang gekocht, und ein paar Löffel voll Oehl darein gethan. Wenn ein Pferd das Stallen übergangen und nicht stallen kann, so führe es in einen Schaafstall, und laß es eine Viertelstunde darinn stehen. Auch ist es gut, ihm Oehl aufs Kreuz zu gießen und es stark einzureiben.

Das Rindvieh gesund zu erhalten, ist es sehr gut, ihm alle Morgen, wenigstens über den andern Tag, das erste Futter mit Salz zu bestereuen. Ist ein Versehen in der Fütterung mit Klee wider die Regeln, die in diesem Büchlein angegeben wurden, geschehen, und das Vieh lauft auf oder wird aufgebläht, so nimm ein Stück von einer Inslichtkerze, und stecke ihm solches ganz, wie es ist, in den Schlund, daß es dasselbe hinunterschluckt. Ein Seidel voll recht starkes Mistwasser ist auch gut. Auf beydes muß das Thier herumgeführt werden. Sollte es nicht bald helfen, so ist das einzige Mittel, es in den Wanst zu stechen, damit die gesammelte Luft heraus fahren kann. Man tritt auf die linke Seite des Thiers in der Gegend der Lenden. Hier legt man die linke Hand so auf den aufgeschwollenen Bauch, daß der Spitzfinger mit dem Daumen einen

Winkel macht, und daß jener oben vor dem Rückgrad, und der Daumen hinter der letzten Ribbe liegt. Auf solche Art wird man die sogenannte Hungergrube (Hungerlücke) im Winkel der beyden Finger haben, und in diese geschieht der Stich etwas schräg einwärts, entweder mit einem dazu erfundenen besondern Messer, welches ein Trokar genannt wird, oder mit einem gewöhnlichen Tischmesser. Der Stich wird bey erwachsenem Vieh fast eine Spanne und bey jungem eine halbe Spanne tief gemacht. Ist er mit einem gewöhnlichen Messer geschehen, so zieht man es nicht gleich wieder heraus, sondern man bewegt es etwas hin und her, und schiebt darneben eine Röhre von Holler oder Blech in die Oeffnung, welche überall viele Löcher hat, und oben durch ein daran befestigtes Querhölzlein gehindert wird, tiefer hinein zu fahren, als das Messer. Diese Röhre läßt man so lang darinn, bis aller Wind herausgefahren, und das Thier wider seine natürliche Dicke hat. In die Wunde streicht man alsdann ungesalzene Butter, und darüber etwas Wagenschmier, davon sie wieder zuheilt. Die ersten Tage nach dem Stich giebt man wenig Futter, und klystiert das Thier etlichemal.

Bekommt ein Stück Rindvieh von großer Hitze und Durst die Blatter, so schneide die bleyfarbige Blatter, welche an der Zunge oder am Ausgang des Mastdarms sitzt, mit einem scharfen Messer auf, drücke mit einem Lappen das darinn befindliche Blutwasser rein aus, und wasche die Wunde mit Essig. Mache darauf dem Vieh einige Tage lang das Saufen mit Vitriolspiritus ein wenig säuerlich, oder koche ihm einen Trank mit Sauerklee oder Sauerampfer.

Den Schaafen dient zur Gesundheit folgendes Kräuterpulver. Sammle Quendel, Schaafgarbe, Majoran, Thymian, Weinraute, Salbey, Kümmel, Anis und andere wohlriechende Kräuter, wenn sie anfangen zu blühen; trockne sie im Schatten, und mache sie zu Pulver. Davon mische den Schaafen erst ein wenig, bis sie es gewohnt werden, und hernach ein Drittel unter das Salz zum Lecken, und gieb ihnen recht oft Salz. Dabey behüte sie vor stehenden Wassern, verschlemmten Futter, und heißen dumpfigen Ställen. Wenn ein Schaaf von Klee oder anderm weichen Futter

worinn es sich überfrißt, aufläuft, so stecke ihm ein Strohband ins Maul, und binde es über den Kopf zusammen, welches die Schaafhirten aufzäumen nennen, und dabey laß es frey herum springen, bis es den Klee heraus wirft.

Schweine dürfen, wenn sie noch jung sind, nicht heiß und nicht zu gut gefüttert werden, müssen auf den Stall immer trocken liegen, und wöchentlich einmal eine Handvoll Buchenasche unter das Fressen bekomen. Es darf ihnen nie an Saufen fehlen, und im Sommer muß man sie an heißen Tagen nicht austreiben. Wer sie so hält, verliert keins an der Bräune. Wider diese Krankheit ist das beste Mittel, gleich im Anfang dem Thier etlichemal Ader zu lassen. Das sogenannte Rankkorn oder Gerstenkorn, welches die Schweine von großer Hitze und Durst bekommen, ist eben die Krankheit, wie die Blatter beym Rindvieh, und wird auch so kurirt, indem man das Schwein auf den Rücken wirft, ihm das Maul mit einem Stock aufsperrt, und die Blatter, welche am Gaumen sitzt, aufschneidet.

Wenn Vieh von einem wüthigen Hund gebissen wird, so brenne die Wunde sogleich mit einem glühenden Eisen. Hernach streue ein wenig Spanisch-Fliegenpulver darauf, und belege sie mit einem Pflaster von Wachs, Inslicht und Wagenschmier oder Pech zu gleichen Theilen unter einander geschmolzen. Durch dieses Pflaster erhalte die Wunde 3 bis 4 Wochen lang im Schwären: indem du, weñ es nachläßt, wieder ein wenig Spanisch-Fliegenpulver einstreuest. Innerlich gieb dem gebissenē Thier fünf Abende nach einander, nach dem letzten Futter, Wolfskirschenblätter ein. Einem Pferd erst 4, 5 und zuletzt 6 Loth, die man klein geschnitten unter den Haber mischt; einem Füllen 1 bis 3 Loth. Einer Kuh oder einem Ochsen 1 bis 2 Loth. Schaafen, Ziegen und Schweinen 1/2 bis 1 Loth. Hat man gepulverte Wurzel, so giebt man davon jedem nur halb so viel.

Von den vielen andern Krankheiten des Viehes wird bald ein besonderes zweytes Bändchen dieses Büchleins ans Licht gestellt werden.

Ende des ersten Bändchens.

Innhalt.

Innhalt.

Nro. Seite.

1. Vom Brodbacken, und was dabey zu beobachten ist. 20
2. Wie verdorbenes Getraide zu verbessern ist. 25
3. Von den Kartoffeln oder Erdäpfeln. . . 29
4. Vom Zugemüse und dessen Aufbewahrung. . 38
5. Von giftigen Wurzeln. . . 43
6. Von den giftigen Gartenkräutern. . 47
7. Von giftigen Beeren und Kirschen. . 49
8. Vom giftigen Gesäme oder Saamwerk. . 50
9. Von den Giftgewächsen insgemein. . . 52
10. Vom Obst und dessen Nutzen. . . 57
11. Vom Brenn- und Speißöhl. . . 65
12. Was bey dem Fleisch in Acht zu nehmen. . 68
13. Vom Wasser. . . 77
14. Vom Bierbrauen. . . 80
15. Vom Brodbier. . . 91
16. Vom Obstwein. . . . 94
17. Vom Essig und dessen Nutzen. . 99
18. Vom Brandtwein und dessen Nutzen und Schaden. 103
19. Von der Reinlichkeit im Hauswesen, als ein Mittel zur Gesundheit. . . 105
20. Das Gegenstück vom vorstehenden. . 112
21. Von der Unmäßigkeit. . . 116
22. Von der Kleidung. . . 120
23. Von der Wohnung und den Hausgeräthschaften. 127
24. Michel Wolfs Ehestandsgeschichte, schlechte Kinderzucht und deren Folgen. . 136
— Wie Kinder bey einer verkehrten Erziehung das Lügen lernen. . . 149
— Wie ungenügsame Eltern durch ihr Beyspiel ihre Kinder neidisch und unglücklich machen. . 153
25. Herrn Flinks Haus- und Gesindordnung. 156
26. Von der Ehre. . . 165
27. Was Wilhelm Denker für ein Mittel erwählte, um zu einem kleinen Gute zu gelangen 169
28. Auszug aus Wilhelm Denkers Reisebeschreibung. 172
29. Vom Planetensystem, und etwas vom Kalender und der Zeitrechnung. 195
30. Vom gescheiden Bauern Kleinjogg. . . 218
31. Wilhelm Denker fängt eine eigene Haushaltung an. 223

Nro.

Innhalt.

Nro. Seite.

32. Unterricht vom Kleebau. . . 235
33. Wilhelm Denkers Kunst zu sparen und reich zu werden. 241
34. Vom menschlichen Leib, von den rechten Aerzten, und vom Betrug der Quacksalber und Marktschreyer. 245
35. Die Kunst alt zu werden, und Lebensordnung für Gesunde und Kranke ꝛc. . . 255
36. Was man thun muß, damit man die Leute nicht lebendig begräbt. . . 262
37. Wie man es erfahren kann, ob jemand wirklich todt ist. 266
38. Wie man mit erfrornen Leuten umgehen soll. 267
39. Wie man Ertrunkene retten kann. . 274
40. Wie man allerley Erstickte wieder zu sich bringen kann. 281
41. Wie man erhenkte oder erwürgte Menschen wieder lebendig macht. . . 284
42. Von den Mitteln wider den wüthigen Hundsbiß. 286
43. Von Ottern, Kroten, Spinnen, Bienen, Wespen und andern Insekten, so den Menschen durch ihren Biß oder Stich schaden, und den Mitteln dargegen. 290
44. Vom Behexen, Zaubern und Vergiften. 293
45. Feuerkatechismus für Junge und Alte. . 297
46. Vom Verhalten bey Gewittern. . 302
47. Wie man sich in Misjahren helfen und vor Hungersnoth bewahren kann. . 307
48. Vom Unkraut, Ungeziefer und anderer Gartennoth. 310
49. Wie man sich in Kriegszeiten, bey Streit und Prozessen zu verhalten hat. . 318
50. Von der Noth des Viehes. . . . 321

Nachricht an den Buchbinder.

Die Kupferplatten werden vorsichtig zerschnitten und nachfolgend eingebunden: Lit. A. Seite 44. Lit. B. und C. S. 48. 49. Lit. D. S. 50. Lit. E. S. 174. Dann wird das Blatt Tab. II. zur Seite 196. ganz oder unzerschnitten eingebunden. Nun folgt das kleine Blatt Lit. F. S. 229. Lit. G. S. 230., und Lit. H. zur S. 237. Will es der Buchbinder schöner und dauerhafter machen, so zieht oder kleistert er jedes der kleinen Kupferblatten auf ein Octavblatt weises Papier gerade in die Mitte auf, und bindet diese Blätter an angezeigten Orten richtig ein.

Bayerische Staatsbibliothek München

Hochgeehrter H[illegible]

Und Freu[illegible]

[illegible] der wohlseyhig [illegible]
ich mich erkündige [illegible]
ich habe nuhr Brauer[illegible]
schreiben Attestat[illegible]
der Wahrheit nach die h[illegible]
treffen daß sie [illegible]
mit schicken aber mein[illegible]
bey meinen Brüder [illegible]
wie er der [illegible] stunde [illegible]
habe ich ihr Eltern [illegible]
hütten schreiben einen [illegible]
der alt habe [illegible]
Jetzt [illegible] ob sie nicht [illegible]
schreiben aber sie [illegible]
aber bleibt oder nicht. [illegible]

habe [illegible]

Freund[illegible]

ist auch einmahl erschrecklich
[illegible] in der Kirch an der
[illegible] [illegible] [illegible] sunder
der Schmerz [illegible] [illegible] geworden
[illegible] geblieb[en] [illegible] [illegible] Vetter
[illegible] haben für das zeitte
[illegible] ein Klotz [illegible] oder
[illegible] [illegible] zu machen
[illegible] ist. Zeug [illegible] [illegible]
[illegible] folgen 4 [illegible]
[illegible] kauft und ist 5 fl 9 x

Dero gehorsamster
[illegible] Sohn
[illegible]
[illegible] [illegible] [illegible]
zu [illegible] [illegible] oder
[illegible]

X00.-
21.11.83

X0.-
März 85

IBR Nr. 4227
Jahr: 1992

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Becker, Rudolf Zacharias, 1752-1822 / Jacobi, Johann Georg Friedrich, 1748-1824 [Herausgeber] / Jacobi, Johann Georg Friedrich, 1748-1824 [Verfasser eines Vorworts] [Mitwirkender]
Unterricht- Noth- und Hülfsbüchlein für Bürgers- und Bauersleute

Bd.: Erstes Bändchen

Weissenburg in Franken 1790

Oecon. 201 p-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10293962-2
VD18 90645693